

Julia Graf
Kristin Ideler
Sabine Klinger
(Hrsg.)

Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt

Theorie, Praxis, Perspektiven

Verlag Barbara Budrich

Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt

Julia Graf
Kristin Ideler
Sabine Klinger (Hrsg.)

Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt

Theorie, Praxis, Perspektiven

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2013

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Dieses Werk ist im Verlag Barbara Budrich erschienen und steht unter folgender
Creative Commons Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/>
Verbreitung, Speicherung und Vervielfältigung erlaubt, kommerzielle Nutzung und
Veränderung nur mit Genehmigung des Verlags Barbara Budrich.



Dieses Buch steht im OpenAccess Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen
Download bereit (<http://dx.doi.org/10.3224/86649464>)
Eine kostenpflichtige Druckversion (Printing on Demand) kann über den Verlag
bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-86649-464-0
DOI 10.3224/86649464

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow
Satz: R + S, Redaktion + Satz Beate Glaubitz, Leverkusen
Verlag Barbara Budrich, <http://www.budrich-verlag.de>

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung: Subjekt und Struktur – Ansatzpunkte für den Wandel von Geschlechterverhältnissen!?	9
<i>Julia Graf, Kristin Ideler, Sabine Klinger</i>	
Konstruktion und Struktur: Zentrale Kategorien in der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft	19
<i>Regina Becker-Schmidt</i>	
Feminismus, wo steckst Du? Oder: Mit Regina Becker-Schmidt zu einer feministischen Gesellschaftskritik	43
<i>Tina Jung</i>	
Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen	59
<i>Paula-Irene Villa</i>	
Subjekte und ‚ihre‘ Körper. Politiktheoretische Überlegungen	79
<i>Gundula Ludwig</i>	
Subversion, wo steckst Du? Eine Spurensuche an den Universitäten ...	93
<i>Tove Soiland</i>	
Die zaghafte Suche nach dem Subjekt der Veränderung. Schlaglichter auf marxistische und feministische Zeitdiagnosen im Anschluss an Tove Soiland	115
<i>Stefan Schoppengerd</i>	

‚Subjekt‘ als Widerstand? Einige Annäherungen aus feministischer Perspektive <i>Susanne Maurer</i>	131
Die Praxis der Geschlechter(in)differenz und ihre Infrastruktur <i>Stefan Hirschauer</i>	153
Ich sehe was, was Du nicht siehst! Anmerkungen zu den Praktiken der Neutralisierung <i>Ortrun Brand</i>	173
Geschlecht, wo steckst du? Überlegungen zu den Konsequenzen einer kritisch-feministischen Wissenschaft und Politik <i>Julia Graf, Kristin Ideler, Sabine Klinger</i>	187
AutorInnenverzeichnis	193

Vorwort

Der vorliegende Sammelband entstand im Rahmen der Veranstaltungsreihe „*Geschlecht, wo steckst du? Eine Spurensuche zwischen Struktur und Subjekt*“, die von Mai bis Juli 2011 an der Philipps-Universität Marburg stattgefunden hat. Initiiert und durchgeführt wurde diese vom interdisziplinären Promotionskolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Organisation und Demokratie“¹. Unterschiedliche VertreterInnen² aus verschiedenen Disziplinen der Wissenschaft haben aus diversen Perspektiven die Vorträge der Veranstaltungsreihe gestaltet, die dank ‚Podcast-Kombinat‘ als Audiomitschnitte zur Verfügung stehen³. Die Vorträge wurden mit großem Interesse von den ZuhörerInnen⁴ verfolgt und kritisch diskutiert. Die spannenden Debatten, Denkanstöße und im Nachklang der Vortragsreihe vollzogenen Denkbewegungen sollen – neben den Vorträgen selbst – in dieser Publikation abgebildet werden. Aus diesem Grund wurden neben den Beiträgen der Vortragenden auch weitere relevante Beiträge hinzugenommen. Der Reiz dieses Sammelbandes liegt neben der Interdisziplinarität auch darin, die Positionen und Perspektiven namhafter WissenschaftlerInnen in der feministischen Frauen- und Geschlechterforschung neben jenen von NachwuchswissenschaftlerInnen zu platzieren und hierdurch eine dialogisch angelegte gegenseitige Befruchtung zu ermöglichen.

1 www.uni-marburg.de/genderkolleg

2 Vorgetragen haben Regina Becker-Schmidt, Bettina Dausien, Stefan Hirschauer, Andrea Maihofer, Tove Soiland, Paula-Irene Villa.

3 Die Vorträge stehen als Podcast zur Verfügung: <http://www.uni-marburg.de/fb03/genderkolleg/events>

4 Es gibt inzwischen eine ganze Bandbreite von Ansätzen, mit geschlechtergerechter Sprache umzugehen. In diesem Buch wurde zwischen den einzelnen Beiträgen keine Vereinheitlichung vorgenommen, weil davon ausgegangen wird, dass der jeweilige Umgang mit dem Thema geschlechtergerechte Sprache bereits erste Anhaltspunkte dafür liefert, welches Verständnis von Geschlecht dem jeweiligen Text zugrunde liegt. So verweist beispielsweise die Verwendung des Gender Gap (Wissenschaftler_innen) darauf, die Zweigeschlechtlichkeit hinterfragen zu wollen (vgl. Hausbichler 2008).

Wir danken der Hans-Böckler-Stiftung für die finanzielle Unterstützung bei der Erstellung dieser Publikation und bei der Durchführung der Veranstaltungsreihe. Für ihre Hilfe bei der Umsetzung und Bearbeitung unserer Ideen möchten wir auch Aylin Kortel, Karolina Dreit und Gianna Schlichte, unseren wissenschaftlichen Hilfskräften, danken. Unser Dank gilt auch den Autorinnen und Autoren für ihre Bereitschaft, die Texte anzufertigen, und für die gute Zusammenarbeit, sowie den Mitgliedern des Promotionskollegs für produktive gemeinsame Diskussionen. Es war uns eine Freude, gemeinsam zu arbeiten und zu denken!

Julia Graf, Kristin Ideler, Sabine Klinger

Einleitung

Subjekt und Struktur – Ansatzpunkte für den Wandel von Geschlechterverhältnissen!?

Julia Graf, Kristin Ideler, Sabine Klinger

1. Ausgangspunkt und Fragestellungen

Die Quote als Instrument zur Bekämpfung von Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern ist seit der neuen Frauenbewegung ein immer wieder kontrovers diskutiertes Thema (nicht nur) in politischen Auseinandersetzungen. Im Zentrum steht die Frage, welche Hebel angesetzt werden können und sollen, um nach wie vor bestehende Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten abzubauen und Geschlechterparität zu erreichen. Strittig ist hierbei, welche Instrumente wirksam und wünschenswert sind und auf welcher Ebene diese ansetzen sollten. Auf der einen Seite wird dafür plädiert, Frauen individuell – beispielsweise durch Bildungsangebote und Förderprogramme – in die Lage zu versetzen, es aus eigener Kraft zu schaffen, Führungspositionen einzunehmen. Eine solche Position wird von vielen GegnerInnen einer festen Frauen-Quote¹ vertreten. Auf der anderen Seite wird dagegen argumentiert, dass die Ausschlussmechanismen und Barrieren so tief verankert sind, dass einzelne Frauen nur schwer eine Chance haben, und es vielmehr eines strukturellen Wandels bedürfe, um tatsächliche Gerechtigkeit zu erreichen. Als mögliche Instrumentarien, um diesen strukturellen Wandel zu beschleunigen, werden unter anderem die fest verpflichtende Frauen-Quote und eine allgemeine Verkürzung von Arbeitszeiten debattiert. Beides zielt darauf ab, einen grundlegenden Wandel von Arbeits- und Geschlechterkulturen anzustoßen. Hieran wird bereits deutlich, dass es sehr unterschiedliche Konzepte davon gibt, wie und auf welcher Ebene die Bekämpfung von (Geschlechter-)Ungleichheiten ansetzen sollte: Bedarf es eines strukturellen Wandels von Gesellschaftsverhältnissen oder soll ein Wandel in erster Linie auf der Subjektebene – beispielsweise durch (Weiter-)Bildungsangebote und „Identitätsentwicklung“ – befördert werden?

Die Debatte um die richtigen Ansatzpunkte für den Wandel von Geschlechterverhältnissen und die sich daraus ergebenden Fragen, werden in

1 In der aktuellen Debatte wird sie diskutiert, um den niedrigen Anteil von Frauen in Führungspositionen in der Wirtschaft zu erhöhen, der 2011 bei 3% aller Vorstandsposten lag (vgl. Holst/Schimeta 2012).

diesem Sammelband und der vorangegangenen Vortragsreihe auf die Kurzform „Geschlecht, wo steckst du?“ gebracht. Die Frage und die sich auf sie beziehenden Debatten spielen für feministisch orientierte Forschung und Politik seit ihrem Entstehen eine wichtige Rolle, und an diesen Debatten lassen sich auch – so die Ausgangsthese dieses Bandes – wesentliche (Gegen-)Positionen der gegenwärtigen Frauen- und Geschlechterforschung markieren. Für uns stellen sich die Fragen, welchen Beitrag die (feministische) Wissenschaft für das Projekt eines Abbaus von Geschlechterungleichheiten leisten kann, und auf welchen Ebenen ein solches Projekt ansetzen sollte. Diese Fragen stehen im Zentrum des Buches. Wir folgen hierbei einem Wissenschaftsverständnis, das sich aus der feministischen, frauenbewegten Tradition speist, von einer engen Verknüpfung von feministischer Forschung und Politik ausgeht und dessen normativ geteiltes Ziel der Abbau von Macht und Herrschaft ist.

Die eher politische und handlungsorientierte Frage, auf welcher Ebene Projekte zur Bekämpfung von Ungleichheiten ansetzen sollten, wird im wissenschaftlichen Kontext zumeist übersetzt in die Frage, auf welcher Ebene geschlechtliche Ungleichheiten entstehen und wie sich diese erklären lassen: Entstehen sie stärker auf der Ebene der Subjekte – d.h. individueller Verortungen – und/oder auf der Ebene gesellschaftlicher Strukturen? Dieses Entweder-Oder macht das Debattenspektrum deutlich, in dem die Beiträge dieses Bandes zu verorten sind, und kann mit Hilfe des Bildes von zwei eher idealtypischen als real vorfindbaren Polen skizziert werden. Der eine Pol macht als Einflussfaktor für Ungleichheiten Strukturen wie die gesellschaftliche Arbeitsteilung aus, der andere Pol sieht den Keim von Ungleichheiten eher auf der Ebene von Subjektpositionen. Zwischen diesen Polen befindet sich ein Kontinuum, auf dem viele unterschiedliche, teils auch vermittelnde, Positionen angesiedelt sind.

Entweder: Die Strukturen im Fokus

Der eine Pol speist sich stärker aus einer materialistischen Tradition und geht davon aus, dass das Hauptaugenmerk bei der Analyse geschlechtlicher Ungleichheit auf gesamtgesellschaftliche Prozesse – wie beispielsweise die Verteilung und Organisation von Erwerbsarbeit – zu lenken sei. Hieraus ergibt sich, dass die zentrale Stellschraube zur Bekämpfung von Ungleichheiten die Umformung dieser gesellschaftlichen (Macht)Strukturen sei. In einer solchen Tradition wird von unterschiedlichen Seiten darauf hingewiesen, dass es im feministischen Denken einen Mangel an sozialwissenschaftlichen und gesellschaftlichen Analysen gibt (vgl. Villa 2008) und eine durchdachte feministische Gesellschaftstheorie fehlt (vgl. Klinger/Knapp 2007). Solche Analysen können z.B. zur Ermöglichung der gleichen Teilhabe von Frauen und Männern

an bezahlter und unbezahlter Arbeit auf eine radikale Arbeitszeitverkürzung abzielen².

Als zentrales Problem derzeitiger Wissenschaft wird von Vertreter/innen dieses Ansatzes häufig bezeichnet, dass die Übereinstimmung der (feministischen) Geschlechterforschung mit postmodernen Ansätzen zu einer temporären und momentan dominierenden (riskanten) Abwehr von Strukturanalysen des Geschlechterverhältnisses geführt hat: Die De-Thematisierung ökonomischer Verhältnisse zugunsten anderer, hauptsächlich kultureller (Repräsentations-)Formen des Geschlechts, insbesondere im Zusammenwirken mit (de)konstruktivistischen Ansätzen, lässt bisweilen vergessen, dass es durchaus so etwas wie Großstrukturen gibt, die bürgerlich-kapitalistische Geschlechterverhältnisse kennzeichnen und die von anderen Differenz- bzw. Hierarchiesystemen eben nicht vollkommen außer Kraft gesetzt werden (vgl. u.a. Fraser 2009, s. auch Schoppengerd und Soiland in diesem Band).

Oder: Die Subjekte im Fokus

Der zweite Pol hat in erster Linie die Subjekte und deren Interaktionen im Blick. Es wird verstärkt auf die Subjektfrage (hierzu Dausien 2006/Maihofer 2002) und die Analyse von individuellem Handeln abgezielt, um hierdurch Ansatzpunkte für die Bekämpfung von Ungleichheiten zu erzielen. Ziel ist es, durch die Analyse individueller Erfahrungen und persönlicher Lebensverhältnisse darin eingelagerte gesellschaftliche Strukturen und historisch verdeckte Geschlechterverhältnisse sichtbar und kritisierbar zu machen. Das Forschungsinteresse besteht darin wissenschaftlich nachzuweisen, dass Geschlecht kein biologisches Schicksal ist, sondern eine gesellschaftliche Zuweisungs- und Zwangsstruktur, die Individuen, ihre psychische Struktur, ihr sexuelles Begehren und ihre Geschichte formen. Dabei erhält die Frage nach den Handlungsspielräumen der Subjekte und der Veränderbarkeit gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse einen prominenten Platz (vgl. Dausien 2006: 24). Die dahinter stehende These ist, dass es einer Veränderung bei den und durch die einzelnen Menschen bedarf, um geschlechtliche Ungleichheiten zu bekämpfen. Einer solchen Perspektive zugehörig sind Ansätze, die sich mit Interaktionen sowie der Sozialisation beschäftigen, aber auch solche, die die Ursache für geschlechtliche Ungleichheiten in der individuellen Konstruktion von Geschlechterleitbildern sehen.

2 Subjektorientierte ForscherInnen würden entgegenen, dass die Umverteilung und Verkürzung der bezahlten Arbeit aufgrund der eingelassenen Symbolik der Geschlechterordnung hinsichtlich der unbezahlten Pflege- und Sorgearbeit noch lange keine Verbesserung hinsichtlich der Geschlechtergerechtigkeit zur Folge haben muss.

Sowohl als auch: Dialoge zu Subjekt und Struktur

Zwischen diesen beiden Polen gibt es eine Reihe von vermittelnden Positionen und Vermittlungsversuchen, die die Bedeutung und gegenseitige Einflussnahme beider Ebenen (Struktur und Subjekt) betonen. Eine solche vermittelnde Position scheint inzwischen zum common sense in der Frauen- und Geschlechterforschung zu gehören. Allerdings gibt es auch hier deutlich unterschiedliche Prioritätensetzungen: So wird zwar von vielen betont, dass es wichtig sei, beide Ebenen in die Analyse einzubeziehen, in der tatsächlichen Umsetzung wird dann – so eine der Ausgangsthese der Herausgeberinnen bei der Beschäftigung mit dem Thema – allerdings zumeist auf eine der Ebenen fokussiert. Und schlussendlich steht wieder die Frage der Positionierung im Raum: Geht es um die identitäts- und subjekttheoretische Bedeutung von Geschlechtszugehörigkeit, die Beziehung zwischen den Geschlechtern oder richtet sich die Diagnose auf die gesellschaftliche Organisation von Geschlechterverhältnissen (Knapp 2008: 297)? Mit einer solchen Positionierung sollte nach Auffassung der Herausgeberinnen allerdings auch immer die Frage nach den sich daraus ergebenden politischen Handlungserfordernissen verknüpft werden – ein Anspruch, dem die wissenschaftliche Praxis allerdings selten gerecht wird (oder gerecht werden kann?).

Das Innovative dieses Sammelbandes liegt darin, dass neben theoretisch geprägten Beiträgen zu bereits etablierten subjekt- und strukturtheoretischen Ansätzen auch Beiträge zu lesen sind, welche diese Überlegungen aufgreifen, sie kritisch befragen und sie vor dem Hintergrund der Frage nach deren Konsequenzen für ein an Geschlechtergerechtigkeit interessiertes (gesellschaftliches und wissenschaftliches) Projekt weiterdenken.

Als grundlegende Frage für alle Beitragenden steht im Zentrum, wie subjekt- und strukturtheoretische Überlegungen zu Geschlecht gemeinsam gedacht werden können und welche Zwischenpositionen und Vermittlungen zwischen beiden Sichtweisen denkbar sind. Hierzu finden sich insbesondere in den ersten Beiträgen des Bandes Ansätze. Wie bereits deutlich wurde, steckt dahinter die Annahme, dass sich aus der Beantwortung der Frage nach dem Zusammenspiel und der Bedeutung von Subjekt und Struktur auch Rückschlüsse auf die konkreten Möglichkeiten und Ansatzpunkte für die Beförderung einer Demokratisierung von Geschlechterverhältnissen ziehen lassen. Weiters ist von Interesse, wie sich konkrete (feministische) Wissenschaft gestalten kann, die den Blick sowohl auf die Subjekt- als auch auf die Strukturebene richtet. Auch wenn die „Lokalisierung“ von Geschlecht(erddifferenz) innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung divers diskutiert wird und von einer gemeinsamen Problemstellung, Methode und Schlussfolgerung nicht die Rede sein kann, geht doch ein breiter Strang des feministischen Denkens und der institutionalisierten Frauen- und Geschlechterforschung von dem Beauvoirschen Leitmotiv aus: „Man wird nicht als Frau geboren, man

wird es“ (Beauvoir 1992: 265). Dieser Beauvoir'sche Grundgedanke richtet die Aufmerksamkeit auf soziale Aspekte des Geschlechts – die alltagsweltliche Annahme, dass Geschlecht objektiv, faktisch und unveränderlich gegeben ist, wird damit herausgefordert (Villa 2008: 201). Das Besondere der (feministischen) Frauen- und Geschlechterforschung ist zudem, dass sie sich aus den Frauenbewegungen entwickelt hat. Das bedeutet, dass der geschlechtertheoretische Diskurs eng mit den politischen Perspektiven der Frauenbewegungen verbunden ist und die Frage nach dem Subjekt sowie die Frage nach den gesellschaftlichen (Macht-)Verhältnissen von Anfang an unmittelbar miteinander verknüpft waren. Der Satz „das Private ist politisch“ ist (war) stets Leitlinie kritisch-feministischer Forschung.

Es wurde bereits deutlich, dass die Herausgeberinnen sich einem Verständnis von Frauen- und Geschlechterforschung anschließen, das Wissenschaft eng auf das normative Ziel der Überwindung von Macht und Herrschaft verpflichtet. Deshalb werden die Beiträge sich auch mit der Frage beschäftigen, wie Geschlecht vor dem Hintergrund der Überlegungen zu Struktur und Subjekt als Macht- und Herrschaftskategorie gefasst werden kann.

2. Überblick und Zusammenfassungen der Beiträge

Die Beiträge in diesem Buch sind von sehr unterschiedlichen Perspektiven geprägt und spiegeln die oben beschriebenen Pole und Zwischenpositionen wider.

Den Ausgangspunkt bildet der Beitrag von *Regina Becker-Schmidt*, die sich dafür ausspricht, die Unterscheidung zwischen Geschlecht als sozialer Konstruktion einerseits und als Verdichtung gesellschaftlicher Strukturen andererseits nicht als einander ausschließend zu fassen, sondern vielmehr aus beiden Perspektiven Erkenntnisse für die Forschung zu gewinnen. Zur Untermauerung ihres Vorschlags zeichnet sie wesentliche Denkbewegungen der gesellschaftskritischen Geschlechterforschung sowie des interaktionstheoretischen Sozialkonstruktivismus nach. Der unmittelbare Gewinn, den gesellschaftstheoretisch orientierte Perspektiven versprechen, ist, dass sie gesellschaftliche Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse in den Blick nehmen können. Dies bildet – so Becker-Schmidt – eine wesentliche Leerstelle interaktionstheoretischer Ansatzpunkte, die im Wesentlichen Aussagen über Interaktionen auf der Mikro- und teils auch auf der Meso-Ebene treffen können. Ein Vorteil dieser Forschungsrichtung hingegen ist, dass mit ihren Ergebnissen Aussagen darüber getroffen werden können, in welchen Zusammenhängen und Situationen gesellschaftliche Verhältnisse subjektiven Eigensinn und Widerstand ermöglichen und befördern. Ein Zusammenspiel beider Forschungsperspektiven kann es so ermöglichen, alle drei Ebenen in denen Ge-

schlecht ‚steckt‘ (Mikro, Meso und Makro) in den Blick zu nehmen und so dem Projekt der Bekämpfung von Ungleichheiten näher zu kommen.

Tina Jung bezieht sich in ihrem Beitrag auf die Grundannahmen von *Regina Becker-Schmidt*. Sie formuliert im Anschluss an diese ein Plädoyer für einen kritischen Feminismus, der sich als dezidiertes Ziel setzt, gesellschaftliche Verhältnisse in Hinblick auf den Abbau von Herrschaftsverhältnissen zu verändern. Sie nutzt hierfür Becker-Schmidts Theorem des „Trennens/Verknüpfens“ für eine Formulierung von Herausforderungen feministischer Gesellschaftskritik. Für einen solchen Feminismus sei es unabdingbar, Herrschaft in einem weiten Sinne zu fassen, und sich nicht selbst auf die Kategorie Geschlecht zu beschränken. Darüber hinaus seien sowohl die Ebene der Subjekte als auch die strukturelle Ebene und deren wechselseitige Bedingtheit in den Blick zu nehmen. *Tina Jung* verweist darauf, dass mit der Unterscheidung, ob geschlechtliche Ungleichheiten eher auf der Ebene der Subjekte oder der Strukturen entstehen, auch unterschiedliche theoretische und normative Bezüge hergestellt werden, die häufig nicht explizit herausgearbeitet werden und wissenschaftspolitische Konsequenzen zeitigen.

„Individuum und Gesellschaft, Struktur und Handlung, Autonomie und Determination. Dichotomien aufbrechen, Verschränkungen verdeutlichen“, so könnte das Motiv von *Paula-Irene Villas* Beitrag „Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen“ beschrieben werden. Denn sie möchte aufzeigen, dass unser praktisches Tun mehr ist, als durch Diskurse oder kulturelle Codes vermittelt wird. Für sie haben Subjekte einen gesellschaftlich vermittelten Eigensinn; besonders deutlich wird dies am Körper – der somatischen Dimension von Praxis. Und wo Körper im Spiel ist, ist auch Geschlecht nicht fern. Sie führt dabei den Begriff der „performativen Mimesis“ ein, der die Gleichzeitigkeit von Determinierung und Ermöglichung intersubjektiver, körperlicher Praxis greifbarer machen soll. In diesem Zusammenhang erscheint ihr der Begriff der Subjektivation von *Butler* weiterführend. Dieser besagt, dass die Einzelnen bestimmte soziale Positionierungen, die ihnen zugeschrieben werden, anerkennen und diese dadurch wirksam werden. Weiterführend erscheint an ihrer Betrachtung von Subjektivierungsprozessen im Anschluss an *Butler* vor allem, dass Herrschaft gesellschaftstheoretisch mitgedacht werden kann und muss, und dass sie diese durch den genutzten Begriff der „performativen Mimesis“ um den somatischen Bestandteil des *Habitus* (*Hexis*) nach *Bourdieu* erweitert.

Eine gouvernementalistische Erwiderung auf den Beitrag von *Paula-Irene Villa* leistet *Gundula Ludwig* mit ihren queeren, politiktheoretischen Überlegungen zum Verhältnis von Alltagspraxen, Subjekten und staatlicher Machtausübung. Für sie steckt das Geschlecht sowohl in den alltäglichen und körperlichen Praxen als auch in den Selbstverhältnissen der Subjekte und dem vom „modernen“ Staat erst ermöglichten Bedingungsgefüge. Dies lässt sich in einer Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Widerständigkeit der

Subjekte zusammenfassen. Somit ermöglicht es ihr zufolge die Dekonstruktion von binär vergeschlechtlichten Körpern und Subjekten, diese als Machteffekte zu betrachten und politische Kämpfe darum zu führen, was als „reales“ Leben und Subjekt gilt. Sie konzipiert das Verhältnis von modernem Staat und Subjekt als ko-konstitutiv, wobei in diesem Verhältnis Geschlecht und Körper eine zentrale Rolle spielen. Bei Ludwig wird Macht – in Erweiterung von Butler – dekonstruktivistisch gelesen als Unterwerfung ohne Determination. Sie folgt Villa insofern, als die Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Ermächtigung von Subjekten durch die Praxen der Subjekte erklärt werden kann, jedoch könne diese nach Ludwig nicht aus den Körpern oder Reiteration erklärt werden, sondern mit der historisch spezifischen Wirkweise der Macht. Als Ansatzpunkt widerständiger Praxen sieht sie dabei die Politisierung der Bedingungen, unter denen Subjekte intelligibel werden.

Wie Villa und Ludwig bezieht sich auch *Tove Soiland* auf Judith Butler und formuliert unter dem Titel³ „Subversion, wo steckst du“ ihr Verwundern darüber, wie in der Geschlechterforschung die subjekttheoretische und die gesellschaftstheoretische Ebene überhaupt auseinander treten konnten. Sie vertritt aus einer psychoanalytisch-materialistisch inspirierten Perspektive die These, dass es immer genuin gesellschaftliche Strukturen sind, die subjektivieren. Die heutzutage als komplexer gewordenen und wahrgenommenen Verhältnisse erforderten schließlich auch eine veränderte Subjektivierungsweise. Diese lieferten unbeabsichtigt dekonstruktivistische Gender-Verständnisse und leisteten durch eine Vervielfachung von Geschlechteridentitäten einer De-Thematisierung von Geschlecht Vorschub, welche jedoch ökonomische Geschlechterhierarchisierungen weiter verschärft. Eben hieran knüpfen ihr zufolge die „Post-Politiken“ (postmarxistisch, postfeministisch als Varianten von postmodern) an, welche durch das „Angebot“ multipler Identitäten gesellschaftliche, insbesondere patriarchale Machtverhältnisse überwinden wollen. Allerdings: ohne Erfolg, konstatiert und prophezeit Soiland, denn gerade dieses Orientieren an vielfältigen Subjekt-Varianten verstelle den Blick auf das zentrale Herrschaftsfeld im Kapitalismus, welches alles durchzieht: das Ökonomische. Soilands Plädoyer zielt daher darauf, die Fragen der Subjektivierung im postfordistischen Kapitalismus nicht losgelöst von den Produktionsverhältnissen zu betrachten. All dies arbeitet sie theoretisch mit der Orientierung an der Ljubljana Schule auf, welche Lacans psychoanalytische Ansätze auf den Postfordismus überträgt.

Auch *Stefan Schoppengerd* wendet in seinem Beitrag die Frage nach Struktur, Subjekt und Geschlecht in Hinblick auf die Überwindung von Herr-

3 Tove Soiland bezieht sich mit diesem Titel auf die Veranstaltungsreihe „*Geschlecht, wo steckst du? Eine Spurensuche zwischen Struktur und Subjekt*“, die von Mai bis Juli 2011 an der Philipps-Universität Marburg stattgefunden hat und diesem Sammelband vorausgegangen ist.

schaftsstrukturen und fragt hierbei, welches (kollektive) Subjekt emanzipatorischen Wandel anstoßen kann. Hierfür nimmt er in seinem Beitrag Soilands Argumentation für eine Verbindung marxistischer und feministischer Analysen als Ausgangspunkt für die Frage, wo Anknüpfungspunkte für emanzipatorischen Wandel liegen. Er macht sich hierbei auf die Suche nach Lücken in den Strukturen (Kapitalismus und Patriarchat) am Beispiel von Krisendiagnosen (einmal des Kapitalismus und einmal der Reproduktion) und nach einer angemessenen Begrifflichkeit von Subjekten, die die Veränderungsprozesse voranbringen können. Neuralgischer Punkt ist hierbei für ihn die trotz der Krisenerscheinungen gleich gebliebene „Unvernunft“ des Kapitalismus, die es erlaube, nicht nur von einer vorübergehenden Krise des Kapitalismus auszugehen, sondern diesen grundlegend in Frage zu stellen. Dies setzt er in Zusammenhang mit dem in kapitalismuskritischen Beiträgen zumeist ausgelassenen Aspekt der Reproduktion und ihrer Krise, die die kapitalismuskritische Diagnose der Überakkumulation ergänzen kann und sollte. Unter dieser Prämisse erscheint Schoppengerd die Festlegung auf ein eindeutiges, definiertes Subjekt der Emanzipation nicht sinnvoll. Sein Beitrag ist vielmehr ein Plädoyer für offenere Modelle von Interventionen, wie sie sich beispielsweise im Konzept der „Mosaik-Linken“ finden, das es ermöglicht, trotz Differenzen gemeinsam handlungsmächtig zu werden.

Susanne Maurer diskutiert in ihrem Beitrag die Frage wie Subjekte heute, angesichts der Dekonstruktion und Öffnung oder auch Verflüssigung überkommener Vorstellungen von Subjekten, als Einheit des Denkens und Handelns gedacht werden können. Ihre Antworten basieren zum einen auf qualitativ-empirischen Untersuchungen zu Bildungs- und Reflexionsprozessen im Kontext sozialer Bewegungen, insbesondere der Frauenbewegung. Zum anderen bezieht sie sich auf machtanalytische Denkangebote von Michel Foucault und einer ‚Dekonstruktion des Subjekts‘ in Auseinandersetzung mit poststrukturalistischen Perspektiven. Aus einer feministisch-subjektkritischen Perspektive versucht Maurer das ‚Subjekt‘ als Konkretisierung bezogen auf die konkrete Praxis in einer spezifischen gesellschaftlich-historischen Situation, aber auch auf die reflexive Bewegung als Moment, in und mit dem sich ‚Subjektivität‘ realisiert zu denken. Sie verweist auf den wichtigen Aspekt, dass in Bezug auf das Subjekt immer wieder zu fragen ist: Was heißt hier eigentlich ‚Subjekt‘? Zudem betont sie, dass wenn bei der Bearbeitung dieser Frage die systematischen Unterschiede und je spezifischen strategischen Herangehensweisen nicht bewusst wahrgenommen und gegenseitig respektiert werden, sich leicht unproduktive Konflikte und Hierarchisierungen ergeben.

Im Gegensatz zu der in den vorangegangenen Beiträgen anklingenden Behauptung einer anhaltenden Relevanz der Kategorie Geschlecht – sowohl für subjektive Verortung als auch für strukturelle Ungleichheit – geht *Stefan Hirschauer* von einem Prozess des ‚Vergessens‘ von Geschlecht aus. Er er-

läutert in seinem Beitrag „Die Praxis der Geschlechter(in)differenz und ihre Infrastruktur“, wie die Geschlechterdifferenz zugleich sozial kontingent und eine selbsttragende Konstruktion sein kann. Er argumentiert gegen eine Konfrontation von „Subjekt“ und „Struktur“ und betrachtet diese als unnötig und hinderlich. Hirschauer leitet seinen Beitrag mit einer wissenssoziologischen Distanzierung ein, die die Alltagsevidenz der Zweigeschlechtlichkeit auf eine Praxis kultureller Repräsentation zurückführt, und skizziert in diesem Sinne verschiedene Elemente einer institutionellen Infrastruktur der Geschlechterdifferenzierung. Weiterhin diskutiert er, wie sich die Dauerhaftigkeit der Geschlechterdifferenz soziologisch rekonstruieren lässt, welche rekursiven Verflechtungen von Praktiken die Geschlechterunterscheidung am Laufen halten und wie sich die Unterbrechung dieser Praktiken konzipieren lässt. Hirschauer weist die ethnomethodologische These eines kontinuierlichen und omnirelevanten ‚doing gender‘ als vorschnelle Rekonstruktion der Alltagsannahme konstanter Geschlechtszugehörigkeit zurück und ersetzt sie durch ein Konzept von Geschlecht als interaktiver Episode. Hirschauers These lautet: Wenn ein aktives ‚Absehen‘ von Geschlecht praktiziert wird, mündet es in ein ‚undoing gender‘, in eine Art soziales Vergessen.

Ortrun Brand greift in ihrem Beitrag „Ich sehe was, was Du nicht siehst!“ Hirschauers Anmerkungen zu den Praktiken der Neutralisierung und dessen These vom „sozialen Vergessen von Geschlecht“ auf und setzt dieser die Wirkmächtigkeit von Strukturen entgegen. In der von Hirschauer postulierten Geschlechterneutralität sieht sie die Gefahr, die (strukturellen) Folgen von Geschlechterungleichheit übereilt als irrelevant zu kategorisieren. Vor diesem Hintergrund geht sie der Frage nach, ob das Potenzial der Interaktionsebenen für ein (soziales) Vergessen von Geschlecht tatsächlich ausreicht oder ob damit nicht eher die Wirkmächtigkeit von Strukturen ignoriert wird. An zwei Beispielen, den rechtlichen Veränderungen in Bezug auf Unisex-Vornamen und dem Strafrecht mit besonderem Blick auf Tötungsdelikte, zeigt sie scharfsinnig die Möglichkeiten und insbesondere die Grenzen geschlechtsneutraler Behandlung in der Rechtsprechung auf. Brand argumentiert, dass eine Überfokussierung auf wachsende Geschlechtsneutralität in Interaktionen einen neuen geschlechtsblinden Fleck konstituieren könne, der die Ungleichheit, die nach wie vor nicht im Fokus des Mainstreams (sozial-)wissenschaftlicher Untersuchungen stehe, weiter ausblendet.

Im abschließenden Beitrag⁴ „Geschlecht, wo steckst du? Überlegungen zu den Konsequenzen einer kritisch-feministischen Wissenschaft und Politik“ von Julia Graf, Kristin Ideler und Sabine Klinger resümieren die Herausgeberinnen einzelne Befunde des Buches. Im Fokus steht hierbei, was das Zu-

4 Der Titel dieses abschließenden Beitrags verweist auf die Veranstaltungsreihe „Geschlecht, wo steckst du? Eine Spurensuche zwischen Struktur und Geschlecht“, die diesem Sammelband vorausgegangen ist.

sammendenken von Subjekt- und Strukturebene für das Wechselverhältnis von Wissenschaft und Politik bedeutet und welche Herausforderungen sich daraus für eine kritisch-feministische Wissenschaft ergeben, welche durch die eigene wissenschaftliche Erkenntnis einen Beitrag dazu leisten möchte Geschlechterverhältnisse egalitärer (mit)zugestalten.

Literatur

- Beauvoir, Simone de (1992): *Das Andere Geschlecht*. Reinbek: Rowohlt Verlag.
- Dausien, Bettina (2006): *Geschlechterverhältnisse und ihre Subjekte. Zum Diskurs um Sozialisation und Geschlecht*. In: Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hrsg.): *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 17-44.
- Fraser, Nancy (2009): *Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte*. *Blätter für deutsche und internationale Politik* 8, S. 43-57.
- Hausbichler, Beate (2008): *Raum für _!* http://diestandard.at/1224776349439/GenderSprache-Raum-fuer-_. [Zugriff: 24.04.2012]
- Holst, Elke/Schimeta, Julia (2012): *Spitzengremien großer Unternehmen: Hartnäckigkeit männlicher Strukturen lässt kaum Platz für Frauen*. DIW Wochenbericht Nr. 3. Berlin.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (2007): *Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz*. In: Dies. (Hrsg.): *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 19-41.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): *Achsen der Differenz – Aspekte und Perspektiven feministischer Grundlagenkritik*. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 291-322.
- Maihofer, Andrea (2004): *Geschlecht als soziale Konstruktion – eine Zwischenbetrachtung*. In: Helduser, Urte/Marx, Daniela/Paulitz, Tanja/Pühl, Katharina (Hrsg.): *Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt und New York: Campus Verlag, S. 33-43.
- Villa, Paula-Irene (2008): *Post-Ismen: Geschlecht in Postmoderne und (De)Konstruktion*. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 199-230.

Konstruktion und Struktur: Zentrale Kategorien in der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Regina Becker-Schmidt

1. Problemstellung

In den deutschsprachigen „gender-studies“ hat sich im Umgang mit dem Begriff *Geschlecht* eine kategoriale Distinktion eingespielt, deren Problematik bisher wenig diskutiert worden ist. Ich meine die Unterscheidung zwischen *Geschlecht* als sozialer Konstruktion auf der einen und Geschlecht als Bezugspunkt gesellschaftlicher Strukturierung auf der anderen Seite. Mit dieser Aufspaltung, welche die Frauen- und Geschlechterforschung seit Längerem kennzeichnet, sind nicht nur differente inhaltliche Schwerpunktsetzungen markiert, sondern auch rivalisierende Ansätze, die im akademischen Betrieb zu Schulenkulturen geführt haben. Damit ist m.E. die Gefahr verbunden, dass zwei Betrachtungsweisen, die beide in ihrer je eigenständigen Perspektive für die Erschließung von Geschlechterrelationen unentbehrlich sind, sich gegeneinander abdichten und verselbstständigen. Deshalb werde ich im Folgenden der Frage nachgehen, was die jeweiligen soziologischen Reichweiten der beiden Theorietraditionen sind und wie sich die in ihnen gewonnenen Einsichten so zueinander in Verbindung bringen lassen, dass sie wechselseitig Licht aufeinander werfen, obwohl sie sich differenten Zugängen verdanken. Die benannten Positionen sind nicht bruchlos in ein theoretisches Kontinuum einzufügen. Es kann aber gelingen, herauszuarbeiten, wo die beiden Strömungen in der Geschlechterforschung immanent an ihre Grenzen stoßen und – um weiter zu kommen – ihre Parameter erweitern müssten (vgl. Becker-Schmidt 2004: 213ff.; 2006: 282ff.). In dieser Hinsicht gibt es auf beiden Seiten Herausforderungen zum Abbau von Rezeptionssperren.

Untersuchungen zur *Geschlechterdifferenzierung*, einem Kernbereich des interaktionsbezogenen Sozialkonstruktivismus, bewegen sich in der Regel auf der Mikro- und Mesoebene. Da sich diese Forschungsrichtung vorwiegend auf Prozesse konzentriert, die in situations- oder bereichsspezifischen Kontexten ablaufen, wird der Übergang zu einer Makroebene zum Problem, auf welcher nach der Reziprozität von gesellschaftlicher Formbestimmtheit und Organisationsweisen im Geschlechterverhältnis gefragt wird. Innerhalb des sozialkonstruktivistischen Paradigmas lässt sich zwar verfolgen, wie Lo-

giken, nach denen Unterschiede zwischen Frauen und Männern gemacht werden, in einzelnen Institutionen oder Organisationen zu geschlechtlicher *Ungleichbehandlung* führen. Es bedarf jedoch eines qualitativen Sprungs, um zu den gesellschaftlichen Konstitutionsbedingungen zu gelangen, unter denen sich genderbezogene *Ungleichheitslagen* ausbilden.

In der gesellschaftskritischen Geschlechterforschung liegen die heuristischen Schwierigkeiten eher im Verhältnis von Zusammenhangs- und Detailanalysen. Gefragt wird vor allem nach den gesellschaftlichen Relationen, durch welche Frauen und Männer in Abgleichung aneinander ihre soziale Wertigkeit erfahren. Zu wenig Beachtung finden dagegen die zwischenmenschlichen Prozesse, in denen die Kategorie *Geschlecht* mit Bedeutung aufgeladen, praxisrelevant und konstitutiv für Sozialbeziehungen wird. Damit droht aus dem Blick zu geraten, wie und aus welchen Motiven Frauen und Männer im Alltagsleben selbst zur Geschlechterdifferenzierung und ihren Folgen beitragen.

Die vergleichende Analyse der kontroversen Ansätze beginnt mit der Klärung, in welcher Weise die Kategorien *Struktur* und *Konstruktion* angesichts der differenten theoretischen Bezugssysteme und inhaltlichen Schwerpunktsetzungen voneinander abweichen. Sich dieser Differenzen bewusst zu sein, ist die Voraussetzung dafür, den Geltungsanspruch der jeweiligen Betrachtungsweise zunächst einmal immanent zu verstehen.

In den folgenden Kapiteln werden die Erkenntnisgewinne und Engpässe der beiden zur Diskussion stehenden Positionen genauer herausgearbeitet. Dabei wird sowohl nach den Differenzen als auch nach Problemstellungen gefragt, an denen sich Forschungsinteressen treffen.

In den Schlussbemerkungen wird noch einmal nachgezeichnet, wo trotz der Differenzen zwischen den besprochenen Ansätzen Bezugnahmen auf einander nahe liegen, denn Geschlechterdifferenzierung und geschlechtliche Ungleichheitslagen sind zwei Seiten des gemeinsamen Problems *Frauendiskriminierung*.

2. Sozialkonstruktivistische und gesellschaftstheoretisch orientierte Forschungsperspektiven: Charakteristik zweier konkurrierender Ansätze

Divergenzen zwischen sozialkonstruktivistischen und gesellschaftstheoretisch orientierten Forschungsperspektiven im Feld *gender* lassen sich in der Art und Weise ausmachen, wie die Dialektik von Verhalten und Verhältnissen in der Konstitution von *Geschlecht* gedacht wird. Will man die gegensätzlichen Ausgangspunkte genauer bestimmen, so sind verkürzende Etiket-

tierungen wie etwa *Konstruktion* oder *Struktur* nicht sehr hilfreich. Denn keiner der beiden theoretischen Zugänge kommt ohne diese Begriffe aus. Aber sie erfahren in den unterschiedlichen Problemstellungen, in denen sie erkenntnisleitend sind, andere methodische und inhaltliche Konzeptualisierungen.

2.1. Der interaktionstheoretisch fundierte Sozialkonstruktivismus

In der interaktionstheoretisch fundierten sozialkonstruktivistischen Genderforschung, deren Hauptvertreterinnen Mechthild Bereswill in ihrem Aufsatz „Geschlecht“ vorgestellt hat (2008: 107ff.), wird davon ausgegangen, dass Frauen und Männer Geschlechterdifferenzierungen hervorbringen bzw. reaktivieren, sobald sie in gesellschaftlichen Kontakt zu einander treten. Reziprozität in der Beachtung dessen, was als Unterschiedenheit gilt, gehört zu den Spielregeln des sozialen Umgangs miteinander. Die Sinnfälligkeit geschlechtlicher Distinktionen, die situativ in Szene gesetzt werden und latent mit sozialen Positionierungen aufgeladen sind, scheint für die Interagierenden selbstverständlich zu sein. Sie haben den Charakter von „gender-status-beliefs“ (Ridgeway 1997: 218ff.), die als kulturelle Trajekte zum allgemeinen Erfahrungswissen gehören. Dass es zwei Geschlechter gibt und nicht mehr, entspricht den Normalitätsunterstellungen, die im Alltagsbewusstsein kaum problematisiert werden. So ist die Einordnung der Menschen in das bipolare Schema *weiblich/männlich* zu einer Gewohnheit geworden, die verdeckt hält, wie sexuierte Differenzsetzungen mit geschlechtlicher Ungleichbehandlung einhergehen und welche sozialen Auswirkungen das hat. Interaktiv produzierte Konstruktionen, in denen Disparität, nicht aber Ebenbürtigkeit verhaltensrelevant wird, stimulieren soziale Diskriminierungen, die sich in bestimmten institutionellen Rahmungen zu geschlechtlichen Rangordnungen verfestigen. Erving Goffman hat herausgearbeitet, wie Institutionen Geschlechtsstereotypen zum Strukturierungsprinzip von *engendering*-Prozessen machen und wie auf diesem Weg Geschlechterdifferenzierung als Normalität an die Interagierenden zurückgespiegelt wird. Er kennzeichnet diese Vorgänge mit den Begriffen „institutional genderism“ und „institutionelle Reflexivität“ (vgl. Goffman 1994, dazu: Wetterer 2002: 122ff.; Gildemeister/Robert 2008: 17ff.). Soziale Konstruktionen generieren und strukturieren somit unter institutionalisierten Rahmenbedingungen soziale Wirklichkeiten.

Die Begriffe *Strukturierung* und *Struktur* sind im Sozialkonstruktivismus in erster Linie auf Interaktionspraxen im Alltag und in einzelnen Institutionen bezogen. Mikrosoziologische Beobachtungen von sozialen Szenarien sollen zum einen Einblicke in die intersubjektiven Prozesse gewähren, in denen Bedeutungsgehalte von *gender* generiert werden, welche das Material für Ge-

schlechterdifferenzierungen stiften. Darüber hinaus sollen sie Licht auf die Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit von konkreten Verhaltensweisen in unterschiedlichen sozialen Kontexten werfen, in denen auf Geschlecht reagiert wird oder auch nicht.

2.2. Die gesellschaftstheoretisch orientierte Forschungsperspektive

In der gesellschaftstheoretisch orientierten Geschlechterforschung richtet sich das Erkenntnisinteresse vorrangig auf Prozesse der sozialen Verortung von Frauen und Männern im Sozialgefüge. Kristallisieren sich im Prozess ihrer Vergesellschaftung Ungleichheitslagen heraus, so ist nach den Herrschaftsstrukturen zu fragen, die hierbei wirksam sind (vgl. Bereswill, a.a.O.: 101-108).

Im Zentrum dieser Theorie steht die Frage, inwieweit die Verfasstheit des Geschlechterverhältnisses ein wesentlicher Faktor sozialer Stratifikation ist und in welcher Weise andererseits geschlechtliche Arbeits-, Ressourcen- und Machtverteilung die Gestaltung des gesamten Sozialgefüges mitbestimmen. In einer historischen Perspektive gilt es zu klären, wie sich Transformationen in den Produktions-, Regenerations- und Reproduktionsweisen einer Gesellschaft in der Ausrichtung von Geschlechterverhältnissen niederschlagen, und umgekehrt: welche Bedeutung letzteren in Prozessen gesellschaftlicher Umstrukturierung zukommt.

Struktur und *Strukturierung* sind in diesem Kontext Begriffe, die Auskunft darüber geben, in welchen Bahnen gesellschaftliche Praxen verlaufen, auf welche Weise und mit welchen Konflikten sie miteinander verflochten sind, welche Herrschaftslogiken (z.B. männerbündische/marktzentrierte) in solchen Verknüpfungen am Werk sind und was das für die Existenzsicherung von Frauen im Unterschied zu Männern bedeutet (Becker-Schmidt 2007: 72ff.). Dabei sind ohne die Konstruktionen von Maskulinität und Weiblichkeit weder die Strategien zu verstehen, männliche Hegemonien zu sichern, noch die gesellschaftlichen Relationen, nach denen die Geschlechter zu einander ins Verhältnis gesetzt werden.

3. Kritische Geschlechterforschung: Gesellschaftstheoretische Perspektiven und der Begriff der Gesellschaft als Herausforderung

Ausgangspunkt für eine gesellschaftskritische Geschlechterforschung ist die Annahme, dass Frauen und Männer als soziale Gruppen positionell und attributiv auf einander bezogen sind, d.h. dass sie ihre soziale Wertigkeit in Abgleichung aneinander erfahren. Relationen wie ebenbürtig/minderwertig, sozial gleich/ungleich, für etwas geeignet/nicht geeignet geben im Geschlechterverhältnis die sozialpsychologischen und gesellschaftlichen Maßstäbe dafür ab, welche Formen der sozialen Anerkennung und welche gesellschaftlichen Stellungen ihnen zuzumessen sind.

Relationalität ist auf zwei – in einander verflochtenen – Ebenen formbestimmend. Die eine Ebene ist die der symbolischen Ordnung. In sie sind die soziokulturellen Vorgaben für die Ausrichtung weiblicher und männlicher Lebensführung eingeschrieben. In diesem Kontext spielt die Analyse von Geschlechterkonstruktionen eine wichtige Rolle. Eingebettet in das Wertesystem einer Gesellschaft repräsentieren sie jedoch weniger alltägliche Vorstellungen über Frauen oder Männer sowie Antizipationen über ihr Verhalten, sondern vielmehr gesellschaftlich normative Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzepte, die kollektive Geltung haben. Frauen und Männer werden unter Absehung von ihren individuellen Besonderheiten unter Genus-Gruppen subsumiert. Das wäre jedoch ohne die bipolare Strukturierung von Konstruktionen, welche Differenzen zwischen den Geschlechtern postulieren, nicht möglich. Hier liegt es nahe, genauer auf sozialkonstruktivistische Einsichten in die Modalitäten der interaktiven Produktion von *gender*-Klischees einzugehen.

Trotz der Mechanismen sozialer „Versämtlichung“¹, wie wir sie in stereotypisierenden Verallgemeinerungen vorfinden, sind Genus-Gruppen nicht homogen. In geschlechtliche Ungleichheitslagen sind klassenspezifische und ethnizistische Benachteiligungsstrukturen eingelassen und daraus ergeben sich differente Lebensbedingungen für gut situierte und sozial schlechter gestellte Frauen, für privilegierte Männer und solche mit niedrigerem sozialen Status, für Menschen mit Migrationshintergrund und Einheimische. Dennoch können wir sagen, dass sich die Vergesellschaftung von Frauen und Männern – mit deutlichen milieuspezifischen Nuancierungen – unter Rekurs auf ihre Geschlechtszugehörigkeit vollzieht. In diesem Prozess sind sie mit einer Vielzahl von Kennzeichnungen konfrontiert, die Trennlinien zwischen den Genus-Gruppen anzeigen. Attributionen, unterstellte Handlungspotentiale und

1 Der Begriff „Versämtlichung“ wird in der Frauenrechtsbewegung Hedwig Dohm zugeschrieben (vgl. Knapp 2001: 270).

Zuschreibungen von sozialen Zuständigkeiten, aus denen Rechte und Pflichten erwachsen, sind korrespondierende geschlechtliche Markierungen, die nicht nur Einfluss auf (inter)subjektives Verhalten haben. Mit ihrer Hilfe werden unter gesellschaftlich-geschichtlichen Bedingungen Geschlechterordnungen etabliert und Tätigkeitsfelder abgesteckt, für die eher Männer, weniger jedoch Frauen, und in der Regel Frauen, aber nicht Männer als besonders geeignet erscheinen. Trotz divergierender Blickwinkel berühren sich auch in diesem Punkt sozialkonstruktivistische und gesellschaftstheoretische Forschungsinteressen. Denn geschlechtliche Arbeitsteilung ist ohne Rekurs auf Geschlechtsstereotypen ebenso wenig zu erklären wie in der Analyse von Geschlechterkonstruktionen von deren gesellschaftlicher Bedeutung für die Aufrechterhaltung von geschlechtlicher Arbeitsteilung im Privatbereich und in öffentlichen Sphären abgesehen werden kann.

Nach der Struktur von symbolischen Ordnungen zu fragen heißt, in einer gesellschaftstheoretischen Perspektive zu untersuchen, nach welchen Logiken sich deren einzelne Komponenten zu einer Konfiguration zusammenfügen. In ihnen kommt der Möglichkeit nach Verschiedenes zum Ausdruck – wie bspw. Impulse für geschlechtliche Gleichstellung, das Beieinander von egalitären und disparitären Tendenzen oder ein Nexus von Asymmetrien. Welcher relationale Modus sich geschichtlich durchsetzt, hängt von den Herrschaftsverhältnissen ab, in die ein Wertesystem eingebunden ist.

Es könnte seine Wirkmächtigkeit jedoch nicht entfalten, wäre es nicht zurückbezogen auf jene andere Ebene sozialer Relationalität, nach der die Gesellschaft als Ganze eingerichtet ist. Hier finden wir die Verhältnisbestimmungen, welche soziale Gruppen (Geschlechter, Klassen, kulturelle Mehr- und Minderheiten) in Rapport zu einander setzen. Sie sind konstitutiv für Formen gesellschaftlicher Positionszuweisung, für den Zugang zu politischen und ökonomischen Machtfeldern, für die Teilhabe an materiellen und kulturellen Existenzmitteln. Ebenso gehören zu den Relationen auf der soziologischen Makroebene die Gewichtungen, welche jenen Sektoren zukommen, von denen die Reproduktion der Gesamtgesellschaft abhängt (Staat, Wirtschaft, private Lebenswelten, Bildungswesen, Gesundheitssystem, Kultur). Zur Debatte steht somit der Zusammenhang zwischen sektoraler und geschlechtsbezogener Relationalität (vgl. Becker-Schmidt 2004: 219f.).

3.1. Verhältnisse und Verhalten in der gesellschaftstheoretisch orientierten Geschlechterforschung

Vor dem Hintergrund der Wechselbeziehung zwischen ideeller und materieller Gewalt nimmt die gesellschaftstheoretisch orientierte Geschlechterforschung die Dialektik von Verhalten und Verhältnissen in den Blick. Dabei wird nach dem Kräfteverhältnis zwischen dem gesellschaftlichen Überhang

an Bestimmungsmomenten für sozialen Wandel (Technikentwicklung, wirtschaftlicher Einfluss, politische Zielsetzungen, Kulturbetrieb) und den subjektiven Überschüssen (Widerspruchserfahrungen, Resistenz gegen Anpassung, Eigensinn) gefragt, aus denen sich ein subversives Potential bilden kann, das Veränderungen in Gang setzt. Es müssen sich jedoch gleichzeitig auch Risse in den Stützpfeilern von geschlechtlichen Ungleichheitslagen ausmachen lassen, an denen widerständiges Handeln ansetzen kann, um obsolet gewordene Geschlechterverhältnisse außer Kraft zu setzen. Zu ihnen gehören männliche Hegemonieansprüche ebenso wie ökonomische Interessen an unbezahlter Hausarbeit sowie an einem geschlechtlich segmentierten Arbeitsmarkt. In diesem Zusammenhang ergibt sich ein weiterer Berührungspunkt zum interaktionstheoretisch fundierten Sozialkonstruktivismus: Gezielte Untersuchungen darüber, in welchen sozialen Bereichen und in welcher Genusgruppe Geschlechterdifferenzierungen am ehesten unterlaufen werden, könnten Auskunft darüber geben, wo das Konfliktpotential von sexuierten Stereotypisierungen besonders groß ist und Erosionen von eingespielten Geschlechterarrangements auslösen könnte. Die Analyse von Verhältnissen und Verhalten stößt in der kritischen Geschlechterforschung vor allem da auf methodologische Schranken, wo sie Lücken in der Anschauung von Gesellschaft und Auslassungen in der Wahrnehmung von Subjektpotentialen unaufgeheilt lässt, die ihr ihre eigene theoretische Tradition vorgegeben hat.

3.2. *Gesellschaft* als Begriff: Ein feministischer Blick auf erkenntnistheoretische Probleme seiner Konstruktion

Soziale Konflikte und Krisen, die angesichts des erodierenden Wohlfahrtsstaates, eines gesellschaftlich unkontrolliert expandierenden Finanzkapitalismus und wachsender sozialer Unwägbarkeiten in der alltäglichen Lebensplanung deutlich in Erscheinung treten, zeigen an, dass die komplexe gesellschaftliche Organisationsstruktur nicht kohärent und friktionsfrei ist. Prozesse gesellschaftlicher Reproduktion sind in verschiedenen Sphären angesiedelt und haben divergente Zielsetzungen. So herrschen in kapitalistischen Wirtschaftsweisen Prinzipien der Warenproduktion und der Profitmaximierung vor, während privaten Lebenswelten die Regeneration lebendigen Arbeitsvermögens, Sozialisationsaufgaben und die psychosoziale Versorgung von Kindern und hilfsbedürftigen Angehörigen überantwortet ist. Mangelnde Abstimmung zwischen den gesellschaftlichen Aufgabenfeldern und destruktive Übergriffe betrieblicher Formen der Arbeitsorganisation auf den Privatbereich erzeugen soziale Konflikte und Krisen. Sie machen sich in sozialen Praxen bemerkbar und tangieren auch die dort vollzogenen Handlungsabläufe.

Wie kommt man zu Zeitdiagnosen, die soziale Problemlagen aufdecken? In der kritischen Theorie durch Reflexionsarbeit, die der Sichtung empiri-

scher Einzelbefunde vorausgeht. Bevor man sich ihnen zuwendet, macht man sich – eingedenk bisheriger geschichtlicher Entwicklungen – eine Vorstellung davon, was *Gesellschaft* ausmacht: von welchen sektoralen Wechselbeziehungen hat man auszugehen; welche Machtgruppen stoßen auf Gegenmacht, wie ist die Bevölkerung aufgebaut; durch welche sozialen Prozesse reproduziert sich Gesellschaft und welche Sektoren und Einrichtungen sind daran beteiligt? Erst in einer solchermaßen komplexen Konzeptualisierung eines Sozialgefüges kann dessen Doppelcharakter zutage treten. Es ist Resultat menschlicher Planung und deren Umsetzung – ohne Akteur/innen und deren Tätigsein wäre jede Gesellschaft stillgestellt. Sie könnte weder überdauern noch sich weiterentwickeln. Und doch gibt es gesellschaftliche Tendenzen, welche sich gegen Subjekte und soziale Gruppen verselbständigen, die das gesellschaftliche Getriebe in Gang halten. Solche Tendenzen sind z.B. an wirtschaftlichen Expansions- und Rationalisierungsprozessen zu erkennen, an der herrschenden Zeitökonomie, an der Technikentwicklung, an der Bürokratisierung des Alltags, an Formen der Gewalt- und Arbeitsteilung.

Derartige Konstruktionselemente von Gesellschaft lassen sich ins Bewusstsein holen, weil sie bereits geschichtlich in Erscheinung getreten sind. *Gesellschaft* verdankt sich in der kritischen Theorie einem historischen Prozess, in dem ihre einzelnen Momente sich zu Konstellationen zusammenfügen, die mehr sind als die Summe ihrer Teile. Dieses „Mehr“ liegt in der Anordnung der Elemente. Dem will die begriffliche Rekonstruktion der vorgefundenen und zu interpretierenden *Wirklichkeit* auf die Spur kommen. Dabei basiert die Reflexionsarbeit am Begriff *Gesellschaft* auf einem Verfahren, das Theorie und Praxis wechselseitig aufeinander bezieht. Wie in einer Versuchsanordnung werden die in der Soziologie schon hervorgebrachten Theorien über gesellschaftliche Entwicklungen auf ihre Plausibilität hin analysiert, bis Konfigurationen zum Vorschein kommen, die exemplarisch für die Gestaltung eines historisch konstituierten Sozialgefüges sind.² Im Vergleich von früheren mit späteren Begriffsbildungen von *Gesellschaft* tauchen dabei Phänomene auf, die neu sind. Das hält Theorie in Bewegung: Wenn ein neues Element zu der bisher angenommen Konstellierung von Gesellschaft hinzutritt, muss die Ansicht von ihr rekonfiguriert werden. Die ganze Arbeit am Begriff von *Gesellschaft* läuft darauf hinaus, den Tendenzen auf die Spur zu kommen, die einen Fingerzeig auf die angebahnten Entwicklungen geben, auf die soziale Prozesse zulaufen (vgl. Adorno 2008: 23ff.).

Die Crux eines solchen Verfahrens ist nicht so leicht zu durchschauen. Adorno selbst, der es vertritt, benennt die Aporien, die in ihm verborgen sind: Keine Konstruktion ist in der Lage, die Totalität gesellschaftlicher Erschei-

2 Diese Argumentationsfigur lehnt sich an erkenntnistheoretische Überlegungen von Adorno an, die sich mit philosophischen Deutungen des „Wirklichen“ beschäftigen (vgl. Adorno 1970: 141ff.; dazu Braunstein 2011: 50f.).

nungen zu erfassen (Adorno 1970: 125). Zum einen verstellt gesellschaftliche Fragmentierung Einsichten in soziale Interdependenzen. Zum zweiten sind diejenigen, die Gesellschaft begreifen wollen, befangen in den Sicht- und Denkweisen ihrer Zeit. Und des Weiteren ist *Gesellschaft* nicht so vernünftig eingerichtet, dass sie sich allein mit den Mitteln wissenschaftlicher Rationalität begreifen ließe. *Irrationalität* ist in der Wissenschaft jedoch nicht als Gegenstand der Forschung vorgesehen. So werden wir in jeder Konstruktion von Gesellschaft blinde Flecken finden, die wir – so wir sie entdecken – reflektieren und aufhellen müssen. Ausblendungen, wie sie in einer Gesellschaftstheorie auftauchen, die sich in der Kritik kapitalistischer Wirtschaftsformen erschöpft und nicht-marktvermittelte Machtstrukturen außer Acht lässt, führen zu Fehlkonstruktionen.³

Feministische Frauen- und Geschlechterforschung hat sich an die Sisyphus-Arbeit gemacht, Gesellschaftskonstruktionen umzuschreiben, die von den Disparitäten im Geschlechterverhältnis absehen. Wo sie nicht auftauchen, wird nicht nur eine zentrale Konfiguration sozialer Ungleichheit übersehen: Alle Praxen, die Frauen in Lebens- und Arbeitswelten einbringen, werden abgewertet. Dieses Manko charakterisiert bis heute die auf produktionszentrierte Kapitalismuskritik fixierte Arbeits- und Industriesoziologie, die Hausarbeit und care work nicht als gesellschaftlich notwendigen Teil gesamtgesellschaftlicher Reproduktion zur Kenntnis nimmt. Aber auch die auf Emanzipation ausgerichtete Frauen- und Geschlechterforschung hat sich von androzentrischen Sprachregelungen, denen Ausblendungen geschuldet sind, nicht völlig freimachen können. Ein Beispiel hierfür ist die Entgegensetzung von produktiver Arbeit, die dem industriellen Sektor zugeschrieben, und reproduktiver Arbeit, die im Haushalt lokalisiert wird. Arbeit im Privaten erfährt zwar eine Aufwertung, aber um den Preis, dass deren produktive Anteile nicht benannt werden. Wir werden noch viel zu tun haben, einen Begriff von *Gesellschaft* im vollen Bewusstsein darüber zu entwickeln, wovon wir

3 Ein prägnantes Beispiel dafür liefert die Vorstellung, die sich Adam Smith und David Ricardo von der bürgerlich-industriellen Gesellschaft gemacht haben. Sie sehen im beginnenden Kapitalismus einen Fortschritt, von dem sie ungebrochen gesellschaftlichen Reichtum, Arbeit für alle und damit steigenden Wohlstand ableiten. Die Klassenbildung und damit die ungleiche Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums zwischen Kapitaleignern und Lohnarbeitenden und damit deren Verelendung zu Beginn der Industrialisierung nehmen sie nicht wahr. Mit seiner Wendung zur Kritik der kapitalistischen Tausch-Wirtschaft arbeitet Marx die verheerenden Tendenzen in der neuen Ökonomie heraus, in denen sich unerkannt alte Enteignungsprozesse fortsetzen, die sich im Prozess der primären Kapitalakkumulation vollzogen. Marx wiederum zieht nicht in Betracht, dass nicht nur im Klassenverhältnis Kriterien des sozial gerechten Tausches (Äquivalenz, Reziprozität und Reversibilität) verletzt werden, sondern auch im Geschlechterverhältnis. In der Konstruktion von Haupt- und Nebenwidersprüchen, mit welcher in der sozialistischen 1968er-Bewegung versucht wurde, die emanzipative Bedeutung der Frauenbewegung zu relativieren, setzt sich diese Tradition fort.

abstrahieren. Dazu wird es nötig sein, immer wieder über den eigenen Zaun zu blicken, der unsere reflexive Bewegungsfreiheit eingrenzt. Die Wissensbestände aus anderen Ansätzen könnten uns daran erinnern, wovon wir absehen, was aber im inhaltlichen Nachvollzug von Vermittlungen zwischen verschiedenen Realitätsebenen wahrzunehmen ist.

4. Zur sozialkonstruktivistischen Reichweite der interaktionstheoretisch begründeten Geschlechterforschung

In theoretischen Ansätzen, in denen *gender* als soziale und kulturabhängige, d.h. als von Menschen produzierte Konstruktion konzipiert wird, finden wir sehr unterschiedliche Auffassungen darüber, wie die Herstellung von Geschlecht zu verstehen ist.

Im Folgenden werde ich mich vorrangig auf einen Ansatz im deutschsprachigen Sozialkonstruktivismus beziehen, der sich u.a. kritisch mit dem ethnomethodologischen Doing-Gender-Konzept von Don Zimmerman und Candace West auseinandersetzt. Die Kritik an Zimmerman/West orientiert sich an den Vorstellungen von Interaktionsordnungen und deren institutionellen Rahmungen, wie sie von Erving Goffman entwickelt wurden. Für diese Position stehen exemplarisch die Schriften von Regine Gildemeister und Angelika Wetterer, die beide in ihrer sozialkonstruktivistischen Geschlechterforschung Wissenssoziologie, Interaktionstheorie und die Analyse von Institutionen bzw. Organisationen miteinander verbinden (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992; Gildemeister 2001, 2004, 2005; Gildemeister/Robert 2008; Wetterer 2002, 2003, 2004, 2005).

4.1. Abgrenzungen von ethnomethodologischen Ansätzen der US-amerikanischen Geschlechterforschung in den Schriften von Gildemeister und Wetterer

Zentraler Ausgangspunkt des Doing-Gender-Konzepts ist die These, dass *Geschlecht* nicht etwas ist, was sich biologisch fundieren lässt oder uns – durch Erziehung und Sozialisation vermittelt – persönlich zugehört. Es sind nicht einfach sexuierte Zuschreibungen, die unser Denken, Fühlen und Tätigsein beeinflussen. *Gender* ist vielmehr ein Effekt interaktiven Alltagshandelns (vgl. dazu West/Zimmermann 1991: 15). Menschen, die über ein kulturell vermitteltes Wissen darüber verfügen, welches Verhalten im Umgang miteinander von ihnen *als Frauen* oder *als Männern* erwartet wird, richten

ihre Umgangsformen an diesen Wissensbeständen aus. Dabei wird in jeder Interaktionssituation die eigene Vorstellung von Geschlecht in Beziehung zu denen gesetzt, die man bei seinem Gegenüber vermutet. In solchen Abstimmungsprozessen geht es um wechselseitige soziale Akzeptanz. *Gender* ist somit ein Resultat regelgeleiteter performativer Akte. Gildemeister hält fest, dass diese Sichtweise von *gender* vor dem Missverständnis bewahrt, Geschlecht sei etwas, was ein Individuum „hat“ und das im alltäglichen Handeln nur seinen Ausdruck findet: „Man ‚hat‘ ein Geschlecht erst dann, wenn man es für andere hat“ (Gildemeister 2004: 133).

Wetterer und Gildemeister gehen über das Konzept der Ethnomethodologie hinaus, indem sie genauer nach den institutionellen Konfigurationen fragen, in denen interaktiv hervorgebrachte Geschlechterkonstruktionen verstetigt werden. In diesem Kontext rekurren beide Autorinnen auf die von Goffman geprägten Begriffe „institutionelle Reflexibilität“ und „institutional genderism“ (vgl. Goffman 1994, dazu: Wetterer 2002: 122ff.; Gildemeister/Robert 2008: 17ff.). Die erkenntnistheoretischen Überlegungen, mit denen er seine auf Mikrosoziologie konzentrierte Forschungsweise begründet, werden zum Teil übernommen, zum Teil revidiert. Sie werden jedoch kaum unter epistemologischen Aspekten genauer unter die Lupe genommen. Das sei hier nachgeholt, weil einige methodologische Probleme, die in den Untersuchungsstrategien von Goffman stecken, in den Arbeiten von Gildemeister und Wetterer wiederkehren.

4.2. Innovative Impulse und methodologische Schranken im Ansatz von Erving Goffman

Goffmans Präferenz für mikrosoziologische Beobachtungen im Feld von face-to-face-Interaktionen hat etwas mit seiner Abwehr von Gesellschaftskonzepten zu tun, die das Alltagsleben weitgehend ausblenden. Abschreckend wirkte hier vor allem der Struktur-Funktionalismus von Talcott Parsons. Goffman beschäftigt sich dagegen vorzugsweise „mit der Struktur sozialer Bewegungen (...), mit der Struktur der Einheiten im sozialen Leben, die entstehen, wann immer Personen anderen Personen unmittelbar physisch gegenwärtig werden“ (Goffman 1969: 232f.). Mit der Konzentration auf Untersuchungen von face-to-face-Situationen will er ein analytisch einheitliches Teilgebiet der Soziologie etablieren (vgl. Goffman 1981: 9). Für ihn ist es von unmittelbarer lebenspraktischer Relevanz, face-to-face-Interaktionen zu einem eigenständigen Gegenstandsbereich zu machen: „It is a fact of our human condition, that for most of us, our daily life is spent in the presence of others“ (Goffman 1983: 2). Des Weiteren geht Goffman davon aus, dass Institutionen nicht einfach Derivate sozialer Organisationen oder übergreifender gesellschaftlicher Zusammenhänge sind, sondern Ereignisse, die einer

genuinen Gesetzmäßigkeit folgen (vgl. Goffman 1974: 9). Dabei hält er daran fest, dass Interaktionen weder unabhängig von Makrostrukturen sind noch ihnen eine Priorität zukommt. Es geht ihm zuallererst um die sozialen Beziehungsformen, welche in Interaktionsprozessen entstehen (vgl. Lenz 1991: 32). Dabei will er die normativen Ordnungen aufdecken, in die Interaktionen eingebunden sind. Interaktion findet bei Goffman also unter soziokulturellen Vorgaben statt, die er „frames“ nennt (vgl. Goffman 1991b: 8). Sie werden von den unmittelbar Agierenden nicht erfunden, sondern vorgefunden (ebd.). Nicht aus dem Rahmen zu fallen ist somit ein Ziel intersubjektiver Inszenierungen. Offensichtlich wird bei Goffman das Repertoire an Regelungen, das Interagierenden im Umgang miteinander zur Verfügung steht, nicht unmittelbar in der Interaktion selbst hervorgebracht. In Situationen der gemeinsamen Anwesenheit gibt es von den Individuen unabhängig existierende Strukturierungen (Verhaltensregulierungen, rituelle Ordnungen, Normen), auf welche die Handelnden Bezug nehmen und die sie dadurch immer auch reproduzieren (vgl. Lenz, a.a.O.: 37). Derartige Regelwerke haben bei Goffman den Charakter von Institutionen, insofern es sich bei ihnen um eingeschliffene Verhaltensschemata handelt. Je verbindlicher diese sind, je größer der Druck ist, vor anderen als akzeptabel zu erscheinen, und je mehr Distinktionszwänge herrschen, desto stärker schränken sie die Spielräume interaktiven Handelns ein (vgl. Goffman 1974: 253f.). „Rahmungen“ begrenzen die Wahl möglicher Verhaltensoptionen, legen sie jedoch nicht völlig fest. Gegen sozial-kulturell etablierte Übereinkünfte kann verstoßen werden, sie lassen sich manipulieren, unterlaufen und man kann an ihnen scheitern – wie z.B. Kranke in psychiatrischen Anstalten, die vom Klinikpersonal stigmatisiert werden, weil sie sich nicht sozial angepasst verhalten. Solche Unregelmäßigkeiten in Interaktionsordnungen machen soziale Wirklichkeiten komplex, veränderlich und zerbrechlich (vgl. Lenz, a.a.O.: 38).

So begründet der von Goffman eingeforderte mikrosoziologische Ansatz ist – es lassen sich einige methodologische Schwierigkeiten benennen, die auch seinen Beitrag zur Geschlechterforschung tangieren.

a. Goffman umgeht die Klärung der Frage, wo die Institutionalisierung von Interaktionsresultaten über die Grenzen einer Mikrosoziologie hinausweist. So wird im Konzept des „institutional genderism“ nicht offengelegt, welche sozialen Kräfte die Zielsetzungen von Einrichtungen bestimmen und welche Machtmittel dort zum Einsatz kommen, um frauendiskriminierende Benachteiligungsstrukturen zu etablieren. Die Mechanismen, die solche Prozesse bahnen, sind zudem nicht allein auf Strategien in einzelnen Institutionen oder Organisationen zurückzuführen. Sie sind ebenso in Beziehung zu setzen zu übergeordneten geschichtlich-gesellschaftlichen Entwicklungen, in denen es dazu kommt, dass Verfügungsgewalt über Menschen, Ressourcen und die Gestaltungsprinzipien von sozialen Praxen unter den Geschlechtern ungleich verteilt ist.

b. Es gibt überdies Uneindeutigkeiten in seinem Umgang mit der Kategorie „Rahmung“. Zum einen hat „Rahmung“ die Bedeutung eines Repertoires kultureller Regeln und Normen, das den Orientierungshorizont für interaktives Handeln vorgibt. Gleichzeitig wird „Rahmung“ von Goffman aber auch als Institution im Sinne eines festen Gefüges verstanden – Interagierende richten sich in routinisierten Verhaltensschemata „häuslich“ ein. Zum dritten bezieht er „*framing*“ auf die Strukturierung von Rahmenbedingungen, die soziale Einrichtungen den in ihnen Agierenden vorsetzen. Durch diese Vieldeutigkeit wird bei Goffman der Wechsel von der interaktiven Ebene, auf der Geschlechterkonstruktionen (re)produziert werden, zur institutionellen Ebene, auf der Geschlechterdifferenzierung für ungleiche Positionsanweisungen und vergeschlechtlichte Hierarchien eingesetzt wird, der Reflexion entzogen. Der Handlungsrahmen für Interaktionen und die Anlage von Handlungsräumen geraten zum quid pro quo.

c. Goffman differenziert nicht zwischen interpersonellen Ritualen im Alltagsleben und gesellschaftlichen Austauschprozessen, in denen soziale Gesamtheiten wie Genus-Gruppen, Klassenkontrahenten, Einheimische und Migrant/innen unter antagonistischen Bedingungen aufeinander treffen. Hier sind Verkehrsformen von Ungleichheitslagen abhängig, die in übergreifende Herrschaftsverhältnisse eingebunden sind. An Geschlechterarrangements lässt sich zeigen, dass die Bestimmungsmomente, nach denen sie Gestalt annehmen, nicht so ohne Weiteres in den Aushandlungsprozessen zwischen Frauen und Männern zu suchen sind. Hier kommen vielmehr gesellschaftliche Maßgaben zum Zug, welche die Genus-Gruppen durch Mechanismen der geschlechtlichen Distribution von Macht, Autorität und Arbeit zu einander in Relation setzen.

d. Goffman meidet einen Institutionenbegriff, der sich auf gesellschaftliche Teilbereiche bezieht, die von anderer Größenordnung sind als die von ihm bevorzugten mikrosoziologischen Handlungsräume. Soziale Einrichtungen wie die Familie, der Markt, das Beschäftigungssystem, Verwaltungen, staatliche Instanzen liegen auf einer Meso- und Makroebene, die er ganz bewusst nicht betritt. Das heißt nicht, dass er meint, alle Sozialordnungen auf Interaktionsprozesse zurückführen zu können. Goffman macht weder den Versuch, Makrosoziologie in Mikrosoziologie zu übersetzen, noch behauptet er, im überschaubaren interaktiven Geschehen liege die Wiege alles Sozialen. Er sagt vielmehr: „In sum, to speak of the relatively autonomous forms of life in the interaction order (...) is not to put forward these forms as somehow prior, fundamental or constitutive of the shape of macroscopic phenomena“ (Goffman 1983a: 9). Aber er zieht augenscheinlich den Umkehrschluss, dass der Einfluss von makroskopischen Phänomenen auf die Mikro-Ebene, auf der sich die Eigendynamik von Interaktionsprozessen abspielt, vernachlässigt werden kann. Nicht von ungefähr spricht Goffman von „natürlichen Interak-

tionseinheiten“, die er beschreiben will (Goffman 1971: 7). Und an anderer Stelle formuliert er: „Der Augenblick erscheint (...) somit günstig, endlich eine Interaktionsethnologie zu entwickeln, die erforderlich ist, um diesen Bereich naturalistisch, das heißt in seinem natürlichen Milieu zu untersuchen“ (Goffman 1974: 9f.). Mit der eigensinnigen Definition von Interaktionseinheiten und -situationen als *natürliche Milieus* erlaubt er sich, seinen Forschungsgegenstand gegen *gesellschaftliche Einflussnahmen* abzudichten.

Zusammenfassend können wir sagen, dass Goffmans Programm ein epistemologisches Paradox enthält: Er möchte Interaktionseinheiten als unmittelbare studieren. Sie sollen unbehelligt von übergreifenden sozialen Strukturzusammenhängen sein. Er will im Mikrokosmos die konkreten alltäglichen Lebensprozesse entdecken. Aber müssen diese nicht abstrakt bleiben, wenn sie von allem abgeschnitten werden, durch das sie mehrdimensional vermittelt sind – Geschichte, Gesellschaft, Herrschaftsverhältnisse? Diese Frage wird uns in der Auseinandersetzung mit Texten von Gildemeister und Wetterer weiter beschäftigen. Wo bleiben sie seinem Erbe treu, wo schärfen sie Einsichten in den Zusammenhang von Konstruktion und Strukturierung?

4.3. Auf Goffmans Spuren und auf eigenen Wegen: Theorie und Empirie in der Geschlechterforschung von Angelika Wetterer und Regine Gildemeister

Bevor ich auf Gildemeister und Wetterer als jeweils eigenständige Wissenschaftlerinnen eingehe, sei skizziert, wo sie – gleichsam im Schulterchluss – Goffmans Vorgaben folgen (vgl. Gildemeister/Wetter 1992).

Sie teilen seine Ansicht, dass das Denken in zweigeschlechtlich strukturierten Deutungsmustern als Resultat von sozialen Traditionen dechiffriert werden muss, in denen *Zweigeschlechtlichkeit* als anthropologische Konstante gilt oder einfach als Normalität hingenommen wird (a.a.O.: 205ff.). Auch ihnen geht es um die Modalitäten im Herstellungsprozess von Geschlechterkonstruktionen, der intersubjektiv vonstatten geht. Wie bei Goffman ist Geschlechterdifferenzierung auf die kulturell erzeugte bipolare Klassifikation von *Frauen* und *Männern* bezogen. An ihr richten sich dichotome Geschlechterkonstruktionen aus (a.a.O.: 240f.). Und auch ihrer Meinung nach werden alltagsweltliche Vorstellungen von *gender* in interaktiven Prozessen zu sozialen Wirklichkeiten (a. a. O.: 214). Das mit Goffman Gemeinsame liegt jedoch vor allem in der Abwehr, sich auf Makro-Ebenen zu bewegen, die einen Begriff von *Gesellschaft* einfordern. In scheinbar verlässlichen Spuren zu verbleiben, birgt die Gefahr, in Fallen zu tappen.

In der Goffman-Rezeption von Gildemeister und Wetterer lässt sich das an zwei für die sozialkonstruktivistische Interaktionstheorie wichtigen Theo-

remen demonstrieren. In beiden Fällen werden gesellschaftliche Herrschaftsstrukturen ausgeblendet, auf die sich auch ihr Vorgänger nicht einlässt.

Das erste Beispiel bezieht sich auf den Begriff *Alltagswissen*. Gildemeister und Wetterer gehen davon aus, dass diese Vorstellungswelt von Interaktionspartner/innen mit gleichem sozialkulturellen Hintergrund geteilt wird (vgl. Gildemeister/Wetterer, a.a.O.: 245f.; Wetterer 2004: 125). Was aber ist, wenn an der Errichtung des geschlechtlichen Klassifikationssystems, das dem Geschlechterwissen unterliegt, Frauen und Männer nicht in gleicher Weise beteiligt sind; wenn in den geschichtlichen Prozessen, in denen es entstanden ist, die Definitionsmacht bei Herrschaftsträgern liegt, die das weibliche Geschlecht aus den Stätten der Wissensproduktion ausschließen, um eigene Privilegien zu verteidigen? Dann würde der Ausdruck *geteiltes Geschlechterwissen* bedeuten, dass es sich hier um Herrschaftswissen handelt. Es ist zwischen Machteliten und der von ihnen indoktrinierten Bevölkerung aufgeteilt – für die einen enthält es Erkenntnisse darüber, wie Genderregime zu legitimieren sind, für die anderen Handlungsanweisungen, denen zu folgen ist, um Ordnung zu wahren. In der Bevölkerung ist Geschlechterwissen noch einmal gespalten in eines, das aus Erfahrung klug wird und Widerstand gegen normative Setzungen entwickelt, und ein anderes, das sich Konventionen unterwirft.

Eine weitere Engführung der Autorinnen lässt sich in der Konzeption von *Zweigeschlechtlichkeit* aufzeigen. *Zweigeschlechtlichkeit* wird von ihnen in erster Linie als Produkt verborgener intersubjektiver Konstruktionsarbeit verstanden. Heterosexualität ist aber gleichzeitig – um mit Foucault zu reden – ein Dispositiv der Macht (vgl. Foucault 1977: 91ff.). Es materialisiert sich in einem gesellschaftlichen Institut, das der Sicherung männlicher Hegemonien dient (erfahrbar im Zugriff auf den weiblichen Körper, in der Autorität des Mannes als Familienoberhaupt und Familienernährer, seiner Vorrangstellung in der Öffentlichkeit). Das Zwangssystem der Zweigeschlechtlichkeit verhärtet sich zu einem „stählernen Gehäuse der Hörigkeit“ (Weber 1958: 319), das auf rigiden Sexualnormen, Formen der Geburtenkontrolle, matri- oder patrilinearen Genealogien, sowie familialer Autoritäts-, Eigentums- und Arbeitsverteilung basiert. Wir haben es hier nicht einfach mit einem Geflecht von normativen Interaktionsordnungen zu tun, sondern vielmehr mit einer gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Herrschaftskonstellation, in der sich patriarchalische und staatliche Gewaltmonopole Geltung verschaffen. Deren Vertreter (kirchliche und weltliche Obrigkeiten, Wissensproduzenten, Rechtsgelehrte) besitzen aufgrund von Rechts- und Eigentumsordnungen, des monopolisierten Zugangs zu Wissensbeständen und ihrer hegemonialen Stellung in Arenen der Traditionswahrung die Ermächtigung zu bestimmen, was Männer und was Frauen zu tun und zu lassen haben. Diese Verfügungsgewalt unterwirft beide Geschlechter Identitätszwängen, die aus dem Gebot erwachsen, als geschlechtlich Etikettierte in heterosexuellen Paar-

beziehungen zu leben und sich in Praxen zu bewegen, die auf ihre Geschlechtszugehörigkeit zugeschnitten sind. Die Subjekte von Interaktionseinheiten sind also, ob sie sich wehren oder anpassen, immer schon gesellschaftlich markiert, ehe sie sich begegnen.

Trotz der Orientierung an epistemologisch angreifbaren Theoremen von Goffman gehen Gildemeister und Wetterer in ihren Forschungen theoretisch, methodisch und inhaltlich über ihn hinaus. Der Erkenntnisgewinn ihrer Arbeiten ist unbestreitbar. Zum einen ordnen sie die Prozesse, in denen alltagsweltliche Deutungen von Geschlecht produziert, institutionalisiert und in *Genderregime* überführt werden, in historische und lebensgeschichtliche Kontexte ein. Zum anderen wenden sie sich gezielter als Goffman das tut Institutionen oder Realitätsbereichen zu, an denen sich die Modalitäten im Herstellungsprozess von Geschlechterdifferenzen in exemplarischer Weise darstellen lassen. Insbesondere in der Beziehung zwischen Arbeit und Geschlecht wird die Widersprüchlichkeit deutlich, welche Gender-Konstruktionen in ihrer Dialektik von Statik und Dynamik inhärent ist. Darauf sei anhand der Arbeiten von Wetterer näher eingegangen.

4.3.1. Varianz und Konstanz von Geschlechtsstereotypen: Angelika Wetterers Analyse unermüdlicher Konstruktionsarbeit im Dienste männlicher Hegemonien

Wetterer lokalisiert ihren Forschungsschwerpunkt im Feld „Profession und Geschlecht“, in dem es ihr vor allem um berufliche Segregationsprozesse geht. Sie zeigt, wie *Arbeit* zum Kampfplatz wird, auf dem geschlechtliche Differenzen hergestellt werden, die Ansatzpunkte für die Ausbildung von Hierarchien werden. In ihrem Werk „Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktionen. ‚Gender at Work‘ in theoretischer und historischer Perspektive“ (2002) legt Wetterer am Beispiel des Medizinwesens offen, unter welchen sozialgeschichtlichen Voraussetzungen sich „institutional genderism“ ausbreitet. Die Verwissenschaftlichung der Medizin, die Verlagerung der Ausbildung in Universitäten, die Entstehung von Berufsverbänden und staatliche Interessen an Bevölkerungspolitik sind Ausgangsbedingungen für die Etablierung männerbündischer Allianzen, aus denen sich jene Kräfte rekrutieren, die Ausbildungs- und Zertifizierungsbestimmungen regulieren, die den Zugang zu medizinischen Berufen eröffnen. Das alles führt zur Ausgrenzung erfahrener Frauen aus Heilberufen. Im Zuge der Professionalisierung machen Fachmänner Geschlechterkonstruktionen zum Kriterium, welche medizinischen Praxisfelder für Frauen und welche für sie selbst geeignet erscheinen. Geschlechtliche Segregation wird zum Hebel, Frauen als abhängig Arbeitende in untergeordneten Bereichen und Männer mit gleicher Qualifikation in Praxisfeldern des Faches zu verorten, die Entscheidungs- und Anweisungsbefugnisse einschließen.

Wetterer gelingt es, nicht nur die geschichtlichen Konstitutionsbedingungen von Geschlechtskonstruktionen offen zu legen, sondern auch jene Modi ihrer Herstellung zu präzisieren, die verdeckt halten, welchen Zwecken sie dienen. Vor allem an Berufen, die einen „Geschlechtswandel“ (etwa vom Sekretär zur Sekretärin) erfahren haben, arbeitet sie heraus, wie sich Konstanz und Varianz durch unermüdliches Weitertreiben der Geschlechterdifferenzierung dem Schein nach zur Deckung bringen lassen. Männlichkeits- und Weiblichkeitsklischees, die angesichts sozialen Wandels ihre Glaubwürdigkeit verlieren, werden auf einer inhaltlichen Ebene umgeschrieben und durch Neuerfindungen von genderbezogenen Unterscheidungsmerkmalen ausgewechselt. Auf einer latenten Ebene bleibt jedoch die Dichotomisierung der Geschlechter als Konstruktionsprinzip erhalten (vgl. Wetterer 1992: 28).

Mit ihrem komplexen Ansatz, in dem Sozial- und Wissenschaftsgeschichte sowie Arbeits- und Berufssoziologie in die Geschlechterforschung einbezogen werden, überschreitet Wetterer die Grenzen einer mikrosoziologischen Forschung. Sie bewegt sich auf einer Mesoebene.

Vor dem Hintergrund dieser – der Empirie zugänglichen – gesellschaftlichen Realität artikuliert sie ihre Einwände gegen soziologische Makroperspektiven. Sie können ihrer Meinung nach sozialen Wandel nur im Großen und Ganzen, etwa im Vergleich „früher-heute“ wahrnehmen, nicht aber in seinen konkreten Vollzügen (Wetterer 2002: 156ff.). Das mag zutreffen. Dafür legt aber der Blick auf gesamtgesellschaftliche Tendenzen Zusammenhänge frei, auf die Wetterer nicht eingeht. Sie lässt z.B. in ihren Analysen beruflicher Segregationsprozesse außer Acht, dass sich geschlechtliche Arbeitsteilung im Beschäftigungssystem nicht voraussetzungslos hat durchsetzen können. In diesem Prozess wird auf etwas zurückgegriffen, was schon in der frauendiskriminierenden familialen Arbeitsteilung ausgebildet ist. Die asymmetrische Distribution von häuslicher und marktvermittelter Arbeit auf die Geschlechter hat Folgen für betriebliche Segregationsprozesse. In ihnen konkretisieren sich die Auswirkungen, welche die gesellschaftliche Trennung und gleichzeitige Bezogenheit von Privatsphäre und Öffentlichkeit für die Ungleichbehandlung der Geschlechter hat. Ohne solche Wechselbezüge zwischen den verschiedenen sozialen Realitätsebenen zur Kenntnis zu nehmen, lässt sich m.E. die Beziehung zwischen Geschlecht und Hierarchie nicht hinreichend aufhellen. Im Rahmen dieser Thematik müssten mikro- und makrosoziologische Einsichten in Prozesse sexuierter Ungleichsetzung zusammengeführt werden.

4.3.2. *Differenzielle Relevanz von Geschlecht: Zum Zusammenhang von symbolischer Interaktion, Institution und sozialen Rahmungen bei Regine Gildemeister*

Auch Gildemeister nimmt auf Goffman Bezug, ohne bei seinen Vorgaben stehen zu bleiben. Sie legt dezidiert als er offen, welche Bedeutung dem Begriff „Interaktion“ in der sozialkonstruktivistischen Geschlechterforschung beizumessen ist. Dabei geht es ihr vor allem darum, herauszuarbeiten, was die formative Kraft von Interaktionen ausmacht, in denen *Soziales* Gestalt annimmt (vgl. hierzu Gildemeister 2004: 133). Bei Goffman sind Menschen auf Interaktion angewiesen, weil sie in ihrer Lebenspraxis der Gemeinschaft bedürfen. Dem fügt Gildemeister hinzu: Um sich mit anderen austauschen zu können, müssen sie fähig sein, die Bedeutungen auszulegen, mit denen Phänomene des Alltags aufgeladen sind. Sonst kann es in Interaktionen zu keiner intersubjektivität kommen. Herbert Mead folgend, erweitert sie stringenter als Goffman den interaktionstheoretisch begründeten Sozialkonstruktivismus um die Dimension des Symbolischen (vgl. 1968: 115ff.). Das ist wichtig für eine interpretative Erforschung der inhaltlichen Seite von Geschlechterkonstruktionen, bei denen sowohl manifeste als auch nicht kommunizierbare latente Sinnschichten zu beachten sind. Geschlechterkonstruktionen scheinen auf einer dem Bewusstsein entzogenen Ebene Elemente zu bewahren, welche um den verborgenen Sinn von Zweigeschlechtlichkeit kreisen. Das macht es so schwierig, ihre bipolare Fügung zu erschüttern (Gildemeister/Wetterer, a.a.O.: 245).

Für Gildemeister ist Interaktion eine nicht weiter ableitbare Analyseebene der Wirklichkeitskonstitution.⁴ Unter dieser Prämisse versucht sie zu bestimmen, was genau in zwischenmenschlichen Kontakten als soziale Innovation in Erscheinung tritt. Sie findet in der Zweiseitigkeit von Interaktionsprozessen die Antwort auf diese Frage. Über Goffman hinausgehend, stellt sie fest, dass sich generell individuelle Spielräume in Aushandlungsprozessen ausmachen lassen, in denen sich entscheidet, wie eine Situation zu definieren ist. So entsteht neben Verhaltensregulierung auch Kontingenz. Aus dieser Doppelung von Steuerung und Offenheit ergibt sich die Möglichkeit, dass in Interaktionen Neues entsteht. Solche Vorgänge empirisch zu erfassen, macht das Besondere der interaktionsbezogenen Analyseebene aus (vgl. Gildemeister/Robert 2008: 18).

4 Diese Formulierung ist missverständlich. Es klingt so, als ließen sich Wirklichkeitskonstitutionen in Interaktionen voraussetzungslos erfassen, gleichsam in status nascenti. Das mag im situativen Augenblick der Beobachtung so erscheinen. Aber der Reflexion muss zugänglich bleiben, was in Interaktionen an Vorgängigem einfließt, ohne sichtbar zu werden. Das sind vor allem die Normalitätsunterstellungen, mit denen Menschen in Interaktionen eintreten, und die sozialen Verhältnisse, innerhalb derer sie interagieren.

In Anlehnung an Peter Berger und Thomas Luckmann legt sie auch im Begriff „Institution“ den Doppelcharakter frei, der sich aus einer wissenssoziologischen Betrachtungsweise ergibt (vgl. Berger/Luckmann 2004: 58): Institutionen entstehen aus sozialem Handeln, gehen diesem aber ebenso als Orientierungshilfe und normativer Erwartungsfahrplan voraus. Dem entspricht die Unterscheidung zwischen Institutionalisierung als Prozess und Institution als (Struktur-)Vorgabe. „Damit werden *einerseits* die Handlungsperspektive der Beteiligten und ihre Autonomie angesprochen. *Andererseits* repräsentieren gerade sie die der ‚autonomen‘ Verfügbarkeit entzogene Ebene ‚sozialer Struktur‘“ (Gildemeister/Robert 2008: 19). Es wird also durchaus gesehen, dass handlungstheoretische Ansätze zu sozialen Strukturen hin zu öffnen sind. Aber Gildemeister verfolgt eine andere Fragestellung. Um den Dynamiken auf die Spur zu kommen, die im Phänomen *Geschlechterdifferenzierung* Unruhe stiften, geht sie den Normalitätskonzepten nach, die in institutionalisierten Interaktionsprozessen wirksam werden. Dabei betont Gildemeister, dass normative Setzungen nicht identisch mit den Regelwerken sind, welche die Praxen des materiellen Lebenserhalts bestimmen. Hier folgt sie Anthony Giddens, der konstatiert, dass die Herstellung des Alltags immer auch eine Reproduktion des Vorgefundenen ist, die unter Bedingungen ungleicher Macht, ungleichen Einflusses und ungleicher sozialer Chancen geschieht (vgl. 1984: 154). Das bedeutet, dass mit der Einwirkung von gesellschaftlichen Strukturen (Rechtscodices, organisatorischen Einbindungen in übergreifende gesellschaftliche Zusammenhänge, gesellschaftlicher Statusdifferenzierung) zu rechnen ist, die nicht in kulturellen Interaktionsordnungen aufgehen (vgl. Gildemeister 1989: 76). Dennoch bleibt Gildemeister konsequent auf der normativen Ebene. Denn da lässt sich ihrer Meinung nach das Soziale ausfindig machen, das sich im Prozess der Geschlechterdifferenzierung konstituiert. Es tritt in Sinngebungen zutage, in denen Natur in Kultur übergeht. Orientiert man sich an den Normalitätsunterstellungen im Alltagsbewusstsein, dann ist *Geschlecht* nicht mehr als biologisches, sondern vielmehr als *moralisches Faktum* zu verstehen. Von ihm abzuweichen hieße, zu den Anormalen, den Schwulen, Lesben und Transsexuellen gerechnet zu werden, und das würde sozialen Akzeptanzverlust bedeuten (vgl. Gildemeister 2001a: 63; Gildemeister/Robert, a.a.O.: 16). So wäre Angst vor Sanktionen das soziale Motiv, an der dichotomen Struktur von Geschlechterdifferenzierungen festzuhalten. Hier hätte die weitergehende Überlegung nahe gelegen, in welche Macht- und Herrschaftsverhältnisse Normativität als sozialer Zwang eingebunden ist. Denn es liegt auf der Hand, dass aufgezwungene Normalität in Anomie umschlägt, wenn aus ihr Diskriminierung, Ausgrenzung und Verfolgung all jener erwächst, die sich der willkürlichen Unterdrückung ihrer Lebensinteressen nicht fügen.

In historischer Perspektive stellt sich Gildemeister der Frage, ob die seit der Aufklärung postulierten Gleichheitstheoreme und die heute gesetzlich

verankerten Gleichstellungspolitiken dazu geführt haben, soziale Praktiken der Geschlechterdifferenzierung einzudämmen. Die Antwort lässt sich ihrer Meinung nach nur empirisch durch Untersuchungen in einer Vielzahl von Institutionen bzw. Organisationen finden, in denen sich in Erfahrung bringen lässt, ob und wenn ja wo geschlechtliche Ungleichbehandlung praktiziert wird.

Dieses Forschungskonzept liegt dem Projekt zugrunde, das sie zusammen mit Günther Robert realisiert hat (2008). Die Betrachtung der komplexen Wechselwirkungen zwischen Institutionen, kontextualisierten Interaktionen und Biographien erlaubt es, sowohl neue Nuancierungen als auch Beharrungstendenzen im sozialen Umgang mit der Kategorie *Geschlecht* auszumachen. Entgegen der Tendenz in einigen wissenssoziologischen Ansätzen der Geschlechterforschung, vom gesellschaftlichen Bedeutungsverlust der Kategorie *Geschlecht* auszugehen, schlägt Gildemeister vor, eher von einer „differenziellen Relevanz von Geschlecht“ zu sprechen (2004: 158).

Der Materialreichtum der Studie, die zu weiteren Untersuchungen anregt, lässt eine Frage offen: Kann über die soziale Wirkmächtigkeit der beiden Tendenzen (Varianz in Geschlechterkonstruktionen/Andauern von Geschlechterdifferenzierung in institutionellen Zusammenhängen) etwas ausgemacht werden, wenn nicht das Kräfteverhältnis zwischen Handlungsimpulsen, die auf Veränderung drängen, und herrschenden Interessen am Erhalt von ungleichen Geschlechterrelationen genauer ausgelotet wird? Müssten dazu nicht Interaktions- und Sozialstrukturanalysen stärker aufeinander bezogen werden?

Es ist nicht mangelndes Interesse an Veränderungen hin zum Besseren, das Gildemeister daran hindert, diesen Perspektivwechsel vorzunehmen. Es ist vielmehr Abwehr von Gesellschaftskritik. „Moral facts“ (Garfinkel 1967: 122) sind, nach den Prämissen einer werturteilsfreien Wissenschaft, der sie verpflichtet ist, zu konstatieren, aber nicht zu taxieren.

5. Schlussfolgerungen

An den Kontroversen darüber, wie die Relevanz der Kategorie *Geschlecht* für die gegenwärtige Gestaltung des Sozialgefüges einzuschätzen ist, treten die divergierenden Sichtweisen in der sozialkonstruktivistischen und gesellschaftswissenschaftlichen Gender-Forschung besonders deutlich zutage.

Auf der einen Seite wird behauptet, ihr komme heute kaum noch gesellschaftsstrukturierende Bedeutung zu. Gleichheitssemantiken – so wird argumentiert – haben Geschlechterstereotypen tabuisiert. Insbesondere wird darauf verwiesen, dass es kaum noch gesellschaftlich relevante Bereiche gibt, in denen Frauen nicht Fuß gefasst haben. Wo die Orientierung an Geschlechter-

konstruktionen noch zu beobachten ist, gilt das situationspezifisch. Daraus wird geschlossen, dass Geschlecht seine soziale Omnirelevanz verloren hat (vgl. hierzu Heintz: 2006; Wilz: 2007; kritisch dazu: Becker-Schmidt: 2008a).

Aus der Perspektive einer gesellschaftstheoretisch orientierten Geschlechterforschung wird dagegen ins Feld geführt, dass das Zurücktreten von sexuierten Klischees im Alltagshandeln noch nicht besagt, dass auch in der sozialen Verteilung von materiellen, kulturellen und politischen Ressourcen keine gravierenden Unterschiede mehr zwischen den Genus-Gruppen gemacht werden.⁵

Trotz dieser konträren Standpunkte, die sich aus den divergierenden Analyseebenen (gender und institutionalisierte Interaktionen/Geschlecht und gesellschaftliche Verhältnisse) herleiten lassen, gibt es eine Reihe von Berührungspunkten in der Forschung, die dem gemeinsamen Untersuchungsgegenstand *geschlechtliche Ungleichheit* geschuldet sind.

In der Strategie, Forschungsgegenstände auf einer soziologischen Mikro- oder Mesoebene so festzulegen, dass das Exemplarische in den Prozessen der Geschlechterdifferenzierung zur Geltung kommt, treten unwillkürlich Interdependenzen im Verhältnis zu anderen als den untersuchten sozialen Bereichen in Erscheinung. Bei dem Thema „geschlechtliche Arbeitsteilung“ drängt sich auf, die Verkettung von Disparitäten in der Familie, im Beruf, in wohlfahrtsstaatlichen Leistungsansprüchen zur Kenntnis zu nehmen, welche in ihren Wechselwirkungen die Benachteiligungsstrukturen im Lebenslauf von Frauen prägen (vgl. Krüger 2007). Im Phänomen *Geschlechterdifferenzierung* als „moral fact“ kommt sozialer Zwang in Normalitätsunterstellungen zum Vorschein. Es scheint auf, dass dieser aus den Interaktionsordnungen allein nicht abzuleiten ist, sondern auf gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse verweist.

In der gesellschaftstheoretisch ausgerichteten Geschlechterforschung lassen sich die Leerstellen in Begriffen und Konzepten festmachen, in denen zentrale Komponenten vorausgesetzt werden, ohne dass expliziert wird, wie sie zustande kommen. Das gilt insbesondere für die Begriffe *symbolische Ordnung* und *Genus-Gruppen*. Beide lassen sich ohne Rekurs auf Geschlechterkonstruktionen nicht verstehen. Denn jene fallen nicht vom Ideenhimmel, sondern sind von Menschen gemacht. Hier bietet sich der Ansatz symbolisch vermittelter Interaktionen als Orientierung an, um die subjekttheoretische Seite gesellschaftskritischer Geschlechterforschung zu vertiefen.

5 Einzuwenden ist auch, dass Geschlechterkonstruktionen um der political correctness willen aus dem öffentlichen Verkehr gezogen werden können und in ihrer Latenz und Subversion dennoch virulent bleiben. Außerdem ist zu erwägen, ob nicht gegen Frauen gerichtete Benachteiligungsstrukturen durch die Herrschaftsmittel des Marktes, des Sozialstaates und männlicher Hegemonien durchgesetzt werden können, ohne dass zu deren Legitimation auf symbolische Geschlechterordnungen zurückgegriffen werden muss.

Brücken über Differenzen hinweg können leichter geschlagen werden, wenn akzeptiert wird, dass alle wissenschaftlichen Ansätze in ihrer raumzeitlichen Begrenzung und ihren Traditionsverhaftungen nur „partiale Perspektiven“ einnehmen und nur „situiertes Wissen“ (Haraway 1996: 217) produzieren können. Forschung ist auf die Kooperation ihrer Produzent/innen angewiesen, die Übersetzungsarbeit leisten, um Erkenntnisse, die in verschiedenen Suchbewegungen gefunden wurden, für einander anschlussfähig zu machen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1970): Zur Aktualität der Philosophie. In: Philosophische Frühschriften. Gesammelte Schriften. Bd. 1, Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag, S. 325-344.
- Adorno, Theodor W. (2008): Philosophische Elemente einer Theorie der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Becker-Schmidt, Regina (2004): Zum Zusammenhang von Erkenntniskritik und Sozialkritik in der Geschlechterforschung. In: Frey Steffen, Therese/Rosenthal, Caroline/Väth, Anke (Hrsg.): Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 201-222.
- Becker-Schmidt, Regina (2006): Theoretische und methodische Anmerkungen zum Thema „Sozialisation und Geschlecht“. In: Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodische Aspekte. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 289-305.
- Becker-Schmidt, Regina (2007): <Class>, <gender>, <ethnicity>, <race>: Logiken der Differenzsetzung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In: Knapp, Gudrun Axeli/Klinger, Cornelia/Sauer, Birgit (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag, S. 56-83.
- Becker-Schmidt, Regina (2008): Wechselbezüge zwischen Herrschaftsstrukturen und feindseligen Subjektpotentialen. Überlegungen zu einer interdisziplinären Ungleichheitsforschung. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun Axeli (Hrsg.): ÜberKreuzungen. Fremdheit; Ungleichheit; Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 112-137.
- Becker-Schmidt, Regina (2008a): Gesellschaftliche Transformationsprozesse, soziale Ungleichheit und Geschlecht. In: Zeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung 26, 3-4, S. 38-56.
- Bereswill, Mechthild (2008): Geschlecht. In: Baer, Nina/Korte, Hermann/Löw, Martina/Schroer, Marcus (Hrsg.): Handbuch der Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 97-116.
- Giddens, Anthony (1982): Sociology. London: Basingstoke.
- Braunstein, Dirk (2011): Adornos Kritik der politischen Ökonomie. Bielefeld: Transcript.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1970): Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag.
- Foucault, Michel (1977): Sexualität und Wahrheit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Policy Press.
- Gildemeister, Regine (1989): Institutionalisierung psychosozialer Versorgung. Eine Feldforschung im Grenzbereich zwischen Gesundheit und Krankheit. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

- Gildemeister, Regine (2001): Soziale Konstruktion von Geschlecht. Fallen, Missverständnisse und Erträge einer Debatte. In: Rademacher, Claudia/Wiechens, Peter (Hrsg.): *Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 65-87.
- Gildemeister, Regine (2001a): Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit. In: Hark, Sabine (Hrsg.): *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*. Lehrbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 55-72.
- Gildemeister, Regine (2004): Doing gender. Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung, Theorie, Methode und Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 132-140.
- Gildemeister, Regine (2008): Soziale Konstruktion von Geschlecht: „Doing gender“. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierung. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 167-198.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg i. Br.: Kore, S. 201-254.
- Gildemeister, Regine/Robert, Günther (2008): Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion – Institution – Biographie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Goffman, Erving (1969): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Goffman, Erving (1974): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- Goffman, Erving (1981): *Forms of Talk*. Philadelphia: University of Philadelphia Press.
- Goffman, Erving (1983): The Interaction Order. In: *American Journal of Sociology* 48, S. 1-17.
- Goffman, Erving (1994): Das Arrangement der Geschlechter. In: Goffman, Erving (Hrsg.): *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag, S. 105-158.
- Haraway, Donna (1996): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Scheich, Elvira (Hrsg.): *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*. Hamburg: Hamburger Edition, S. 217-248.
- Heintz, Bettina (2006): Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Wilz, Sylvia M. (Hrsg.): *Struktur, Konstruktion, Askription: Theoretische und empirische Perspektiven auf Geschlecht und Gesellschaft*. Studienbrief 33714, Hagen, S. 213-232.
- Kelle, Helga (2001): „Ich bin der die das macht.“ Oder: Über die Schwierigkeit, „doing gender“-Prozesse zu erforschen. In: *Feministische Studien* 19, 2, S. 36-56.
- Knapp, Gudrun Axeli (2001): Die vergessene Differenz. In: Hark, Sabine (Hrsg.): *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*. Lehrbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 263-284.
- Krüger, Helga (2007): Geschlechterungleichheit verstimmt. Institutionalisierte Ungleichheit in den Verhältnissen gesellschaftlicher Reproduktion. In: Knapp, Gudrun Axeli/Klinger, Cornelia/Sauer, Birgit (Hrsg.): *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag, S. 178-192.

- Lenz, Karl (1991): Erving Goffman: Werk und Rezeption. In: Hettlage, Rolf/Lenz, Karl (Hrsg.): Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern/Stuttgart: Haupt, S. 25-93.
- Weber, Max (1958): Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland. In: Gesammelte politische Schriften. Tübingen: Mohr und Siebeck.
- West, Candace/Zimmerman Don. H. (1987): Doing Gender. In: Gender and Society 1, 2, S. 125-151.
- Wetterer, Angelika (1992): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität der Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag.
- Wetterer, Angelika (2004): Konstruktion und Geschlecht, Konstruktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methode und Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 122-131.
- Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. >Gender at Work< in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Wilz, Sylvia Marlene (2007): De-Institutionalisierung und Personalisierung. Arbeit, Organisation und Geschlecht im Wandel. In: Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jacobson, Heike/Völker, Susanne (Hrsg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 114-130.

Feminismus, wo steckst du?¹

Oder: Mit Regina Becker-Schmidt zu einer feministischen Gesellschaftskritik

Tina Jung

1. Einführung

Die Herausgeberinnen des vorliegenden Bandes werfen einige wichtige Fragen auf, mit denen sich eine, die im Feld feministischer Wissenschaft/Gender Studies² denkt, forsch und arbeitet, regelmäßig konfrontiert sieht: Wie ist es um die gesellschaftliche, aber auch epistemologische Relevanz der Kategorie Geschlecht bestellt? Was heißt das für das Selbstverständnis einer Denk- und Forschungsrichtung, die sich in unterschiedlichen Varianten (z.B. Gender Studies, Frauen- und Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnisforschung etc.) auf die Untersuchung jener Kategorie „Geschlecht(er)verhältnisse“ stützt? Und weiter: Wie lassen sich Geschlechterverhältnisse konzeptionalisieren, wenn es um die Frage geht, ob Geschlecht auf der Ebene des Strukturzusammenhangs und/oder auf der Ebene subjektiver Verortungen wirksam wird? Dies ist nicht zuletzt deshalb eine wichtige Frage, da die derzeit in der Forschungslandschaft diskutierten Theorie- und Forschungsperspektiven zwar

-
- 1 Der Titel dieses Beitrags bezieht sich auf die Veranstaltungsreihe „*Geschlecht, wo steckst du? Eine Spurensuche zwischen Struktur und Subjekt*“, die von Mai bis Juli 2011 an der Philipps-Universität Marburg stattgefunden hat und diesem Sammelband vorausgegangen ist.
 - 2 Das Feld Gender und Wissenschaft ist geprägt von Forschungs- und Theorieansätzen, die sich häufig schon nominell unterscheiden, so z.B. feministische Wissenschaft, Gender Studies, Frauenforschung, Frauen- und Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnisforschung, Geschlechtsdifferenzierungsforschung etc. Dabei werden die (Selbst-)Betitlungen häufig synonym benutzt. Manchmal werden unterschiedliche Benennungen allerdings auch explizit eingesetzt, um inhaltliche Akzentverschiebungen oder Abgrenzungen vorzunehmen. Die Lage ist insofern nicht nur heterogen, sondern auch sehr unübersichtlich und schwer auf einen Begriff zu bringen. Ich selbst werde im Folgenden die Formel „feministische Wissenschaft/Gender Studies“ benutzen, wenn ich mich auf das gesamte *empirische* Feld im Sinne der Beschreibung einer ausdifferenzierten Forschungslandschaft beziehe. „Feministische Wissenschaft“ benutze ich mit Bezug auf die darin enthaltenen inhaltlichen, konzeptionellen und normativen Aspekte sowie die Frage nach dem Selbstverständnis, das ich hier in Anlehnung an den Forschungsstand (s. Abschnitt. 2) als (gesellschafts-)politisch, emanzipatorisch und herrschaftskritisch begreife.

jeweils die wechselseitige Bedingtheit von Struktur- und Handlungs- bzw. Gesellschafts- und Subjektzusammenhang betonen und eine theoriesystematische Integration beider Dimensionen zumindest proklamatorisch anstreben. Ich werde im Folgenden argumentieren, dass das umrissene Problem jedoch nicht nur auf wechselseitige Diskurssperren zurückzuführen ist. Vielmehr gehe ich davon aus, dass das jeweils vorliegende Verständnis von Geschlecht, Struktur und Subjekt auch Ausdruck davon ist, in welchen theoretischen Gesamtzuschnitt ein bestimmter Ansatz eingelagert ist. Der analytische, konzeptionelle und theoretische Blick auf Struktur, Subjekt und Geschlecht wird geprägt von dem jeweils vertretenen Forschungsinteresse und der jeweils vertretenen Forschungsrichtung, wie sie sich u.a. in der Wahl des theoretischen Gesamtframings, teilweise aber auch in dem dahinter stehenden erkenntnistheoretischen und (wissenschafts-)politischen Impuls zeigt.

Dieser Umstand ist insofern von Relevanz, als die Frage nach Geschlecht, Struktur und Subjekt eben nicht nur anhand von Fragen nach dem ‚objektiv richtigen‘ Ansatz geklärt werden kann. In den Debatten um Geschlecht, Struktur und Subjekt kommen Divergenzen zum Tragen, die vor allem auch, so meine Wahrnehmung, genuin (wissenschafts-)politischen Charakter haben. Das heißt, hier geht es häufig auch um das Spannungsverhältnis zwischen engagiert-bewegungsorientierten und distanziert-objektivierenden Wissenschaftsverständnissen sowie zwischen sich selbst als kritisch-feministisch verstehenden Ansätzen und solchen, die sich als weitgehend apolitisch und wertfrei entwerfen. Aber auch innerhalb sich selbst als im weitesten Sinne ‚kritisch‘ verstehenden Ansätzen sind Dissonanzen zwischen solchen Theorietraditionen zu verspüren, die sich einem eher klassisch sozialemanzipatorischen Denken (z.B. in Tradition der Kritischen Theorie) oder einem eher ‚postmodernen‘, dekonstruktivistischen Denken verpflichtet fühlen; damit verbunden bleibt die Kontroverse um die Möglichkeit einer big theory, in der Gesellschaftstheorie nicht selten gegen handlungstheoretische Ansätze und umgekehrt ausgespielt wird. Nur exemplarisch sei hier beispielsweise die Debatte um die Relevanz der Kategorie Geschlecht genannt, wie sie in den letzten Jahren vor allem unter dem Stichwort ‚De-Institutionalisierung von Geschlechterdifferenzierung‘ (vgl. bspw. Heintz 2008, ähnlich argumentiert auch Hirschauer in diesem Band) Auftrieb gewonnen hat. Auf der vordersten Ebene geht es um die Einschätzung der (ungleichheitsgenerierenden) Relevanz von Geschlecht in sozialen Kontexten. Im Weiteren wird aber deutlich, dass über das jeweils zugrundeliegende Forschungsdesign und die Forschungsperspektive auch Auseinandersetzungen darüber geführt werden, ob und inwieweit sich (genderorientierte) Wissenschaft überhaupt (noch) mit Macht- und Herrschaftseffekten beschäftigt (vgl. dazu Becker-Schmidt 2010, Wetterer 2003).

Es lohnt sich also, diesen Fragen im Kontext der theoretischen Gesamtanlage der jeweils betreffenden Ansätze nachzuspüren, das heißt, auch nach

epistemologischen Grundlagen und (wissenschafts-)politischen Ausrichtungen zu fragen. Dies gilt, weil dadurch neue und vertiefende Einsichten darüber gewonnen werden können, warum und zu welchem Ziel ein bestimmter Ansatz das Verhältnis von Geschlecht, Struktur und Subjekt so und nicht anders entwirft. Vor allem aber trägt es auch zu einer offenen (Selbst-)Reflexion darüber bei, was feministische Wissenschaft/Gender Studies ist oder sein soll, worauf sie erkenntnistheoretisch und (gesellschafts-)politisch gerichtet ist und in welches Verhältnis sie sich selbst zu ihrem Gegenstand setzt (von dem sie auch Teil ist).

Um die damit einhergehende Pointierung meines eigenen Erkenntnisinteresses sichtbar zu machen, übersetze ich die übergreifende Frage des Sammelbandes „Geschlecht, wo steckst du?“ in die Frage „Feminismus, wo steckst du?“. Damit versuche ich zum Einen meine These einzufangen, dass die Frage nach Geschlecht, Struktur und Subjekt immer auch im Kontext der forschungspraktischen, erkenntnistheoretischen und wissenschaftsprogramatischen Gesamtorientierung verschiedener Ansätze rückgebunden werden muss. Dabei geht es mir zum Anderen darum, das Selbstverständnis feministischer Wissenschaft als (gesellschafts-)politisch, emanzipatorisch und herrschaftskritisch zu verteidigen. Gleichwohl muss ebenfalls kritisch reflektiert werden, welche Herausforderungen mit einem solchen Anspruch verbunden sind. Ich begreife dabei die benannte Debatte und das Feld Gender und Wissenschaft mit seinen unterschiedlichen wissenschaftlichen Ansätzen selbst als ein soziales und politisches Feld (vgl. Kraus 2008, 2010). Vor diesem Hintergrund geht es mir darum, exemplarisch und in kritischem Anschluss an Regina Becker-Schmidt die Frage zu stellen, wie aus der spezifischen Fassung ihrer Arbeiten die Frage nach Geschlecht, Struktur und Subjekt als Teil einer feministischen Wissenschafts-/Gesellschaftskritik entworfen werden kann und welche Probleme und Perspektiven sich daraus ergeben.

In einem ersten Schritt werde ich herausarbeiten, welchem wissenschaftlichen Selbstverständnis Regina Becker-Schmidt folgt und welche Konsequenzen ihre Fassung für die Konzeptionalisierung von Geschlecht, Struktur und Subjekt hat. Anschließend werde ich nachvollziehen, wie ihr Zugriff in ein umfassenderes Verständnis von feministischer Theorie als kritischer Gesellschaftstheorie eingebunden ist. Abschließend werde ich meine Teilbefunde zusammenführen und auf Perspektiven und Probleme zur Weiterentwicklung feministischer Gesellschaftskritik hin diskutieren.

2. Geschlechterverhältnisse als Gegenstand der Sozialwissenschaften

Der Titel eines von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp 1995 herausgegebenen Buches lautet „Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften“. Dieser Titel ist nicht zuletzt deshalb von Interesse, weil der genannte Umstand, nämlich die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Geschlechterverhältnis, lange Zeit keineswegs selbstverständlich war. Mit dem Entstehen der Gender Studies/feministischen Wissenschaft galt es, die Analyse von Geschlecht(er)verhältnissen überhaupt erst in den *mainstream* der Wissenschaft einzuschreiben und sich einen Platz im Wissenschaftsgefüge zu erobern (vgl. Jung 2009). Zwar gab es auch vor dem Entstehen der Gender Studies/feministischen Wissenschaft Arbeiten, die sich mit ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ als Gegenstand beschäftigten. Allerdings war explizites wissenschaftliches Wissen über die soziale, rechtliche, ökonomische und politische Situation von Frauen so marginal, dass die aufbrechende Frauenforschung das Leben von Frauen buchstäblich überhaupt erst sichtbar machen musste. Neben einer notwendigen Quantität wissenschaftlichen Wissens über Geschlecht und Geschlechterverhältnisse steht feministische Wissenschaft vor allem auch für eine andere Qualität genderorientierter Wissenschaft: Es geht um die Analyse, Aufdeckung und Überwindung von (geschlechtsspezifischen) Macht- und Herrschaftsverhältnissen sowie insgesamt um einen Beitrag zu dem sozialemanzipatorischen Streben nach Freiheit, Gleichheit, Solidarität (vgl. Kurz-Scherf/Lepperhoff/Scheele 2009, Hark 2005, Singer 2004, Thiessen 2004, Hennessy 2003, List 1989). Dazu muss auch das vorhandene wissenschaftliche Wissen kritisch überprüft und aus feministischer Perspektive re-formuliert werden. Der Umstand, dass und wie Geschlechterverhältnisse also ‚Gegenstand der Sozialwissenschaften‘ sind, musste hart erkämpft werden und ist auch heute ein durchaus umstrittenes Gebiet, bei dem sich Machtinteressen bzw. Verfügungsmittel über Ressourcen, Stellen, inhaltliche Ausrichtung usw. auf sozialer und (wissenschafts-)politischer Ebene mit Erkenntnisinteressen verschränken (vgl. dazu Hark 2005, Kraus 2010, Riegraf et al. 2010).

Regina Becker-Schmidt gehört hier neben anderen zu jenen Frauen und Wissenschaftlerinnen, die im Bereich Gender Studies/feministische Wissenschaft Pionierinnenarbeit geleistet und die deutschsprachigen Debatte wesentlich beeinflusst haben. Im Folgenden werden zentrale Thesen und Arbeiten Becker-Schmidts skizziert; dabei verstehe ich ihren Ansatz sowohl als Beitrag zum Verständnis der Relevanz von Geschlechterverhältnissen als auch als Beitrag zur Frage nach der Ausrichtung von feministischer Wissenschaft.

2.1. Geschlechterforschung als Androzentrismuskritik – Zur Relevanz von Geschlecht(er)verhältnissen in der westlichen Moderne

„Im historischen Vergleich und in der Analyse unserer Gegenwartsgesellschaft wird deutlich: Umbrüche ökonomischer, technologischer, politischer und zivilisatorischer Art, wie sie gemeinhin als Modernisierung diagnostiziert werden, (...) tragen zu Veränderungen im Geschlechterverhältnis bei“ (Becker-Schmidt/Knapp 1995: 8). Umgekehrt hat das Geschlechterverhältnis selbst Einfluss auf die Art und Weise, wie eine Gesellschaft organisiert ist. Aufgabe und Ziel von Sozialwissenschaft, die sich die Geschlechterverhältnisse zum Gegenstand macht, kann aus dieser Perspektive also sein, den Verflechtungen zwischen Geschlechter- und Gesellschaftsverhältnissen nachzuspüren sowie den wechselseitigen Bedingungen und Formen ihrer gesellschaftlichen Konstituierung.

Dabei erhält diese Frageperspektive ihre spezifische Prägung erst durch ihr Interesse an der Aufdeckung und Analyse von Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnissen bzw. jenen Brüchen im Gefüge der westlichen Moderne, entlang derer sich Emanzipations- und Gleichstellungsprozesse entfalten können. Das heißt, es wird keineswegs von einer linearen Fortschrittserzählung der Durchsetzung jener Prinzipien von Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit (!) ausgegangen, mit der Aufklärung und Französische Revolution die europäische Moderne eingeläutet haben. Weder implizieren Veränderungen im Geschlechterverhältnis per se, „dass alte hierarchische Strukturen abgelöst werden, um eine gesellschaftliche Gleichrangigkeit von Frauen und Männern herzustellen“ (ebd.), noch kann umstandslos an eben jenes Versprechen der Moderne angeknüpft werden. Im Gegenteil erweise sich „für Androzentrismuskritik (...) die französische Aufklärung, die in der ganzen westlichen Welt zum Emanzipationsmodell wurde, [als ein] Paradebeispiel“ (Becker-Schmidt 2007: 15). Realpolitisch hat zu Zeiten der Französischen Revolution Olympe de Gouges mit ihren ‚Menschenrechten für Frauen‘ auf das Skandalon aufmerksam gemacht, dass die Menschenrechte einerseits zwar „auf der Gleichheit aller frei Geborenen beruhen“ sollen, andererseits aber „einer Hälfte der Menschheit die Teilhabe an ihnen versagt bleibt“ (ebd.: 21). Auch ideengeschichtlich bzw. im Bereich symbolischer Ordnungen setzt sich erst mit der westlichen Moderne jene Geschlechtsdifferenzierung durch, an die weitere hierarchische Dichotomien geknüpft werden: „Es ist die historische Abfolge von Feudalismus, Französischer Revolution, Bürgertum und Klassengesellschaft, die vor allem auf zwei Phänomene ein spezifisches Licht wirft. Zum einen tritt die Langlebigkeit von männlich geprägten Geschlechtsstereotypen zutage, die sich im Ehe- und Familienrecht, in den Arbeitsschutzgesetzen und in Eigentumsordnungen niederschlugen. Zum anderen wird deutlich, unter welchen gesellschaftlichen Umständen sich die Trennung von Privatsphäre

und Öffentlichkeit vollzog und welche Transformationen sie erfahren hat“ (ebd.: 14). Die Soziogenese von androzentrischen Logiken im Umgang mit Geschlecht soll daher Anhaltspunkte dafür liefern, „worauf ihr Beharrungsvermögen beruht(e) und welche Unstimmigkeiten sie angreifbar machen“ (Becker-Schmidt 2007: 16). Sie zeigt aber auch, dass und wie alle relevanten gesellschaftlichen Sphären durch eine geschlechtsspezifische Grammatik geprägt sind. Das Geschlechterverhältnis in dieser Form zu einem Gegenstand der Sozialwissenschaften zu machen bedeutet also auch, neue und andere Analysewerkzeuge zu erproben, die hinreichend komplex und machtsensibel sind. Mit welchen Begriffen und Theoremen wird das Geschlechterverhältnis bei Regina Becker-Schmidt also gefasst?

2.2. Doppelte Relationalität im Geschlechterverhältnis

Hatte die frühe Frauenforschung zunächst vorrangig auf Rollen- und Sozialisationsaspekte fokussiert, hebt die Formel ‚Geschlecht als Strukturkategorie‘ (Beer 1990) zunächst vor allem die Stratifikationswirkung von Geschlecht hervor. Wichtig für das Verständnis des von Becker-Schmidt vertretenen Ansatzes ist dabei, dass sich damit „eine generelle theoretische und methodische Verschiebung“ (Becker-Schmidt 2007: 16) vollzogen hat: „Die soziale Bezogenheit der Geschlechter wird relevant, und zwar im Kontext von sozialgeschichtlich situierten Gesellschaften“ (ebd.). Mit dem Theorem der doppelten Vergesellschaftung von Frauen (vgl. dazu als Überblick Becker-Schmidt 2004c) knüpft sie an diese Vorgaben an, präzisiert und erweitert diese aber gleichzeitig. Neben der Art und Weise, wie die Geschlechter in Relation zueinander gesetzt werden (erste Relationalität) verweist der Ausdruck der doppelten Vergesellschaftung auch auf eine zweite Relation, die hier zum Tragen kommt: „Die hierarchische Strukturierung des Geschlechterverhältnisses ist vermittelt durch eine andere Relationalität, nämlich der zwischen den gesellschaftlichen Sektoren“ (Becker-Schmidt 2004c: 67). Das heißt, die verschiedenen gesellschaftlichen Sektoren können nun als in einer bestimmten Weise im Verhältnis zueinander stehend sichtbar gemacht werden. Demnach zeige sich, das vor allem wirtschaftliche, staatliche, militärische Sektoren sowie der Kulturbetrieb gegenüber Bildung, privaten Lebenswelten und Gesundheitswesen privilegiert seien – das heißt, als in einer Weise vermittelt, die durch Macht- und Herrschaftsinteressen geprägt ist (vgl. ebd.). Nach Becker-Schmidt besteht also eine Verbindung zwischen derjenigen Relationalität, die das Geschlechterverhältnis strukturiert (und hier hierarchisierend wirkt) und derjenigen Relationalität, die die gesellschaftlichen Sektoren im sozio-politischen Gesamtgefüge strukturiert (und hier ebenfalls hierarchisierend wirkt). Die spezifische Verbindung zwischen beiden Relationalitäten stützt – über den Modus der Auf- und Abwertung, die über Geschlechterkon-

struktionen wirksam ist, hinausgehend – also auch eben jene gesellschaftlichen Sphären als privilegiert und prestigeträchtig ab, die traditionell männlich besetzt bzw. männerbündisch organisiert sind – und jene wiederum wirken strukturierend auf das Geschlechterverhältnis zurück.

Dabei erweist sich die Strukturierung der Geschlechterverhältnisse durchaus als paradox, was wiederum anhand der von ihr geprägten Begrifflichkeiten (in diesem Fall: der doppelten Relationalität) überhaupt erst angemessen erfassbar sei: Die beiden von Becker-Schmidt ausgemachten Relationalitäten (zwischen den Geschlechtern und den gesellschaftlichen Sphären/Sektoren) sind nämlich durch die Überkreuzung von Hierarchien verflochten. Dadurch würden sie zu einem Netz androzentrischer Logiken verdichtet, die selbst wiederum durchaus Ungleichzeitigkeiten und Unstimmigkeiten aufweisen könnten. Dies gilt etwa, wenn in einer einzelnen sozialen Sphäre (etwa im Recht) Gleichberechtigungsfortschritte erzielt werden, die im Gesamtkontext des Zusammenwirkens der Relationalitäten in Geschlechter- und Gesellschaftsverhältnissen aber ihrerseits konterkariert bzw. unterlaufen werden. Der analytische Zugriff von Becker-Schmidt ermöglicht es, diese Widersprüchlichkeiten im Zusammenwirken von Androzentrismen als solche zu erklären, die zwar historisch in einem „Verweisungszusammenhang“ stehen, gleichwohl aber nicht „in allen Dimensionen identischen Kontexten“ entspringen (müssen) (Becker-Schmidt 2004a: 220). Becker-Schmidt hebt hervor, dass die sich entfaltenden Ungleichzeitigkeiten von Transformations- und Beharrungstendenzen sich unter anderem in einer widersprüchlichen Verknüpfung von ‚Struktur‘ und ‚Subjekt‘, aber auch zwischen einzelnen gesellschaftlichen Sphären niederschlagen können (ebd.). Gerade Legitimationskrisen, hervortretende Brüche im Gesellschaftszusammenhang und Widerständigkeiten gegen die herrschaftsförmige Ausgestaltung des Geschlechterverhältnisses bergen jedoch die Möglichkeit einer solidarischen Verbindung.

2.3. Geschlecht, Struktur, Subjekt

Vergesellschaftung (von Subjekten) vollzieht sich auch in Formen der Vergeschlechtlichung. Gesellschaftstheoretisch orientierte Geschlechterforschung nach Becker-Schmidt fragt hier danach, „wie gesellschaftliche Verhältnisse und individuelles bzw. soziales Verhalten zusammenwirken“ (1995: 8). Sie re-formuliert die Frage nach Struktur und Subjekt als Frage nach dem „Kräfteverhältnis zwischen dem gesellschaftlichen Überhang an Bestimmungsmomenten für sozialen Wandel (...) und den subjektiven Überschüssen“ (vgl. Becker-Schmidt in diesem Band).

Grundsätzlich geht sie davon aus, dass der Einbezug sowohl von Aspekten der „Strukturierung“ als auch von Aspekten der „Konstruktion“ für ein

vertieftes Verständnis von Geschlecht(erhältnissen) notwendig ist – es also in der Geschlechterforschung um eine Verschränkung von Analysen gehen muss, die „Konstruktions- und Konstitutionsprozesse gleichermaßen“ (Becker-Schmidt 2004a: 217) fokussieren. Dabei wendet sie sich gegen ein verengtes Verständnis von Konstruktion, das nur z.B. die diskursiven oder intersubjektiven Dimensionen eines *doing gender* benennt. Sie geht davon aus, dass „soziale Konstruktionen (...) Darstellungen, Deutungen oder Strategien [sind], an denen sich in institutionellen Zusammenhängen und Alltagswelten soziales Handeln orientiert“ (ebd.: 213). „Wir können sagen: Geschlechterkonstruktionen sind für Geschlechterverhältnisse konstitutiv. Aber auch umgekehrt hat zu gelten: Die Strukturierung des Geschlechterverhältnisses ist ebenso grundlegend für die Herstellung von Geschlechterkonstruktionen“ (ebd.: 218).

Diese Grundannahmen gewinnen vor allem im Kontext der Zentralität des Theorems der doppelten Relationalität (s.o.) für die Arbeiten von Becker-Schmidt eine spezifische Pointierung: Sie wendet sich gegen die Vorstellung, „dass es keinen Überhang von Verhältnissen gegenüber dem Verhalten gibt“ (ebd.). Damit ist gemeint, dass es so etwas wie eine historische Verfasstheit, Konkretion und Faktizität gibt, mit der den Handelnden ein Gesellschaftszusammenhang entgegentritt, der nicht so ohne Weiteres außer Kraft gesetzt werden kann – und zwar obwohl dieses als hartes Faktum erscheinende Sozialgefüge selbst erst durch Konstruktionsprozesse hervorgebracht wurde, die durch menschliches Handeln gesteuert werden.

3. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftskritik als kritische Gesellschaftstheorie

Der Reiz des Ansatzes von Becker-Schmidt liegt unter anderem darin, dass sie mit dem Theorem der doppelten Relationalität nicht nur ein analytisches und begriffliches Instrument zur Untersuchung von Geschlechterverhältnissen bereitstellt. Sie vollzieht damit gleichzeitig auch die Orientierung hin zu einer gesellschaftstheoretischen Perspektive, die in Anlehnung und Auseinandersetzung mit der Kritischen Theorie entfaltet wird: Im Blickpunkt steht ein Verständnis von Gesellschaft als „Nexus von Relationen (...), in dem die einzelnen Sphären je nach dem Stellenwert, der ihnen im Gesamtgefüge zugemessen wird, zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Die Gewichtung von sozialen Bereichen ist nicht unabhängig von Herrschafts- und Machtinteressen“ (Becker-Schmidt 2007: 67).

Das heißt, die „doppelte Relationalität“ erfüllt analytisch eine mehrfache Funktion: Sie ist gleichermaßen auf Geschlechterverhältnisse *und* Gesellschaftsverhältnisse gerichtet; und sie erfüllt darüber hinaus den Anspruch, die

Qualität, mit der einzelne soziale Bereiche verknüpft werden, auch auf die darin zum Ausdruck kommenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse hin untersuchen zu können. Das Theorem der doppelten Relationalität ist überdies aber auch der Knotenpunkt, über den die epistemologische Grundorientierung kritisch-feministischer Wissenschaft im Verständnis von Becker-Schmidt ihren Niederschlag findet: „In der Geschlechterforschung wird Erkenntniskritik zur Gesellschaftskritik, wenn sie die Wechselwirkung zwischen zwei Konfigurationen aufschlüsselt, die einer Konstellation zugehören, nämlich den bestehenden Herrschaftsverhältnissen“ (Becker-Schmidt 2004a: 217). Das Theorem der doppelten Relationalität erscheint also auch als jenes Instrument, über das das Zusammenfallen von Gesellschafts- und Erkenntniskritik organisiert wird, wodurch es (im Rückgriff auf Adorno) das spezifisch kritische Moment von Gesellschaftstheorie einlöst.

Mit Blick auf die Ausarbeitung einer spezifischen gesellschaftstheoretischen Perspektive ergänzt und erweitert Becker-Schmidt die doppelte Relationalität – hier vor allem in Anschluss an Adorno und die Vorgaben der Kritischen Theorie – um das „Doppelstrategem Trennen/Verknüpfen“ (vgl. Becker-Schmidt 1998) sowie den Begriff der Vermittlung. Damit komme ich zu den – aus meiner Sicht – entscheidenden gesellschaftstheoretischen Implikationen und Grundannahmen der Arbeiten von Becker-Schmidt: Sie geht davon aus, dass „Trennungen, Verknüpfungen und Vermittlungen in einen Kontext sozialer Strukturierung gehören, der in beiden Problemfeldern – Geschlechterverhältnis, gesamtgesellschaftlicher Reproduktionszusammenhang – durch Dichotomien verdeckt gehalten wird“ (Becker-Schmidt 1998: 85). Den Dualismen der europäischen Moderne (Männlichkeit/Weiblichkeit, Privatheit/Öffentlichkeit etc.) entsprechen zwar einerseits real- und ideengeschichtlich Hierarchisierungen, in denen die genannten Dichotomien vor allem auch als „soziale Ungleichheit und entfremdende Distanz“ (ebd.) zum Ausdruck kommen. Gleichwohl geht Becker-Schmidt jedoch auch davon aus, dass „zwischen den Polen, die Dichotomien aufrichten, Verbindungslinien verlaufen und dass das, was auseinanderdriftet, gleichwohl auf unterschiedliche Weise miteinander verknüpft ist – durch Paarbeziehungen, durch Knotenpunkte im Netz geschlechtlicher Arbeitsteilung, durch das Zusammenwirken von Abgrenzung und Durchlässigkeit zwischen getrennten Bereichen“ (ebd.). Das heißt: Neben der „Grammatik der Entzweigung“, die vor allem Trennungen in den Blick rückt, sind nach Becker-Schmidt „ungeschriebene Gesetze der Reziprozität“ (ebd.: 84) zu entziffern. Z.B. würde „die Erwerbssphäre, räumlich und funktional vom familialen Bereich abgehoben, (...) durch Raubbau an Arbeitskräften [zusammenbrechen], wenn gar keine Rücksicht auf Häuslichkeit genommen würde“ (ebd.). Daraus schließt Becker-Schmidt: „Wo Interdependenz besteht, ist auch Vermittlung – es gibt das eine nicht ohne das andere“ (ebd.).

Die entscheidende Pointe liegt aus dieser Sicht also vor allem in der Frage, „wie die Rekombination des Geschiedenen geschieht“; das heißt auch: Ins

Zentrum der Analyse rückt der Fokus auf „Vermittlung“ im Sinne einer „Rekonstruktion des Ausgesparten“ (ebd.: 86). Dieser Gedankengang (auch verstehbar als Konkretisierung feministischen Erkenntnisinteresses) erscheint dabei vor allem deshalb so vielversprechend, weil damit auch ein doppelter Fokus auf die Analyse von Herrschaftsverhältnissen und auf Ansätze zu deren Überwindung gelegt wird: Als zentrales Moment sowohl von Herrschaftsentfaltung als auch der Möglichkeit, diese sichtbar und der Entfaltung emanzipatorischer und demokratischer Re-Strukturierungsprozesse zugänglich zu machen, entziffert sie genau diesen Punkt, nämlich den ihres „Doppelstrategems ‚Trennen/Verknüpfen‘“ (ebd.: 85) bzw. die darin zum Ausdruck kommende Form der Vermittlung.

Präziser formuliert kann man mit Becker-Schmidt davon ausgehen, dass Herrschaft bzw. umgekehrt Emanzipation sich nicht nur hinsichtlich der Art und Weise formiert, wie und zu welchem Zweck Dualismen, Dichotomien, Trennungen und Verknüpfungen organisiert bzw. vermittelt sind. Vielmehr entfaltet sich Herrschaft auch qua Verdunkelung und Verschleierung der (hierarchischen) Bezogenheit des Getrennten: „Ich gehe davon aus, dass dualistische Konstruktionen in dem Maß ideologieverdächtig sind, wie sie zur Ausblendung von Bezogenheiten zwischen dissoziierten Elementen beitragen“ (ebd.: 85f.). Dies gelte für eine Reihe von Vorstellungen, die in der westlichen Moderne „Bezogenes entgegensetzen: Geist/Stoff, Intellekt/Körper, Natur/Kultur, Subjekt/Objekt, Theorie/Praxis“ (ebd.: 87).

4. Weiterdenken! Herausforderungen feministischer Gesellschaftskritik

Die Arbeiten von Becker-Schmidt stellen einen reichhaltigen Fundus dar. An ihnen lässt sich eindrucksvoll studieren, dass und wie die spezifisch begrifflich-konzeptionelle Fassung von Geschlechterverhältnissen, Struktur und Subjekt auch Ausdruck der methodologisch-epistemologischen Grundanlage des vertretenen Ansatzes ist. Regina Becker-Schmidt hat ein theoretisch anspruchsvolles, komplexes Begriffs- und Theoriegerüst erarbeitet, das darüber hinaus von der Absicht geprägt ist, die gesellschafts- und erkenntniskritischen Vorgaben der Kritischen Theorie für die Entwicklung feministischer Wissenschaft fruchtbar zu machen.

Die Arbeiten von Becker-Schmidt stehen hier in außergewöhnlicher Weise für eine Fassung von feministischer Wissenschaft als kritischer Gesellschaftstheorie, die Geschlechterverhältnisse im Interesse an der Analyse und Überwindung von Ungleichheits- und Herrschaftsmechanismen in den Blick nimmt und sich hier sowohl als Erkenntnis- als auch als Sozialkritik begreift. Das heißt auch, dass der Ansatz von Becker-Schmidt im sozialen und (wis-

senschafts-)politischen Feld ‚Gender und Wissenschaft‘ eine Position umreißt, die sich der Artikulation von feministischen Interessen für Freiheit, Gleichheit und Solidarität verpflichtet fühlt. Wie ich herauszuarbeiten versucht habe, geht dies auch mit einer spezifischen Positionierung hinsichtlich der Frage nach Struktur, Subjekt und Geschlecht(er)verhältnissen) einher: Die wechselseitige Bedingtheit von Struktur und Handeln gehört, so lese ich Becker-Schmidt, ebenso zu den Grundannahmen feministischer Wissenschaft wie die grundsätzliche Relevanz beider Ebenen für das (wissenschaftliche) Verständnis von Geschlechterverhältnissen. Gleichwohl nimmt sie eine Schwerpunktsetzung bei der Analyse von Ungleichheits- und Herrschaftsstrukturen vor, die tendenziell die Seite der Strukturebene betont: In Bezug auf Geschlechterverhältnisse geht Becker-Schmidt davon aus, dass Geschlechterkonstruktionen und konstituierende Geschlechterverhältnisse als „in dialektischer Weise Bedingtes und Bedingendes“ (Becker-Schmidt 2004a: 218) begriffen werden müssen. Allerdings sei durchaus davon auszugehen, dass Aspekte der Institutionalisierung und Verfestigung von Geschlechterarrangements auf der Ebene eines umfassenderen Verknüpfungszusammenhangs zwischen Geschlechter- und Gesellschaftsverhältnissen gegenüber solchen Aspekten ein stärkeres Gewicht hätten, die auf der *doing gender*-Ebene „im Mikrokosmos der Alltagswelten“ angesiedelt seien (ebd.). Maßgeblich für die Gesamtanlage ihres Ansatzes ist also, so meine Lesart, die Einsicht in den Überhang des Faktischen, der auf Seiten der Strukturebene den Handelnden gegenübersteht.

Kritisch ist hier aber auch anzumerken, dass die von Becker-Schmidt eingeführten Begriffe und Theoreme sich auf einem hohen Abstraktionsniveau bewegen, auf dem ihre Bedeutung nicht immer klar wird. Überdies scheinen die Gegenstände ihres Denkmodells unbeabsichtigt einen tendenziell statischen Charakter zu gewinnen. Frigga Haug kritisiert hier etwa: „die Geschlechter selbst [scheinen] fixiert und Gesellschaft als eine Art Rahmen gefasst, innerhalb dessen menschliche Beziehungen bloß stattfinden“ (Haug 2003: 488f.). Es wird daher auch kritisch zu prüfen sein, ob und inwieweit es z.B. ‚Nachwuchs‘forscherInnen gelingen kann, die Vorgaben von Becker-Schmidt in konkrete Forschungsvorhaben zu übersetzen.

Nichtsdestoweniger ist ein theoretisch anspruchsvoller Entwurf wie der von Becker-Schmidt – der sich gleichermaßen als geschlechter- wie gesellschaftskritischer versteht – auch deshalb so anregend und wichtig, weil im Feld ‚Gender und Wissenschaft‘ selbst auch Dominanzverhältnisse wirken. Zwar mehren sich in jüngerer Zeit die Rufe nach einem *social re-turn* und der Notwendigkeit einer originär feministischen Gesellschaftstheorie (vgl. Soiland in diesem Band); in der Studien- und Forschungs(förder)landschaft scheinen jedoch häufig solche Ansätze eingängig zu sein, die eher an Mikro- oder middle-range-Theorien orientiert sind und/oder deren emanzipatorisch-politischer Gehalt verdeckt bleibt oder z.T. offensiv abgelehnt wird (vgl. die Position Hirschauers in Hirschauer/Knapp 2006).

Wie überzeugend kommt man also mit Regina Becker-Schmidt zu einer feministischen Gesellschaftstheorie? Mit Regina Becker-Schmidt lässt sich die Geschlechterforschung mit kritischer Gesellschaftstheorie zusammen denken. Mit ihr lässt sich überzeugend ausführen, dass Geschlechterverhältnisse immer nur im Kontext gesellschaftlicher Verhältnisse begreifbar werden sowie umgekehrt gesellschaftliche Verhältnisse ebenfalls immer nur im Kontext ihrer Durchdringung durch Geschlechterverhältnisse begreifbar sind.

Wenn feministische Wissenschaft sich aber tatsächlich als Gesellschafts- und Herrschaftskritik in emanzipatorischer Absicht versteht, bleibt unklar, warum sie sich analytisch auf die Bearbeitung der in gesellschaftlichen Problemlagen eingelagerten Geschlechterverhältnisse als Gegenstand bzw. im Sinne eines *Genderismus* beschränken sollte (vgl. Thiessen 2004). In ihrer gemeinsamen Einführung in feministische Theorien postulieren Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp zwar, dass feministische Wissenschaft sich auszeichne durch „das wissenschaftlich-politische Interesse an der Verfasstheit von Geschlechterverhältnissen und die Kritik an allen Formen von Macht und Herrschaft, die Frauen diskriminieren und deklassieren“ (Becker-Schmidt/Knapp 2007: 7). Damit betonen sie, dass feministische Wissenschaft selbstverständlich frauen- und geschlechterpolitische Interessen artikuliert, die es auch im Kontext ihrer Professionalisierung, Institutionalisierung und Akademisierung zu verteidigen gilt. Doch ist dieser Anspruch nicht automatisch damit gleichzusetzen, dass sich feministische Theorie und Praxis auch nur auf solche Sachverhalte beziehen kann und soll, die unmittelbar und vordergründig das Geschlechterverhältnis betreffen. Befasst man sich z.B. mit Demokratie, so wird man feststellen, dass Geschlechterverhältnisse eine wichtige Rolle spielen – und zwar sowohl hinsichtlich der Frage, ob und wie das Verständnis und die reale Ausgestaltung von Demokratie geschlechtsspezifischen Mustern unterliegt als auch hinsichtlich der Frage, ob und wie Geschlechterverhältnisse (un-)demokratisch organisiert sind. Allerdings geht die ‚demokratische Frage‘ nicht ausschließlich in der Geschlechterfrage auf und erschöpft sich nicht in ihr. Umgekehrt lässt sich aus feministischer Perspektive schwerlich ‚Geschlechterdemokratie‘ fordern, wenn diese nicht auch ganz allgemein ‚Demokratie‘ meint. Denn entweder die Verhältnisse sind demokratisch (das heißt *notwendigerweise auch* hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse) oder sie sind es nicht (das heißt, wenn die Verhältnisse nicht *auch* geschlechterdemokratisch sind, sind sie *per se* nicht demokratisch). Dies ließe sich auch für andere Achsen der Ungleichheit formulieren. Wenn feministische Wissenschaft also an der Analyse und Überwindung von Ungleichheit und Herrschaft orientiert ist, dann gilt das für Herrschaft im Allgemeinen – und nicht nur für diejenigen Anteile der Herrschaft, die das Geschlechterverhältnis betreffen.

Beschäftigt man sich mit den Arbeiten von Regina Becker-Schmidt, so zeigt sich, dass darin eben solche Potentiale und Ansätze wider eine falsche

Engführung feministischer Wissenschaft und Gesellschaftskritik (als ausschließlich auf die Bearbeitung von Geschlechterfragen orientiert) angelegt sind. Dies betrifft zum Beispiel die Entzifferung des Doppelstrategems „Trennen/Verknüpfen“ als einer Kategorie, über die sich Herrschaft sowohl *organisiert* als auch in ihrer spezifischen Funktionsweise als solche *verschleiert* wird (s.o.). Mit Hilfe dieses Doppelstrategems ließe sich eben nicht nur das jeweils geschlechtsspezifische, sondern das ganz allgemein Problematische an Herrschaft begreifen – und zwar *unter Einschluss* der Dimension der Geschlechterverhältnisse in all ihren Effekten für die Strukturierung der sozialen Realität wie auch für die Strukturierung der wissenschaftlichen Erkenntnisweisen.

Becker-Schmidt liefert Einsichten und Argumente, die gegen eine falsche Selbstbeschränkung feministischer Wissenschaft auf jeweils ‚nur‘ geschlechtsbezogene gesellschaftliche Problemlagen sprechen: Sie argumentiert z.B., dass „Unterdrückung und Dominanz (...) nur dann außer Kraft gesetzt werden, wenn der gesamte Nexus hierarchischer Beziehungen entflochten ist“ (Becker-Schmidt 2007: 51). Das hieße doch auch in programmatischer Sicht für feministische Wissenschaft, Herrschaft nicht nur hinsichtlich der darin eingelagerten Geschlechterverhältnisse aufzuschlüsseln. Im Gegenteil wären diese ohne ihre Verflechtung im gesamten gesellschaftlich wirksamen Herrschaftsgefüge mit all seinen Brüchen und Gegenläufigkeiten gar nicht sinnvoll denk- und veränderbar. Feministische Wissenschaft so ausschließlich auf Geschlechterverhältnisse bezogen wissen zu wollen liefe Gefahr, unversehens und ungewollt jene Undurchsichtigkeit der Re-Kombination des Getrennten zu wiederholen, die Herrschaft als solche erst hervorbringt. Überdies muss es feministischer Wissenschaft doch gerade auch daran gelegen sein, „das Definitionsmonopol androzentrischer (Politik-)Wissenschaft über die ‚allgemeinen Angelegenheiten‘ zu brechen“ (Kurz-Scherf 2003: 179). Das heißt auch, dass es darum gehen muss, ein Verständnis von feministischer Wissenschaft zu verteidigen, das sich eben nicht vorrangig über ihren Gegenstand (Geschlechterverhältnisse) definiert, sondern – unter Einschluss einer geschlechtskritischen Perspektive – über ihre Erkenntnis- und Forschungsperspektive auf die Überwindung von Ungleichheit und Herrschaft *schlechthin* sowie auf die Entfaltungspotentiale von Demokratie und Emanzipation *schlechthin* (vgl. Jung/Kurz-Scherf 2012).

Literatur

- Andresen, Sünne (2001): Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Becker-Schmidt, Regina (1990): Widerspruch und Ambivalenz. Konflikterfahrung als Schritt zur Emanzipation. In: Arbeitsgemeinschaft interdisziplinäre Frauenforschung

- und -studien. Feministische Erneuerung von Wissenschaft und Kunst. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft, S. 112-121.
- Becker-Schmidt, Regina (1998): Trennung, Verknüpfung, Vermittlung: zum feministischen Umgang mit Dichotomien. In: Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Kurskorrekturen: Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt a. M.: Campus Verlag, S. 84-125.
- Becker-Schmidt, Regina (2003): Erkenntniskritik, Wissenschaftskritik, Gesellschaftskritik – Positionen von Donna Haraway und Theodor W. Adorno kontrovers diskutiert. IWM Working Paper No. 1/2003, Wien.
- Becker-Schmidt, Regina (2004a): Zum Zusammenhang von Erkenntniskritik und Sozialkritik in der Geschlechterforschung. In: Frey Steffen, Therese/Rosenthal, Caroline/Väth, Anke (Hrsg.): Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 201-222.
- Becker-Schmidt, Regina (2004b): Adorno kritisieren – und dabei von ihm lernen. Von der Bedeutung seiner Theorie für die Geschlechterforschung. In: Gruschka, Andreas/Oevermann, Andreas (Hrsg.): Die Lebendigkeit der kritischen Gesellschaftstheorie. Dokumentation der Arbeitstagung aus Anlass des 100. Geburtstages von Theodor W. Adorno. Frankfurt a. M.: Büchse der Pandora, S. 65-95.
- Becker-Schmidt, Regina (2004c): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie – Methode – Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 62-71.
- Becker-Schmidt, Regina (2007): Frauenforschung, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnisforschung. In: dies./Knapp, Gudrun-Axeli: Feministische Theorien zur Einführung. 2., vollst. überarb. Aufl., Hamburg: Junius, S.14-64.
- Becker-Schmidt, Regina (2010): Erkenntnis, Forschungsgegenstand, Kritik – Notizen zu epistemologischen Kontroversen in der Geschlechterforschung. In: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (Hrsg.): Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften S. 293-308.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2007): Vorbemerkung. In: dies.: Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg: Junius, S. 7-13.
- Beer, Ursula (1990): Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Connell, Robert W. (1998): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich.
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Haug, Frigga (2003): Geschlechterverhältnisse. In: dies. (Hrsg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus. Band 1. Hamburg: Argument Verlag, S. 442-497.
- Heintz, Bettina (2008): Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Wilz, Sylvia M. (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen, Geschlechterdifferenzierung. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 231-252.
- Hennessy, Rosemary (2003): Feminismus. In: Haug, Frigga (Hrsg.): Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus. Hamburg: Argument Verlag, S. 155-170.
- Hirschauer, Stefan/Knapp, Gudrun-Axeli (2006): Wozu Geschlechterforschung? Ein Dialog über Politik und den Willen zum Wissen. In: Aulenbacher, Brigitte/Bereswill,

- Mechthild/Löw, Martina/Meuser, Michael/Mordt, Gabriele/Schäfer, Reinhild/Scholz, Sylka (Hrsg.): *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 22-63.
- Jung, Tina (2009): Wozu noch oder wieder „feministische Wissenschaft“? In: Kurz-Scherf, Ingrid/Lepperhoff, Julia/Scheele, Alexandra (Hrsg.): *Feminismus: Kritik und Intervention*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 148-161.
- Jung, Tina/Kurz-Scherf, Ingrid (2012): *Kritik, Emanzipation, Transformation – und Praxisrelevanz*. In: Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung (Hrsg.): *Emanzipation: Verwicklungen, Verwerfungen, Verwandlungen*. Königstein im Taunus: Helmer Verlag (im Erscheinen).
- Krais, Beate (2008): *Wissenschaft als Lebensform: Die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren*. In dies./Haffner, Yvonne (Hrsg.): *Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern*. Frankfurt a. M.: Campus, S. 177-211.
- Krais, Beate (2010): *Das Projekt „Gleichstellung in der Wissenschaft“: Anmerkungen zu den Mühen der Ebenen*. In: Bauschke-Urban, Carola/Kamphans, Marion/Sagebiel, Felizitas (Hrsg.): *Subversion und Intervention. Wissenschaft und die (Un)ordnung der Geschlechter*. Opladen: Budrich Verlag, S. 23-46.
- Kurz-Scherf, Ingrid (2003): *Politik und Geschlechterverhältnis – oder: politische Wissenschaft in feministischer Perspektive*. In: Hecker, Wolfgang/Klein, Joachim/Rupp, Hans-Karl (Hrsg.): *Politik und Wissenschaft. 50 Jahre Politikwissenschaft in Marburg*. Bd. 2: *Perspektiven*. Münster: LIT Verlag, S. 157-217.
- Kurz-Scherf, Ingrid/Lepperhoff, Julia/Scheele, Alexandra (2009): *Gleichheit, Freiheit, Solidarität: feministische Impulse für die Wiederaufnahme eines umkämpften Projekts*. In: dies. (Hrsg.): *Feminismus: Kritik und Intervention*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 278-298.
- List, Elisabeth (1989): *Denkverhältnisse. Feminismus als Kritik*. In: dies./Studer, Herlinde (Hrsg.): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-34.
- Mies, Maria (1984): *Methodische Postulate der Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen*. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 11, S. 7-25.
- Riegraf, Birgit/Aulenbacher, Brigitte/Kirsch-Auwärter, Edit/Müller, Ursula (Hrsg.) (2010): *Gender Change in Academia. Re-Mapping the Fields of Work, Knowledge, and Politics from a Gender Perspective*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Singer, Mona (2004): *Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven*. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empire*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 257-266.
- Thiessen, Barbara (2004): *Feminismus: Differenzen und Kontroversen*. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empire*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 35-41.
- Thürmer-Rohr, Christina (2009): *Zur Mittäterschaft von Frauen: Frauen in Gewaltverhältnissen*. In: Lenz, Ilse (Hrsg.): *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland – Ausgewählte Quellen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 77-83.
- Wetterer, Angelika (2003): *Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen*. In: dies./Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik* 2, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286-319.

Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen¹

Paula-Irene Villa

Programmatische Vorbemerkungen: Eigensinn statt Verkörperung

Es gibt in der Soziologie, und darin auch in der Kultursoziologie, zahlreiche Spannungsverhältnisse, deren Pole bisweilen scharf gegeneinander gezeichnet werden. Hierzu zählen die wohlbekannten Kategorienpaare wie Individuum und Gesellschaft, Struktur und Handlung, Autonomie und Determination, subjektiv und objektiv usw. Für die derzeitige (deutschsprachige) Kultursoziologie dürfte die Spannung zwischen Diskurs und Praxis diejenige sein, die am intensivsten diskutiert wird (vgl. z.B. Moebius 2009: 123-139 u. 149-161; Reckwitz 2008a: 97-130). Meine Überlegungen verstehen sich als ein Beitrag zu einem analytischen und für die Empirie heuristischen Programm, welches in produktiver Weise diese tradierten Gegenüberstellungen als Verschränkung zu denken hilft. Was mich dabei vor allem interessiert, sind neuere Konzepte zur soziologischen Beschreibung von Subjektförmigkeit im Allgemeinen und ihrer somatischen Dimension im Besonderen. Dies steht im Horizont eines ‚practical turn‘ in der neueren Kultursoziologie, einem Verständnis von „doing culture“ (Hörning/Reuter 2004) also, welches Kultur nicht länger als entweder verdinglichte Sphäre der kulturellen Produkte oder der entsprechenden Industrie einerseits versteht oder aber als bloße Aneignungspraxis dieser Produkte seitens der Akteure/innen andererseits.² Vielmehr gehe ich etwa mit Reckwitz' Verständnis einer Kultursoziologie der Praktiken (Reckwitz 2008a: 97-130) davon aus, dass soziale Praxis konstituiert ist von impliziten, oft nicht gewussten, systematisch diffusen oder doch zumindest mehrdeutigen kulturellen Codes bzw. Semantiken und symbolischen Ordnungen (vgl. ebd.: 17) – und dass diese Praxis zugleich zwar

-
- 1 Dieser Aufsatz erschien in einer inhaltsidentischen Fassung unter dem Titel „Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen.“ (in: Wohlrab-Sahr, Monika (Hrsg.): Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen. Wiesbaden: VS Verlag, 2010).
 - 2 D.h. entweder im Sinne der Kritischen Theorie oder den Cultural Studies in ihren idealtypischen Formen. Vgl. Horkheimer/Adorno 1998 einerseits und Bromley/Göttlich/Winter 1999 andererseits.

nicht kontingent, aber doch systematisch eigenlogisch und produktiv ist. Praxis, also das lebensweltliche Handeln, bezieht sich notwendigerweise auf diskursive Codes, sie ist durch diese *konstituiert* – doch variiert sie dabei diese Codes unweigerlich und erzeugt damit immer auch neue Codes. Letzteres umfasst die *konstruktivistische* Seite von Sozialität, das ‚doing‘ im Sinne von ‚doing culture‘, ‚doing gender‘, ‚doing ethnicity‘ usw. Und so gesehen interessiert mich in der Kulturosoziologie die Möglichkeit, die Gleichzeitigkeit, Aufeinanderbezogenheit und die doch teilautonome Logik von Konstitution einerseits und Konstruktion andererseits zu beforschen. Lebensweltlicher formuliert: Mich interessiert besonders, wie sich Menschen in der Praxis einen Reim auf die Verhältnisse machen, in denen sie ihre Praxis vollziehen und durch die Praxis des Reimens neue Reime produzieren. Wie lässt sich also kulturosoziologisch über Praktiken und ihre körperliche Dimension nachdenken, ohne diese Praktiken weder ‚praktikalistisch‘ zu verengen noch sie darauf zu reduzieren, ein Effekt bzw. die Materialisierung von Diskursen, Codes oder Semantiken zu sein. Konkret an Beispielen plausibilisiert: Bringen etwa Tango tanzende Menschen die ‚versteinerten Verhältnisse zum tanzen‘ (frei nach Marx)³, d.h. variieren sie durch ihr Tun die scheinbar festen diskursiven Codes, die den Tango als ‚heißblütig‘, ‚argentinisch‘, ‚authentisch‘, ‚elegant‘, ‚intensiv‘, ‚erotisch‘ usw. kodieren? Und zwar, Marx weiter folgend, indem die Praktiken des Tangos den Diskursen „ihre eigene Melodie vorspielen“ (ebd.) und damit zeigen, dass diese untanzbar ist?⁴ Oder: Sind Weiblichkeitspraxen – sofern es sie denn gibt, und diese Frage muss man m.E. in einer praxeologischen Perspektive auf Geschlecht stellen⁵ – dasselbe wie Diskurse der und zur Zweigeschlechtlichkeit? Lassen sich etwa Praxen der Körpermodellierung – Diät, plastische Chirurgie, Friseurbesuch, Nagelmodellage usw. – als 1:1 Materialisierungen von kulturell und vor allem massenmedial inszenierten Codes spezifischer Weiblichkeiten bzw. Männlichkeiten verstehen? Agieren Menschen als „unternehmerische Selbste“ (Bröckling 2007), z.B. wenn sie sich ins Fitnessstudio begeben oder bei der pränataldiagnostischen Beratung? Lassen sich also lebensweltliche Praxen auf Diskurse – etwa zur ‚kulturellen‘ Identität, Geschlecht, Sexualität – zurückführen?⁶

3 Im Original und vollständig: „[...] man muss diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, dass man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt!“ (Marx 1976: 381, Orig. 1844).

4 Auf dieses Beispiel wird mein Beitrag noch ausführlicher eingehen.

5 Zur zusammenfassenden Darstellung der ‚doing gender‘ Perspektiven vgl. Gildemeister 2008.

6 Die hier ohne weitere Explizierung vollzogene Unterscheidung zwischen Diskurs und Praxis ist anfechtbar. Mit Diskurs ist im Folgenden und in enger Orientierung an Foucault gemeint: Jene zeit- und ortsgebundene, d.h. historisch spezifische „Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem zugehören“ (Foucault 1981: 156) und die die vor allem sprachlich verfasste Möglichkeit der Bedingung von Sinn dar-

Mir stellen sich diese Fragen drängend, da ich anhand der kultur- und körpersoziologischen Auseinandersetzung mit z.B. der Subkultur/Szene des argentinischen Tangos (vgl. Villa 2009) und vor allem mit der sozialen Wirklichkeit des Geschlechts zwischen Diskurs, Praxis und Körper davon überzeugt bin, dass eine angemessene soziologische Thematisierung von kulturellen Praxen nicht aufgeht in der Rekonstruktion der Diskurse und kulturellen Codes, die diese Praxen konstituieren. Ebenso wenig lassen sich Diskurse vor allem hinsichtlich ihrer Ungleichzeitigkeiten, inneren Widersprüche und immanenten Polysemie im Sinne einer „différance“ (Derrida 2004) plausibel analysieren, wenn man ihre praxeologische Dimension – etwa auch im Sinne eines körperlichen Tuns – außer Acht lässt. D.h., Diskurse lassen sich nur bedingt kultursoziologisch aus sich selbst heraus bezüglich ihrer Relevanz für lebensweltliches Handeln und damit auch hinsichtlich ihrer Produktivität verstehen. Vor diesem Hintergrund möchte ich als Leitmotiv meiner Kultursoziologie formulieren: Praxis ist keine *Verkörperung* von kulturellen Diskursen. Menschen sind keine wandelnden, zu Fleisch gewordenen Codes oder Semantiken. Die Lebendigkeit des Tuns fordert die Ordnung der Diskurse immer heraus. Hiervon ausgehend, verstehe ich meine Art, Kultursoziologie zu betreiben, auch als ein Plädoyer für die sozialwissenschaftliche Anerkennung eines gerahmten, d.h. relativen und gesellschaftlich vermittelten *Eigensinns*, der sich (nicht nur, aber womöglich vor allem) aus der somatischen Dimension von Praxis ergibt. Diesen Eigensinn kann man gerade mit einer Ambivalenzen betonenden körpersoziologischen Brille sehen, die systematisch sowohl zwingende Konstitutionsrahmen als auch eben eigensinnige, nicht vorhersehbare und teilautonome Konstruktionspraxen anerkennt.⁷

stellen. Diskurse sind demnach Aussagensysteme bzw. gesellschaftlich organisiertes Wissen, das wiederum gesellschaftskonstitutiv ist. Mit Praxis meine ich im engeren Sinne soziale Handlungsvollzüge (im Sinne vor allem Pierre Bourdieus; vgl. Bourdieu 1992 und Bourdieu 1993), die auf der Grundlage überwiegend unbewussten Wissens – eines ‚praktischen Sinns‘ – geschehen, eine material-körperliche Dimension haben und faktisch ‚unaufhörlich‘ sind (vgl. auch als Überblick Nassehi 2008: 29-48). Kultursoziologisch wird diese Gegenüberstellung bzw. deren Überwindung derzeit insbesondere durch Reckwitz diskutiert (vgl. Reckwitz 2008a: 97-130 und 2008b).

- 7 Die hier formulierten Überlegungen sowie einzelne Argumente im nachfolgenden Text verdanken sich auch fruchtbaren Diskussionen und Kooperationen mit einer Reihe von Kolleginnen und Kollegen. Ich danke insbesondere Thomas Alkemeyer für die produktive Zusammenarbeit zu diesem Thema (vgl. Alkemeyer/Villa 2009). Zum Begriff des ‚Eigensinns‘ als historische und sozialwissenschaftliche Kategorie (vgl. Lüdtko 2002 sowie Negt/Kluge 1993ff.), die den Begriff in einem (neo)marxistischen Sinne konturieren. Mir dienen diese Texte nicht als direkter Bezugsrahmen, doch soll hier damit ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass der Begriff eine sozialwissenschaftliche Geschichte hat. Eine differenzierte Auseinandersetzung und Aktualisierung des Begriffes ‚Eigensinn‘ steht meines Erachtens aus.

Mir geht es damit um die manchmal produktive, auf jeden Fall aber systematische, immanente, unausweichliche Kluft zwischen kulturellen Codes einerseits und konkreten Praxen andererseits. Diese Kluft besteht immer, sie ist notwendiger Bestandteil jeglicher Kultur – sofern wir diese als Amalgam von Normen/Codes einerseits und Praxen andererseits verstehen. Zugleich aber ist diese Kluft nur zu verstehen, wenn man beide Aspekte aufeinander bezieht, d.h. Kultur als Amalgam von Codes, Praxen und die (z.B. institutionellen) Kontexte, in denen sich diese Mischung artikuliert, kann nur angemessen soziologisch thematisiert werden, wenn beide Seiten der Kluft gemeinsam und in ihrer wechselseitigen Bezugnahme verstanden werden.

1. Subjekt – Individuum: Die soziologischen Traditionslinien

In seiner Studie „Das Individuum der Gesellschaft“ beschreibt Markus Schroer im Wesentlichen drei soziologische Traditionslinien, die sich im Zuge der soziologischen Auseinandersetzung mit dem Individuum bzw. der Individualisierung entwickelt haben. Der ersten, von ihm so genannten „negativen Individualisierung“ (Schroer 2000: 15-136), die Autoren wie Weber, Adorno und Foucault formulieren, entspricht eine Sicht auf Personen als „gefährdete Individuen“ (ebd.: 11). Individuen werden in dieser Tradition als in ihrer Individualisierung eingeschränkte, durch Gesellschaft, Macht und Herrschaft begrenzte, bisweilen unterworfenen Personen konturiert. Gesellschaftliche Strukturen stehen also den Individuen in Bezug auf ihre Individualität gegenüber. Die Wucht von Macht- und Herrschaftsverhältnissen geht in dieser Perspektive zu Lasten der Kreativität, des Eigensinns und der Eigenlogik handelnder Personen. Die zweite sozialtheoretische Traditionslinie, die Schroer rekonstruiert, ist die der „positiven Individualisierung“ (ebd.: 137-283), die wiederum Personen als „gefährliche Individuen“ konturiert. Gefährlich sind die Individuen aus dieser Perspektive für die Stabilität sozialer Ordnung. Für die entsprechenden Autoren (Schroer nennt hier Durkheim, Parsons und Luhmann) bietet die Moderne und ihre jüngeren Dynamiken, vor allem als hochgradig funktional differenzierte Moderne, den Individuen die aus der makrosoziologischen Sicht ambivalente Chance, Individualität zu steigern und damit die diese ermöglichende Ordnung zu destabilisieren. Den Individuen wird hier Eigensinn; ihrem Tun die Emergenz sozialer Ordnung unterstellt. Diesen beiden von Schroer formulierten Traditionen entspricht auch die Formulierung von Andreas Reckwitz, das Subjekt sei in der Soziologie doppelt gedeutet (Reckwitz 2006: 9): zum Einen als idealtypisch Erhobenes, zum Anderen als das Unterworfene. Allerdings strebt Reckwitz – anders oder doch zumindest deutlicher als Schroer – danach, diese Entgegensetzung in

der Sozial- und Kulturtheorie nicht weiter zu reifizieren, sondern durch den Begriff der „Subjektkulturen“ (Reckwitz 2006) in eine produktive Synthese zu bringen. Diesem Vorschlag schließe ich mich an, erweitere aber den Begriff der Subjektkulturen um die körperlich-somatische Dimension von Subjektivation, die m.E. differenzierter als bisherige Versuche ist. So ist mir daran gelegen, (kultur-)soziologische Analysen von Subjektivierungsprozessen innerhalb dieser gesellschaftlichen Subjektkulturen um ein weiteres, zentrales, theoretisches Konzept zu erweitern, welches auch (und in meinen Augen gerade) empirisch fruchtbar ist: Das der ‚performativen Mimesis‘.⁸

Man könnte die soziologische Grundfrage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft auch anders ordnen als dies Schroer tut, aber für den Moment möchte ich diese aktuelle, weil an die Individualisierungsdebatte der letzten Jahrzehnte andockende Systematisierung als kritischen Ausgangspunkt meiner eigenen Überlegungen setzen. Dies auch deshalb, weil die Argumentationslinie des ‚gefährdeten Individuums‘ in einer sich aktuell entwickelnden sozialtheoretischen Debatte wieder auftaucht: Der im Anschluss an Foucault derzeit diskutierte Begriff der ‚Gouvernementalität‘ (vgl. etwa Bröckling/Krassmann/Lemke 2007) greift die oben skizzierte Entgegensetzung von individueller Verfasstheit und gesellschaftlicher Struktur affirmativ wieder auf und schlägt sich deutlich auf die Seite der Wirkmächtigkeit der Strukturen. Gouvernementalität ist damit eine Perspektive der ‚negativen Individualisierung‘, die die Individuen als in ihrer Individualität gefährdet kennzeichnet. Das Stichwort ist hier ‚Unterwerfung‘. Auch in der Geschlechterforschung zeichnet sich – nach einer Phase sozialkonstruktivistischer Deutungshoheit – eine Hinwendung zu (Neo)Foucaultschen Analysen ab.

Die Analyse sozialer bzw. kultureller Praxis als *körperlicher* Praxis kann systematischer als andere Zugänge davon ausgehen, dass im Tun der Menschen Reproduktion – also die Wiedererzeugung – und die Produktion – also die Erzeugung – von sozialer Wirklichkeit zwei Seiten derselben Medaille sind; dass sowohl beharrende als auch widerspenstige, normerfüllende und kreativ-eigensinnige Momente gleichzeitig vorkommen und dass diese eine komplexe Konstellation bilden. Auf diese Gleichzeitigkeit von Determinierung und Ermöglichung kommt es mir besonders an. In den Individuen, und mehr noch in der intersubjektiven Praxis, entfaltet sich *auch* Eigensinn, Widerspenstigkeit, Neukonstruktion, Unabsichtliches und kritische Handlungsfähigkeit – aber immer in gegebenen Verhältnissen, die eine nicht zu unter-

8 Damit konvergieren meine Absichten durchaus mit denen der Autoren der dritten Traditionslinie, die Schroer in seiner Individualisierungsstudie beschreibt, der ‚ambivalenten Individualisierung‘ nämlich. Zu dieser Linie zählen Simmel, Elias und Beck. Diese Autoren zeichnen ein Bild von Personen als ‚Risiko-Individuen‘, die den Zumutungen sozialer Strukturen ebenso ausgesetzt sind wie sie auch eigensinnig mit diesen umgehen. Das ‚sowohl-als-auch‘ ist das soziologische Leitmotiv dieser Individualisierungsperspektive (vgl. Schroer 2000: Kap. III).

schätzende eigenlogische, konstitutive Wirkmächtigkeit haben. Diese Ambivalenz systematisch produktiv zu wenden ist im Rahmen meiner kultursoziologischen Forschungsarbeiten auch deshalb theorietechnisch geboten, weil sich vor allem in der Geschlechterforschung eine durchaus problematische Hegemonie sozial-konstruktivistischer Perspektiven entwickelt hat, die nun – wie schon angedeutet – womöglich abgelöst wird von ihrem theorietechnischen und methodischen Gegenteil.⁹ Erstere fokussieren, etwa im Kontext des doing gender-Ansatzes, mikrosoziologische Handlungsvollzüge hinsichtlich ihrer Konstruktionsleistungen. Solcherart ausgerichtete Arbeiten sind nunmehr Legion und in allen geht es um situative Konstruktionsprozesse, in denen und durch die die Geschlechterdifferenz überhaupt erzeugt wird: Doing gender while doing work, doing gender and equality, doing organization and doing gender und so weiter. Doch stoßen solche Arbeiten – bei aller wesentlichen Einsicht in die Praxeologie des Geschlechts als Existenzweise – wie alle (sozial-)konstruktivistischen Perspektiven rasch an ihre analytischen Grenzen. Sie begehen insofern einen Kategorienfehler, als sie Verhalten und Verhältnisse gleichsetzen, um ein Wortspiel von Regina Becker-Schmidt zu zitieren (Becker-Schmidt 2004: 191). Das Risiko, denselben Fehler – wenn auch in umgekehrter Richtung – zu begehen, bergen ebenso zwei gegenwärtig in der Geschlechterforschung intensiv diskutierte Zugänge: Zum Einen die Intersektionalitätsdebatte (vgl. Klinger/Knapp 2007) und zum Anderen die Gouvernementalitätsperspektiven (vgl. verschiedene Beiträge in Pieper/Gutiérrez Rodríguez 2003). Beide, so meine Lesart, schließen bisweilen kurz von Verhältnissen auf Verhalten oder von Diskursen – Biopolitik, postdisziplinären Regierungstechniken usw. – auf Praxen.¹⁰ Und schließlich hat nicht zuletzt die intensive und andauernde Rezeption der Arbeiten Judith Butlers seit den frühen 1990ern für eine bisweilen überstarke Betonung von Diskursen gesorgt, die zu Lasten der Thematisierung von Praxen ging.¹¹

Im Kern: (Kultur-)Soziologische Zugänge, die ausschließlich Konstruktionsprozesse beobachten, können Konstitutionsverhältnisse meist nicht sehen. Sie nennen sie zwar, doch bleibt der Verweis auf die Wirkmächtigkeit gesellschaftlicher Strukturen ein soziologisches Lippenbekenntnis. Ebenso

9 Damit ist keineswegs gesagt, dass andere Perspektiven – etwa gesellschaftstheoretischer oder ungleichheitssoziologischer Art – keine Rolle spielen. Zudem ist in den letzten Jahren ein wieder erstarktes Interesse an den Themenfeldern Arbeit, Exklusion, Ökonomie im Kontext der Geschlechterforschung zu verzeichnen.

10 Auch dies ist eine Sichtweise, die der Diskussion bedarf. Grundsätzlich ist aber zu betonen, dass gerade die Intersektionalitätsdebatte eine vielstimmige und ausgesprochen lebhaftige Konstellation darstellt, bei der keineswegs abgemacht ist, wie und in welche (auch theoretische und methodologische) Richtung sie laufen wird.

11 Die Frage der (kritischen) Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butlers Überlegungen zur Konstitution des Geschlechts durch entsprechende Diskurse wurde und wird nach wie vor kontrovers diskutiert (vgl. Benhabib/Butler/Cornell/Fraser 1993).

macht die Betonung von Konstitutionslogiken soziologisch unempfindlich für die Vielfalt und Produktivität der Konstruktionspraxen. Was fehlt, ist ein Nachdenken darüber, dass soziale Konstitution und soziale Konstruktion – Diskurse und Praxen – aufeinander verweisen, ohne deckungsgleich zu sein. Den Modi der Vermittlung zwischen beiden gilt meine theoretische und empirische Aufmerksamkeit.

2. Who is Who? Subjektivationsprozesse zwischen Diskurs und Praxis

Der soziologische Königsweg, diesen Zusammenhang – also das Verhältnis zwischen handelnden Individuen in ihrer lebensweltlichen Praxis einerseits und strukturellen Verhältnissen, die das gesellschaftliche Ganze charakterisieren andererseits – zu thematisieren, ist die *Sozialisation*. Vergesellschaftung wäre hierfür ein anderer Begriff (der auch anders, nämlich stärker gesellschaftstheoretisch konturiert ist). Beide Konzepte versuchen auf den Begriff zu bringen, dass soziale Verhältnisse oder Strukturen, z.B. „Geschlechterverhältnisse [...] nicht nur *durch* Individuen, sondern auch *in* den Individuen reproduziert [werden]“, wie Andrea Maihofer (2002: 18; Hervorh. i.O.) formuliert. Die Rede von der ‚geschlechtsspezifischen Sozialisation‘ hat ihren Zenit längst überschritten und ist auch seit nunmehr einem Jahrzehnt aus dem geschlechtersoziologischen Universum gebannt. Das hat gute Gründe, auf die ich hier nur verweisen kann: Sozialisationskonzepte beinhalten ein top-down-Modell der Determinierung von Personen durch Strukturen, sie transportieren problematische Subjekt- und Identitätsvorstellungen; Sozialisationskonzepte verkennen die Komplexität der durch verschiedene, ineinander verwobene Differenz- und Ungleichheitsachsen konstituierten personalen Identität, d.h. sie gehen z.B. davon aus, dass das Geschlecht als solches daherkommt – ohne ‚Verunreinigungen‘ durch andere identitätsrelevante soziale Verortungen, und sie werfen schließlich einen methodologisch hoch problematischen reifizierenden Blick auf die Geschlechterdifferenz, insofern sie gewissermaßen vorher schon wissen, was am Ende steht – nämlich dass Männer und Frauen anders sind.¹² Und doch gibt es – zu Recht, wie ich meine – verschiedene Bemühungen, diejenigen Fragen wieder in den Blick zu nehmen, die als gewissermaßen ausgeschüttete Kinder mit dem Bad verloren gegangen sind. Die Frage nach Erfahrungen und Erlebnissen von und mit Geschlecht im Besonderen und mit Gesellschaft im Allgemeinen auf der individuellen wie intersubjektiven Ebene der Praxis ist inzwischen nämlich unter-

12 Vgl. für eine ausführliche Kritik und Diskussion sozialisationstheoretischer Zugänge in der Geschlechterforschung die Beiträge in Bilden/Dausien 2006.

belichtet: Es gibt derzeit keine hinreichend komplexe Theoretisierung von (z.B. geschlechtlicher) Subjektivität und ihrer sozialen Konstitution (Sozialisation), die zugleich die sozialkonstruktivistischen, empirischen und theoretischen Einsichten ernst nähme.

An diesem Defizit setzen die eingangs genannten aktuellen (kultur-)soziologischen Bemühungen um das Subjekt an, die einem Verdinglichungsrisiko vorbeugend und Prozessualität betonend im Begriff der „Subjektivation“ münden: „Subjektivation‘ bezeichnet den Prozess des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozess der Subjektwerdung“ (vgl. Butler 2001: 8).

Judith Butlers Überlegungen zu Subjektivation scheinen mir hier also besonders weiterführend. Denn mit diesen können einige Fallstricke der Sozialisations- oder Vergesellschaftungskonzepte vermieden werden, insofern Butler auf eine Kluft insistiert, die zwischen Normen und Praxis, zwischen Diskurs und Körpererfahrung oder zwischen Subjekt und Person besteht – und zwar *notwendigerweise* besteht. Butlers Begriff der Subjektivation ist zudem von dem Grundgedanken getragen, dass Prozesse, die gemeinhin mit Sozialisation oder Vergesellschaftung belegt sind, zwingend und immanent ambivalent sind.

Zentral ist zunächst, dass Butler deutlich zwischen konkreten Personen einerseits und spezifischen Subjekten andererseits unterscheidet:

„Über ‚das Subjekt‘ wird oft gesprochen, als sei es austauschbar mit ‚der Person‘ oder ‚dem Individuum‘. Die Genealogie des Subjekts als kritischer Kategorie jedoch verweist darauf, dass das Subjekt nicht mit dem Individuum gleichzusetzen, sondern vielmehr als sprachliche Kategorie aufzufassen ist, als Platzhalter, als in Formierung begriffene Struktur.“ (Butler 2001: 15)

Subjekte sind demnach gewissermaßen sozial bewohnbare Zonen, die durch diskursive Semantiken geschaffen werden. Sie sind jene sprachlichen Kategorien, die *anerkennungswürdige* bzw. intellegible (Re)Präsentationen von Personen bereitstellen. Konkret sind dies vor allem Titel, d.h. intelligible Anreden und Personenmarkierungen wie Mutter, Wissenschaftler, Mensch, Behinderter, Kind, Arbeiter, Ausländerin, Top-Model, Managerin, Islamist, Türke, Hauptschüler usw. Diese Subjektpositionen sind, jedenfalls bislang, aber vielleicht nicht zwangsläufig, Identitätskategorien in einem recht spezifischen Sinne, nämlich als identitätslogische Anreden innerhalb bestimmter Konventionen und Kontexte, die eine (zeitweilige!) totale Identifikation fordern. Die immer vorläufige Totalität ist ein wesentliches Element dieser Perspektive, auf das ich noch zurückkommen werde. Konkrete Personen nun, Individuen also „besetzen die Stelle des Subjekts [...] und verständlich werden sie nur, soweit sie gleichsam zunächst in der Sprache eingeführt werden“ (ebd.). Individuen werden also dadurch, dass sie sich mit dem Diskurs ‚vernähnen‘ – und von anderen in diesem mehr oder minder herrschaftsförmig vernäht werden –, zu intellegiblen, d.h. sozial anerkennungswürdigen Personen. Ohne die Annahme solcher Titel ist es unmöglich, eine anerkennungswürdige soziale Existenz zu leben, und ohne die Auseinandersetzung mit die-

sen Titeln ist keine Identität zu haben.¹³ Personen werden durch Anrufungen bzw. ‚Interpellationen‘ im Sinne Althusser (vgl. Althusser 1977: 142, sowie Butler 2001: 91ff.) aufgefordert, eine Bezeichnung, einen Namen, einen Titel anzunehmen, und das beinhaltet immer auch die Aufforderung, sich mit diesen zu identifizieren. Letzteres wird mit dem Begriff der Umwendung charakterisiert (ebd.). Um nicht die allseits bekannte, von Althusser selbst formulierte Szene zwischen dem Polizisten und dem Passanten (Althusser 1977: 143) noch ein Mal zu reproduzieren, kann man sich den Vorgang der Anrufung bzw. Umwendung an folgendem Beispiel klar machen: Es kommt eine Person zu einem Bewerbungsgespräch an eine Universität und wird mit „Sie als Mutter“ auf potenzielle Aspekte der ‚Vereinbarkeit‘ von Beruf und Familie angesprochen. Wer sich hierauf ‚einlässt‘ und als Mutter oder Vater antwortet, ist in den entsprechenden Prozess der Subjektivierung eingetreten, hat sich also als Mutter bzw. Vater ‚identifiziert‘ und wird so – und für Momente oder gar für die Dauer des Bewerbungsverfahrens *nur* so – sozial (an)erkannt. Und zwar auch dann, wenn ein Widerspruch (‚ich bin hier als Wissenschaftlerin, nicht als Familienmensch‘) formuliert wird. Wenn Butler zudem anmerkt, dass solche (immer nur situativen) Subjektivierungen (immer vorläufig) ‚total‘ sind, dann deshalb, weil die Anerkennung als ein spezifisches Subjekt zwingend die anderen Subjekte bzw. Subjektpositionen ausschließt, die man in einer Situation sein könnte (vgl. Butler 2001: 92, 96), und die Personen gewissermaßen als ‚ganzer Mensch‘ sind: Wird eine Person als Mutter anerkannt, so wird sie in genau diesem Moment nicht als Wissenschaftlerin anerkannt – oder als Tochter, als Sportlerin, als Leserin, Konsumentin usw. Das mag im nächsten Moment wieder anders sein, etwa wenn diese Person sich gewissermaßen dieser Anrufung nicht zuwendet, sondern sich in einer andern artikuliert oder wenn sie die Situation verlässt. Doch geht es um die Wirkmächtigkeit diskursiver Codes bzw. Titel, die ihre Produktivität aus eben genau der Logik beziehen, nur spezifische Subjektpositionen in bestimmten Konstellationen als anerkennungswürdig gelten zu lassen. Es macht also einen Unterschied ums Ganze, als ‚wer‘ eine Person in eine soziale Konstellation eintritt – bzw. eintreten kann. Dass diese Ermöglichung, die zugleich immer eine ‚Unterwerfung‘ bedeutet, macht- bzw. herrschaftsförmig verfasst ist, ist ein Punkt, auf den ich hier nur verweisen kann.

Individuation als gesellschaftliche und Identifikation als individuelle Dimension von Subjektivierung erfordern also die Eigenleistung der Personen, die – nachdem oder sobald – sie mit intelligiblen Titeln angerufen werden, sich diese auch aneignen müssen bzw. können, um als Personen auch

13 Zur ausführlicheren Darstellung der Subjektivierungsdebatte im poststrukturalistischen Kontext, auch in der Erweiterung durch Autoren wie Ernesto Laclau, Chantal Mouffe und Stuart Hall vgl. Scharmacher 2004, Supik 2005 und – in der Verknüpfung mit der Biographieforschung – Spies 2009.

‚Subjekte von Gewicht‘ zu sein. Wesentlich ist, dass die verfügbaren ‚sprachlichen Gelegenheiten‘ – die Subjektpositionen – nicht für alle Beteiligten bzw. Betroffenen gleichermaßen (oder überhaupt) zur Disposition stehen. Insofern Intelligibilität verleihende Titel (Frau, Wissenschaftler, Punk, Schüler, usw.) diskursiv sind, sind sie in einer eigenlogischen Zeitlichkeit eingebettet, die systematisch anders ist als die biographische Zeitlichkeit konkreter Personen. Die Zeitlichkeit von Diskursen ist, einfach gesprochen, weitaus länger und langsamer als die Zeitlichkeit von Menschen. Oder anders formuliert: Diskurse und damit auch die in ihnen formulierten Subjektpositionen sind immer schon vor der Subjektivierung der Menschen da und überspannen ihr Tun als sedimentierte Vergangenheit und als Verweis in die Zukunft. Diese Titel können auch nicht willentlich, zumindest nicht ad hoc oder überhaupt schnell verändert werden.¹⁴ Von der Grundidee her geht es bei der Anrufungs- bzw. Umwendungs-Logik von Subjektivierungsprozessen also darum, dass Personen eine anerkennungswürdige soziale Existenz nur innerhalb von – vermachteten – gesellschaftlichen Konstitutionsprozessen erlangen, an denen sie einen eigenen (auch praxeologischen) Anteil haben.

Zugleich aber sind Diskurse im Allgemeinen und die in ihnen formulierten Subjektpositionen und kulturellen Codes im Besonderen alles andere als eindeutig oder explizit. Insofern Diskurse, wie bereits erwähnt, polysemisch und gewissermaßen immer von einer inneren Bewegung begleitet sind, die sich aus ihrer internen Organisation speist, können sie keine allgemein verbindlichen, stabilen und schon gar nicht endgültigen Codes generieren. Textuelle Codes im weiteren Sinne – Begriffe im engeren – verweisen endlos aufeinander und über sich hinaus, es gibt keinen ‚transzendentalen Signifikanten‘ (vgl. zusammenfassend Villa 2006b: 96ff.). So entfaltet sich Bedeutung (und hier argumentiere ich mit Derrida dekonstruktivistisch) in der permanenten ‚Verschiebung‘ von Sinn, einem „beständigen Gleiten“ (Stäheli 2000: 5.). Diese Bewegung wird intensiviert durch die Tatsache, dass jeder Begriff bzw. jeder Code immer wieder in neuen, anderen Kontexten verwendet wird und allein deshalb prinzipiell offen ist für Bedeutungsverschiebungen. Dies ist ebenso trivial und allseits erfahrbar wie es theoretisch folgenreich ist: Wissenssoziologisch bzw. phänomenologisch fundierte kultursoziologische Perspektiven gehen davon aus, dass sich empirisch beispielsweise ‚wahre‘ oder ‚eigentliche‘ Bedeutungen hermeneutisch rekonstruieren lassen. Vor allem die Methoden der qualitativen Sozialforschung suchen in (Interview-)Texten nach der Bedeutungssensenz von Sprache in einem durchaus Schützchen Sinne, nämlich Sprache als „Ausdrucksschema“ einer spezifischen Lebenswelt (vgl. Schütz 1972: 63), das für die „Mitglieder der in-

14 Vgl. für eine ausführlichere Darstellung der zeitlichen Dimension von Diskursen Villa 2003: 27-34.

group“ (ebd.: 57) einen verbindlichen Sinn bereitstellt.¹⁵ Diskurstheoretische Perspektiven, insbesondere in einer dekonstruktivistischen Erweiterung – wie ich sie vertreten würde –, lehnen eine solche Suche ab. Wesentlicher sind vielmehr die Einsicht in die Unmöglichkeit, Sinn zu fixieren und die theorie-technische wie empirische Anerkennung der permanenten, unhintergehbaren Verschiebungsbewegungen im Diskurs selbst. Ganz in diesem Sinne sind kulturelle Codes über sich selbst in Vergangenheit und Zukunft sowie in synchrone Gegenwarten verweisende, intertextuelle ‚leere‘ Signifikanten – die gerade deshalb so wirkmächtig und praxisrelevant sind.¹⁶

Exkurs: „Könnte der Tango-Tanz mit Worten beschrieben werden... bräuchte man ihn nicht mehr tanzen“

Am Beispiel des argentinischen Tangos lässt sich dies verdeutlichen: Der argentinische Tango ist und war schon immer, d.h. seit seinem Entstehen um 1900 und vor allem seit seinen globalen ‚Siegeszügen‘ in den 1920ern und 1990ern – diskursiv – Teil einer globalen „economy of passion“ (Savigliano 1995) und als solcher konstituiert von enorm aufgeladenen kulturellen Codes. Ein Blick auf Plakate, die Tangoshows ankündigen oder auf die vielen einschlägigen Internetportale sowie auf die Selbstverständigungsmedien der ‚Szene‘ zeigt,¹⁷ dass der argentinische Tango als leidenschaftlich, intensiv, erotisch, authentisch-argentinisch und geschlechtlich binär sowie heterosexuell inszeniert wird.

15 Schütz betont in diesem Text interessanterweise die Vieldeutigkeit und Uneindeutigkeit von Sprache; er argumentiert in manchen Passagen geradezu dekonstruktivistisch: „Jedes Wort und jeder Satz ist [...] von ‚Sinnhorizonten‘ (‚fringes‘) umgeben, die sie einerseits mit den vergangenen und zukünftigen Elementen des entsprechenden sprachlichen Universums verbinden und die sie andererseits mit einem Hof emotionaler Werte und irrationaler Implikationen, die selbst wiederum unaussprechlich bleiben, umgeben.“ (Schütz 1972: 64). Trotz dieser Einsicht geht Schütz davon aus, dass man das in Sprachen aufbewahrte (Rezept-)Wissen einer spezifischen Lebenswelt hinreichend klar von derjenigen einer anderen Lebenswelt abgrenzen könne. Implizit scheint mir dies bei Schütz vor allem die national verfasste ‚Muttersprache‘ zu sein.

16 Auch diese Gegenüberstellung – wissenssoziologisch bzw. hermeneutisch orientierte Sozialforschung versus Diskursanalyse – ist allzu schematisch und wird den aktuellen Bemühungen um eine Zusammenführung beider Perspektiven nicht gerecht. Sie soll hier einer ungefähren Rahmung dienen. Zur methodischen Vielfalt vgl. Keller/Hirsland/Schneider/Viehöver 2006. Zur dekonstruktivistisch erweiterten Diskurstheorie, die sich am Gegenstand (Tango) plausibilisiert vgl. Villa 2006b: 211ff.

17 Ich habe dies in anderen Texten ausführlich dargestellt; zuletzt in Villa 2009. Selber recherchieren lässt sich das für den deutschsprachigen Raum sehr gut etwa über www.tangodanza.de, www.cybertango.com und www.tangokultur.info.

Im Tangodiskurs spielen Binaritäten wie männlich/weiblich, führen/folgen, Nord/Süd, innen/außen, homo-/heterosexuell usw. eine zentrale Rolle (vgl. Villa 2006a und 2009). Diese sind untereinander konstitutiv verwoben (,führen ist männlich, das ist dort unten im argentinischen Süden so, wo die eigentlichen Tangotänzer sind...‘) und verweisen zugleich immer auf geradezu unendliche semantische Bedeutungsketten. Interessanterweise sind all diese kulturellen Codes, die den Tango diskursiv konstituieren, hochgradig instabil und werden praxeologisch in der Tangoszene permanent verhandelt: Die gesamte Selbstverständigungsliteratur (wie Internetforen, Zeitschriften, Interviews, Gespräche usw.) kreist immer wieder um die Frage, was denn der Tango im Allgemeinen und was etwa führen oder weiblich oder argentinisch im Besonderen sei. Ein Bild wird innerhalb der Szene sofort praxeologisch und diskursiv hinterfragt und eben als Bild, als von der Praxis abstrahierte Geste dechiffriert. Es leitet einerseits das Tun durchaus an, wenn etwa Tänzerinnen und Tänzer sich bemühen, so auszusehen, sich so zu bewegen, wie es auf den Bildern aussieht. Doch gibt es ein mehr oder minder offenes Wissen darüber, dass konkrete Bewegungen sich anders anfühlen als sich Bilder ansehen.

Folgt man nun nur den hegemonialen Diskursen zum Tango, analysiert sie als kulturelle Codes kultursoziologisch, z.B. in einem hermeneutischen oder auch diskurstheoretischen Horizont, und schließt diese mit den Praxen kurz, wird man der praxeologischen Dimension des Tangotuns, der Tangoszene mitsamt ihren tänzerischen und vielen sonstigen Interaktionen – Reisen, Sprechen, Räume besetzen, sich (ver)kleiden usw. – nicht gerecht. Dies ist empirisch evident: Wer etwa aufmerksam die Erfahrungsberichte von ‚normalen‘ Tangotanzenden liest, wer sie danach fragt, was sie im Tango tun und dabei erleben oder wer sie dabei beobachtet, wird schnell merken, dass die Praxis der Tangokultur bzw. der Tango als kulturelle Praxis nicht in den Codes aufgeht, die diese Praxis konstituieren.¹⁸ Die Tänzerinnen und Tänzer sprechen von schmerzenden Füßen, von unerfüllten Sehnsüchten, von Langeweile und Frust, auch von Momenten überraschender Albernheit oder intensiver Selbsterfahrung in der (mehr oder minder geglückten) Verschmelzung mit Tanzpartnern. Sie berichten von der Lust an der Zugehörigkeit zu einer ‚Subkultur‘ – die sich soziologisch wohl am Besten mit einer ‚post-traditionalen Gemeinschaft‘ (Hitzler/Honer/ Pfadenhauer 2008) fassen lässt – , von langen Reisen, aufgekratzter Übermüdung und vielem mehr; vor allem auch davon, dass die Praxis bisweilen nicht in Worten fassbar ist: „...das kann man einfach nicht beschreiben“, „Tango ist ein Gefühl“, „Könnte der Tango-Tanz mit Worten beschrieben werden... bräuchte man ihn nicht mehr zu tanzen“ (alle Zitate aus: <http://www.tango-vagabundo.de/index.php?navid=6>). Diese Formulierungen von ‚Kopflosgigkeit‘ sind von spezifischen Diskursen konstituiert – insbesondere das des ‚Anderen‘ als verklärtes und kon-

18 Vgl. zur empirischen Beforschung der Tangokultur die Beiträge in Klein 2009.

stitutives Außen der westlich-bürgerlichen Moderne inklusive der Projektion der ‚edlen Wilden‘ und der darin eingelassenen Vorstellungen ‚natürlicher/wilder/authentischer‘ Weiblichkeit –, und doch muss man sie als Versuch ernst nehmen, leiblich-körperliche Erfahrungen zu versprachlichen. Der Verweis darauf, dass hier lediglich ein (‚falscher‘, weil ideologischer) Diskurs spreche, ist nur ein Teil der Wahrheit und hilft nicht weiter – zumindest dann nicht, wenn man kultursoziologisch verstehen will, was wie in einer (sub)kulturellen Konstellation passiert.

3. Subjektivierung und Normen

Von der lebensweltlichen Praxis her sind Menschen also keine wandelnden Schablonen, sind nie ‚die Soziologin‘, ‚der Tangotänzer‘, ‚die Deutsche‘, ‚der Mann‘. Wir sind immer sehr viel mehr und mühen uns oft damit ab, dieses ‚mehr‘ auszublenden, um Subjektpositionen einzunehmen. Zugleich ist es genau aufgrund dieses Überschusses unmöglich, eine Subjektposition einzunehmen. Von den normativen Vorgaben etwa der Subjektpositionen oder der ‚Norm‘ her ist dieses ‚mehr‘, das sich nie ganz vernichten lässt, ein ‚Scheitern‘. Dies hat seine Ursache nicht zuletzt darin, dass Normen – jedenfalls in einem poststrukturalistischen, genauer diskurstheoretischen Rahmen – phantasmatische Abstraktionen, unerreichbare ‚Ideale‘ sind, die die Praxis regulieren, aber nicht determinieren:

„Eine Norm ist weder das Gleiche wie eine Regel noch wie ein Gesetz. Eine Norm wirkt innerhalb sozialer Praktiken als impliziter Standard der *Normalisierung*. (...) Die Norm regiert die soziale Intelligibilität einer Handlung. Aber sie ist mit der Handlung, die sie regiert, nicht identisch. Die Norm scheint gegenüber den Handlungen, die sie regiert, indifferent zu sein.“ (Butler 2009: 73; Hervorh. i.O.)

Der Diskurs ordnet etwa entlang als Titel materialisierter Subjektpositionen, ein Sein an – die Praxis aber ist ein beständiges Werden, und zwar in einer gleichzeitigen, durchaus unharmonischen Vielfalt: Wie viel ‚Vater‘ kann ein Wissenschaftler sein? Wie sehr Muslima eine Lehrerin? Kann eine ‚Lesbe‘ – als solche – die Subjektposition ‚Theoretikerin‘ einnehmen?¹⁹ Oder eine ‚Chinesin‘ den Titel ‚der Student‘?²⁰ Das, was wir jeweils nicht verkörpern

19 Vgl. Butler 1996. Butler wendet hier ihr eigenes Unbehagen an der Präsentation ihrer Person als lesbischer Theoretikerin bei einer Konferenz theoretisch.

20 Dieses Beispiel geht zurück auf folgende Erfahrung: Ich habe an meinem Universitätsinstitut vorgeschlagen, verfügbare Studienbeiträge zur Ko-Finanzierung von Tutorien zu verwenden, die sich der Betreuung von Studierenden widmen, die nicht muttersprachlich deutsch sprechen/schreiben. Eines der Gegenargumente (seitens der Studierendenvertretung!) war, dass diese nicht die Allgemeinheit der Studierenden ‚ver-

sollen, dürfen, können, wollen, das wird unsichtbar. Personen von Gewicht, mit Butler gesprochen, sind solche, die sich – und sei es nur kurz – mit einer Subjektposition identifizieren. Darauf, dass hierzu auch und womöglich vor allem ein „Körper von Gewicht“ (Butler 1995) gehört, geht der nächste Abschnitt im Detail ein. Gesellschaftstheoretisch interessant an der Perspektive der Subjektivierung ist, dass Herrschaft systematisch mitgedacht werden kann und muss. Herrschaft durch Subjektivierung bezieht sich darauf, dass Subjekte, wie angedeutet, Abstraktionen von der faktischen Vielfältigkeit realer Lebenserfahrungen sind. Wenn Subjektpositionen nämlich als Abstraktionen nur *eine* soziale Positionierung ermöglichen, so wirken andere als Relativierung oder Verunreinigung der angestrebten Subjektivierung. Zudem sind nicht alle gleichermaßen berechtigt bzw. in der Lage, Subjektpositionen in ihrer Intelligibilität zu artikulieren. Als ‚was‘ ein spezifisches ‚wer‘ in einer lebensweltlichen Konstellation – einem Bewerbungsgespräch, einer Tangotanzfläche, einer Vorlesung usw. – sichtbar werden kann, das definieren unterschiedliche Akteure/innen und sedimentierte institutionelle Regimes inklusive ihrer diskursiven Dimension in unterschiedlichem Ausmaß. ‚Regimes der Sichtbarkeit‘ sind demnach politische Konstitutionsbedingungen für die Möglichkeit, eine anerkennungswürdige Subjektivierung zu erlangen; sie sind notwendigerweise umkämpfte, damit politische, kulturelle Räume (vgl. Engel 2009; Schaffer 2008): Die erste Bundestagsabgeordnete, Lenelotte von Bothmer, die 1970 statt im Rock in Hosen zur Plenarsitzung erschien, war ein Skandal (vgl. Gerhards 2003: 153) – und sie sowie die medial vervielfachten Bilder eine Öffnung des politischen Raums durch veränderte kulturelle Codes. Die zweite Frauenbewegung setzte neue, bis dahin unmögliche Bilder von Frauen und Weiblichkeit in Umlauf und veränderte dadurch die kulturelle Codierung von Geschlechtlichkeit nachhaltig. Und ebenso verändern sich auch die Bilder des Tango Argentino durch die diskursiven und praxeologischen Bewegungen der Szene. Tangosubjekte sind tatsächlich nicht mehr nur durch die pathetischen Posen eines exotisch-leidenschaftlich-argentinischen Geschlechtergerangels visuell konstituiert, sondern weisen zunehmend eine transnationale, professionell-athletische Sichtbarkeit auf.

Doch zurück zur Subjektivierung. Diese ist, verstanden als doppelter und ambivalenter kontextabhängiger Prozess der Anrufung und Umwendung, der zudem andauernd performativ inszeniert werden muss, immer auch Repression, Verwerfung, Ausschluss. Subjektivierung ist ebenso Unterwerfung wie Ermöglichung und darin paradox (vgl. Butler 2001: 16ff.): „Die Handlungsfähigkeit des Subjekts erscheint als Wirkung seiner Unterordnung“ (ebd.:

treten‘ und deshalb keine ‚Zielgruppe‘ für die Verwendung der Mittel seien. Auf meine Nachfrage, wer denn DIE Studierenden seien, folgte Sprachlosigkeit. Klarer kann man die praxeologische Logik leerer Signifikanten im Diskurs inklusive ihrer politischen Dimension kaum erfahren.

16). Unterordnung meint die unbewusste, unwillentliche Unterwerfung unter identitätslogische normative Regimes, die z.B. fordern, ‚nur‘ Frau oder ‚nur‘ Aus- bzw. Inländerin usw. zu sein. Handlungsfähigkeit wird dabei aber insofern erzeugt und ermöglicht, als man ohne die Einnahme einer Subjektposition gar nicht intelligibel sein oder handeln kann. Gewendet auf die Frage der individuellen Identität geht Butler davon aus, dass die Einnahme solcher Subjektpositionen durch konkrete Menschen immer und notwendigerweise durch die „Verwerfung“ anderer Subjektpositionen erlangt werden kann: „Subjektformierung ist ein Prozess der Unsichtbarmachung“ (Butler 2001: 177). Unsichtbar und ungewusst bleibt nämlich dabei das, was gesperrt und verworfen wurde – bevor die konkrete Person überhaupt darüber nachdenken, geschweige denn etwas dazu entscheiden konnte. An diesem Punkt kann also Herrschaft und historische Sedimentiertheit gesellschaftstheoretisch gefasst werden – und zwar in engem Bezug zu alltagsweltlichen Praxen.

4. Performative Mimesis

Nun sind Personen, wie skizziert, nicht nur genötigt, diskursive Subjektpositionen irgendwie zu okkupieren. Sie müssen sie vor allem auch im praxeologischen Vollzug, in Interaktionen *verkörpern*. Nicht nur (aber auch) für Judith Butler haben Vergesellschaftungsprozesse von Personen – seien sie als Aneignung, als Selbst-Bildung, als Vergesellschaftung, als Sozialisation oder als Subjektivation konturiert – eine immanent körperliche Dimension. Bei Bourdieu wird sie mit dem Begriff der Hexis als somatischer Bestandteil des Habitus bezeichnet (Bourdieu 1993: 129); bei Butler heißt sie Morphogenese (Butler 1995: 101ff.). Und bei Gunter Gebauer und Christoph Wulf wird die immanent körperliche Seite von Vergesellschaftung bzw. von Sozialität schlechthin mit dem Begriff der *Mimesis* konturiert (vgl. Gebauer/ Wulf 1998; Wulf 2005): „Im Zusammenwirken mimetischer, performativer und ritueller Prozesse konstituiert sich das Soziale“, so Wulf (2005: 7) bündig und programmatisch.

Es ist notwendig, sich von unilinearen, verdinglichenden Modellen der somatischen Sozialisation bzw. Subjektivation zu verabschieden. „Verhältnisse sind nicht Verhalten“ wie ich bereits früher im Anschluss an Becker-Schmidt (2004) formuliert habe. Und Geschlechterverhältnisse reproduzieren sich deshalb auch nicht *in* den Individuen, wie Maihofers Formulierung nahe legt. Ebenso wenig verkörpern Tangotänzerinnen und -tänzer diskursive Codes und werden gewissermaßen zu Fleisch gewordene Bilder oder Begriffe. Wenn man etwa das Geschlechterverhältnis als ein Bündel von historisch gewordenen strukturellen Organisationsprinzipien versteht, die die Genus-Gruppen in Beziehungen zueinander setzen (Becker-Schmidt 2008: 69ff.) und die zudem immanent mit anderen Verhältnissen – wie dem der kapitalis-

tischen Produktionsweise – verzahnt sind, dann wird man dies so nie verkörpert vorfinden. Mensch gewordene Verhältnisse, verkörperte Diskurse wären eine unmenschliche Zumutung. Hierauf verweist schon Georg Simmel in seinem kanonischen Text über ‚den Fremden‘ (Simmel 1992): In diesem geht Simmel – kurz – auf die entindividualisierende und genau deshalb entmenschlichende Logik ein, Menschen als Verkörperung eines „Typus“ (Simmel 1992: 770), also einer Kategorie zu sehen. Paradigmatisch ist hierbei für Simmel die historische Reduktion von Menschen auf ‚Juden‘ (ebd.: 770f.).

Es besteht eine – auch und gerade körperbezogene, praxeologische – Kluft zwischen Normen und Praxis. Beide Dimensionen – gesellschaftliche Verhältnisse und Diskurse einerseits; Personen, Handlungsvollzüge oder individuelle Identität andererseits – haben jeweils ihre Eigenlogik, ihre eigene Zeitlichkeit, ihr eigenes Gewicht – gerade und insofern sie aufeinander bezogen sind, und zwar in konstitutiver Weise. Aber sie gehen nicht ineinander auf. Dieser Gedanke ist für die (Kultur-)Soziologie außerordentlich wichtig. Er deckt sich nicht nur mit der Tatsache, dass individuelle Körper nie ‚sind‘, sondern sich beständig verändern – er bringt zudem zum Ausdruck, dass wir die sozialen Praxen und ihre strukturelle Verfasstheit sowie die in diesen handelnden Menschen mitsamt ihren Körper nie verstehen werden können, wenn wir nur auf die diskursive, begriffliche Seite von Kultur (oder Sozialität) schauen. Oder: „Soziales Handeln ist körperlich, symbolisch und entsteht unter Bezug auf das individuelle und kollektive Imaginäre der Handelnden. Sein Bedeutungsüberschuss, der mit Hilfe von Deutungen nicht eingeholt werden kann, erzeugt seine Komplexität“ (Wulf 2005: 7).

Mimesis ist ein, wie ich meine, geeigneter Begriff, um die skizzierte Spannung zwischen (kulturell codierten) Selbst-Verhältnissen und praxeologischen Selbst-Erfahrungen ernst zu nehmen, theoretisch angemessen differenziert zu argumentieren und empirisch belastbar zu formulieren. Mimesis bezeichnet zunächst allgemein „ein breites Spektrum möglicher Bezüge einer vom Menschen gemachten Welt zu einer vorhergehenden Welt, die entweder als wirklich angenommen wird oder die postuliert, hypostatiert oder fiktional ist“ (Gebauer/Wulf 1998: 16). Mimetische Handlungen sind solche, die sich durch eine Bezugnahme auf andere Handlungen, auf andere Personen oder ‚Welten‘ auszeichnen und in denen sich „*kreative Nachahmung*“ (Wulf 2005: 26; Hervorh. i.O.) vollzieht. Mimetische Bezüge sind dabei nicht beliebige Bezugnahmen, sondern *körperliche* Bezüge, d.h. „Bewegungen, die auf andere Bewegungen Bezug nehmen“ (Gebauer/Wulf 1998: 11). Mimetische Akte vollziehen also eine andere Bewegung inklusive ihrer symbolischen Kodierung ‚noch einmal‘ nach, variieren dabei aber die ursprüngliche Bewegung mehr oder minder kreativ bzw. mehr oder minder bewusst – und zwar notwendigerweise. Ein mimetischer Akt kopiert also nie 1:1 die vorgängige Bewegung oder Geste, sondern variiert diese zwangsläufig aufgrund des neuen Kontextes, in den diese gestellt ist. Und es ist im Konzept der „sozialen Mi-

mesis“, wie es Gebauer und Wulf formulieren (etwa 2003: 111-126), nicht nur der notwendigerweise neue Kontext einer jeden körperlichen Praxis, der aus vorgegebenen symbolischen Ordnungen etwas Neues macht – es ist auch die Eigenaktivität der Handelnden selbst, die notwendigerweise einzigartig ist. Insofern mimetisches Handeln als „Anähnlichung“ (Wulf 2005: 95) verstanden wird, kann ein solches Handeln niemals eine bloße Kopie sein. Vielmehr ist „mimetische Verkörperung performativen Handelns (...) ein kreativer Prozess, in dessen Verlauf eine individuelle Umarbeitung erfolgt“ (ebd.). Dies betont etwa Wulf (2005: 27) in seiner Unterscheidung zwischen Mimesis und Mimi-kry, bei der Letztere im Sinne der Kritischen Theorie die „Degeneration mime-tischer Prozesse zu Prozessen bloßer Anpassung an Vorgefundenes ohne die Möglichkeit gestalterischer Mitwirkung“ meint. Mimesis bezeichnet also gerade nicht eine Einkörperung von sozialen bzw. kulturellen Codes (oder Diskur-sen) im mechanischen Sinne, sondern vielmehr eine prozessuale Dynamik der prinzipiell unabschließbaren und letztlich – am Normativen gemessenen – zum Scheitern verurteilten ‚Anähnlichung‘.²¹

Hier zeigt sich eine bemerkenswerte Parallele zu Judith Butlers Konzep-tualisierung von (diskursiver) Performativität, bei der die Wiederholung bzw. das Zitieren von Sprechakten in einem je anderen Kontext die Grundlage von Handlungsfähigkeit und Subjekthaftigkeit darstellt. Auch bei Butler liegen Kreativität und (un-)gewolltes Veränderungspotenzial in der Unmöglichkeit identischer Wiederholungen. Die systematisch in jedem Versuch einer ‚Kopie‘ eingelassene Verschiebung z.B. durch Neukontextualisierung – durchaus im Sinne der Derrida’schen ‚Iteration‘ (Derrida 1988) – garantiert gewisser-maßen den Eigensinn, ob von Bedeutungen im rein sprachlichen bzw. diskur-siven, ob im körperlichen Sinne (d.h. auf der Ebene normativen, präreflexi-ven Wissens ob der Zeichenhaftigkeit des Körpers) oder im erlebten, leibli-chen Sinne. Gesten können also ebenso wenig wie sprachliche Äußerungen exakt gleiche Ausfertigungen einer vorgängigen Geste oder Äußerung sein. Identische Wiederholungen gibt es nicht. Zugleich aber wird in der Konturierung ‚performativer Mimesis‘ die Norm- bzw. Codebezogenheit jeglicher diskursiver wie körperlicher Praxis betont.

5. Programmatischer Ausblick

Kultursoziologisch kann, ganz im Sinne des jüngeren ‚practical turn‘, die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen Norm(en) und Praxen anhand

21 Allerdings weisen manche Texte der Autoren Chr. Wulf und G. Gebauer einen durch-aus mechanistischen Duktus auf. Da ist dann doch von ‚Einkörperung‘ die Rede, Kör-per werden „umgebildet“ und es wird ein bisweilen determiniertes Lernhandeln unter-stellt (vgl. Wulf 2001).

des hier skizzierten heuristischen Horizonts genauer gefasst und in ihrer wechselseitigen Konstitution rekonstruiert werden. Insbesondere für die Empirie lassen sich entlang der Zusammenführung post-strukturalistischer Einsichten in die Wirkmächtigkeit (kultureller) Codes einerseits mit der mimetischen Dimension körperlicher Praxis andererseits Engführungen vermeiden. So kann die ‚Kreativität des Handelns‘ (Joas) als praxeologische Konstruktionsleistung mit den diese Praxen konstituierenden diskursiven Elementen gleichermaßen rekonstruiert werden.²² Dass dies wiederum eine außerordentliche empirische Herausforderung darstellt, kann man von den einschlägigen methodologischen Diskussionen im Feld der Körpersoziologie lernen.²³ Eine Kulturosoziologie, die Menschen weder als von der Gesellschaft bedroht, noch die Menschen als Bedrohung für soziale Ordnung sehen möchte, kommt um eine solche Mühe allerdings nicht herum.

Literatur

- Althusser, Louis (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie.* Hamburg: VSA Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- Alkemeyer, Thomas/Villa, Paula-Irene (2009): *Somatischer Eigensinn? Kritische Anmerkungen zur diskurs- und gouvernementalitätstheoretischen Sicht auf den Körper.* Vortrag im Rahmen der Tagung ‚Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung‘ an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 10./11.07.2009, unveröff. Manuskript.
- Becker-Schmidt, Regina (2008): *Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben.* In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie.* Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65-74.
- Becker-Schmidt, Regina (2004): *Menschenwürde und aufrechter Gang – ein Balanceakt. Kontroverse Reflexionen über den Körper.* In: Freytag, Tatjana/Hawel, Markus (Hrsg.): *Arbeit und Utopie: Oskar Negt zum 70. Geburtstag.* Frankfurt a.M.: Humanities Online, S. 161-200.
- Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (1993): *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart.* Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hrsg.) (2006): *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte.* Opladen: Barbara Budrich.
- Bourdieu, Pierre (1992): *Rede und Antwort.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1993): *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich/Krassmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.) (2007): *Gouvernementalität der Gegenwart: Studien zur Ökonomisierung des Sozialen.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

22 Für erste explorative Umsetzungen im Feld des argentinischen Tangos vgl. Villa 2006a und Villa 2009.

23 Vgl. z.B. die Beiträge in Klein 2009.

- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, Judith (1996): Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In: Sabine Hark (Hrsg.): Grenzen lesbischer Identität. Aufsätze. Berlin: Querverlag, S. 15-37.
- Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1988): Ereignis, Signatur, Kontext. In: Engelmann, Peter (Hrsg.): Randgänge der Philosophie. Wien: Passagen Verlag, S. 291-314.
- Derrida, Jacques (2004): Die *différance*. In: Engelmann, Peter (Hrsg.): Die *différance*. Ausgewählte Texte. Stuttgart: Reclam, S. 110-149.
- Engel, Antke (2009): Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph (2003): Mimetische Weltzugänge. Soziales Handeln – Rituale und Spiele – Ästhetische Produktionen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph (1998): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Gerhards, Jürgen (2003): Die Moderne und ihre Vornamen. Einladung zur Kultursoziologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gildemeister, Regine (2008): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechtsunterscheidung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 137-145.
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Pfadenhauer, Michaela (2008): Zur Einleitung: ‚Ärgerliche‘ Gesellschaftsgebilde? In: Dies. (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9-31.
- Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hrsg.) (2004): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: Transcript.
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.) (2006): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Wiesbaden. Verlag für Sozialwissenschaften.
- Klein, Gabriele (Hrsg.) (2009): Tango in Translation. Tanz zwischen Medien, Kulturen, Kunst und Politik. Bielefeld: Transcript.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.) (2007): Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lüdtke, Alf (2002): Eigensinn. In: Jordan, Stefan (Hrsg.): Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe. Stuttgart: Reclam, S. 64-67.
- Maihofer, Andrea (2002): Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze. In: Erwägen-Wissen-Ethik 13, 1, S. 13-26.
- Marx, Karl (1976 [1844]): Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. MEW 1, S. 378-391.
- Moebius, Stephan (2009): Kultur. Bielefeld: Transcript.
- Nassehi, Armin (2008): Soziologie. Zehn einführende Vorlesungen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander (1993ff.): Geschichte und Eigensinn. 3 Bde. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Pieper, Marianne/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hrsg.) (2003): *Gouvernementalität*. Ein sozialwissenschaftliches Konzept im Anschluss an Foucault. Frankfurt a.M.: Campus.
- Reckwitz, Andreas (2006): *Das hybride Subjekt*. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas (2008a): *Unscharfe Grenzen*. Perspektiven der Kultursociologie. Bielefeld: Transcript.
- Reckwitz, Andreas (2008b): *Praktiken und Diskurse*. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hrsg.): *Theoretische Empirie*. Zur Relevanz qualitativer Sozialforschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 188-209.
- Savigliano, Marta (1994): *Tango and the Political Economy of Passion*. Boulder et al.: Westview Press.
- Schaffer, Johanna (2008): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit*. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung. Bielefeld: Transcript.
- Schramm, Benjamin (2004): *Wie Menschen Subjekte werden*. Einführung in Althusser's Theorie der Anrufung. Marburg: Tectum Verlag.
- Schroer, Markus (2000): *Das Individuum der Gesellschaft*. Synchrone und diachrone Theorieperspektiven. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred (1972 [1944]): *Der Fremde*. Ein sozialpsychologischer Versuch. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze*, Bd. II, Den Haag: Martinus Nijhoff, S. 53-69.
- Simmel, Georg (1992 [1908]): *Exkurs über den Fremden*. In: Ders.: *Soziologie*. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Gesamtausgabe Bd. II, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 764-771.
- Spies, Tina (2009): *Diskurs, Subjekt und Handlungsmacht*. Zur Verknüpfung von Diskurs- und Biografieforschung mithilfe des Konzepts der Artikulation [70 Absätze]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 10, 2, Art. 36. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0902369> [Zugriff 15.7.2009]
- Stäheli, Urs (2000): *Poststrukturalistische Soziologien*. Bielefeld: Transcript.
- Supik, Linda (2005): *Dezentrierte Positionierung*. Stuart Halls Konzept der Identitätspolitik. Bielefeld: Transcript.
- Villa, Paula-Irene (2009): „Das fühlt sich so anders an...“ Zum produktiven ‚Scheitern‘ des Transfers zwischen ästhetischen Diskursen und tänzerischen Praxen im Tango. In: Klein, Gabriele (Hrsg.): *Tango in Translation*. Tanz zwischen Medien, Kulturen, Kunst und Politik. Bielefeld: Transcript, S: 105-122.
- Villa, Paula-Irene (2006a): *Bewegte Diskurse, die bewegen*. Überlegungen zur Spannung von Konstitution und Konstruktion am Beispiel des Tango Argentino. In: Gugutzer, Robert (Hrsg.): *body turn*. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld: Transcript, S. 209-232.
- Villa, Paula-Irene (2006b): *Dekonstruktion*. In: Behnke, Joachim et al. (Hrsg.): *Methoden der Politikwissenschaft*. Neuere qualitative und quantitative Analyseverfahren. Baden-Baden: Nomos, S. 93-102.
- Villa, Paula-Irene (2003): *Judith Butler*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Wulf, Christoph (2001): *Mimesis und performatives Handeln*. In: Wulf, Christoph/Gölich, Michael/Zirfas, Jörg (Hrsg.): *Grundlagen des Performativen*. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim: Juventa, S. 253-272.
- Wulf, Christoph (2005): *Zur Genese des Sozialen*. Mimesis, Performativität, Ritual. Bielefeld: Transcript.

Subjekte und ‚ihre‘ Körper. Politiktheoretische Überlegungen

Gundula Ludwig

Einleitung

Es gibt in der politischen Theorie zahlreiche Spannungsverhältnisse, deren Pole bisweilen scharf gegeneinander gezeichnet werden. Hierzu zählen die wohlbekannten Kategorienpaare wie Individuum und Gesellschaft, Struktur und Handlung, Autonomie und Determination, subjektiv und objektiv usw. (vgl. Villa in diesem Band).

Diese paraphrasierte Diagnose, die Paula-Irene Villa auf die Soziologie bezieht und mit der sie ihren Beitrag „Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen“ eröffnet (Villa 2012: 59), kann auch – so deutet meine Ergänzung an – auf die politische Theorie übertragen werden. Dies gilt insbesondere für die Gegenüberstellung von Subjekt und Staat, die sich ebenso aus einer politikwissenschaftlichen Perspektive an Villas Darstellung des Verhältnisses von Gesellschaft und Individuum (Villa 2012: 254ff.) anknüpfen lässt: So wie in der Soziologie das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Individuum zumeist nach einer Seite hin aufgelöst wird und das Individuum entweder als durch die Gesellschaft „gefährdet“ und „eingeschränkt“ (Villa 2012: 254) oder aber die Individuen als für „die Stabilität der sozialen Ordnung gefährliche“ (Villa 2012: 254) imaginiert werden, wird auch das Verhältnis von modernem Staat und modernem Subjekt zumeist auseinandergelegt und diese in einer Rhetorik der Gefahr und Bedrohung antagonistisch gegenüber gestellt. So galt den Vertragstheoretikern das Subjekt mit seinen naturgegebenen Leidenschaften und Eigenschaften seit jeher als Gefahr für das Zusammenleben, weshalb die Unterwerfung aller unter den modernen Staat als einzig legitime Form des Zusammenlebens vorgeführt wurde. Auf der anderen Seite hat die Figur des durch den Zugriff des Staates in seiner ‚natürlichen‘ Freiheit und Souveränität gefährdeten modernen Subjekts die gesamte liberale politische Theorie geprägt. In beiden Szenarien erscheinen Staat und Subjekte als einander gegenüberstehende Pole: das Subjekt als vorstaatlich und der moderne Staat als von den alltäglichen Praxen der Subjekte unabhängig.

Den Gebrauchswert des Anliegens, klassische Gegenüberstellungen aufzubrechen, zeigt Villa in ihrem Beitrag überzeugend auf. Diesem Anspruch

folgend möchte ich darlegen, wie der Ansatz, die in den Sozialwissenschaften immer noch klassische Gegenüberstellung von Gesellschaft/Staat/Struktur und Individuum/Subjekt/Handlung zu de(kon)struieren, auch in der politischen Theorie zu neuen Einsichten führt, wobei ich mich auf das Spannungsverhältnis zwischen Staat und Subjekt konzentrieren werde. Ich werde aus einer queer-theoretischen gouvernementalitätstheoretischen Perspektive argumentieren, dass der moderne Staat und das moderne Subjekt keineswegs als sich gegenüberstehende monolithische Pole zu denken sind. Vielmehr möchte ich aufzeigen, dass das Verhältnis von modernem Staat und modernem Subjekt ko-konstitutiv ist und dass in diesem Verhältnis Geschlecht und vergeschlechtlichten Körpern eine zentrale Rolle zukommt. Der erste Teil des vorliegenden Textes kann somit als Analogie zu Villas Beitrag für die politische Theorie gelesen werden und ist dem Umstand geschuldet, dass ich die prinzipielle Denkrichtung ihres Aufsatzes – das Aufbrechen tradierter Gegenüberstellungen und das Ins-Zentrum-Rücken von gesellschaftlichen Praxen, Subjekten und Körpern – teile. Anschließend werde ich theoretische Differenzen zu Villas Ansatz darlegen. Diese sind vor allem machttheoretischer Art und führen – trotz geteilter prinzipieller Prämissen – zu unterschiedlichen Konzeptionen und Begründungen des Verhältnisses von Subjekten und Macht und Diskursen und Körpern. Abschließen werde ich mit politischen Schlussfolgerungen.

Der moderne Staat und das ‚freie‘, ‚souveräne‘ Subjekt

Im Gegensatz zum Kanon der politischen Theorie möchte ich im Folgenden das Verhältnis zwischen dem modernen Staat und dem modernen Subjekt in ‚westlichen‘ Gesellschaften nicht als gegensätzliche Pole verstehen, sondern als ko-konstitutives Verhältnis denken.¹ Hier bin ich in entscheidender Weise von Michel Foucault beeinflusst, der in seinen Gouvernementalitätsvorlesungen (2004 und 2004a) vorschlägt, den modernen Staat nicht als eine Struktur zu begreifen, die, sobald sie einmal installiert ist, fortan gleichsam naturgegeben existiert, sondern als Effekt von gesellschaftlichen Praxen. Damit lenkt Foucault die Aufmerksamkeit auf das Bedingungsgefüge, das den Staat überhaupt erst möglich macht. Dieses beschreibt er mit dem Begriff der Gouvernementalität: Die Gouvernementalität ermöglicht, den Staat „in seinem täglichen Funktionieren, in seiner alltäglichen Verwaltung aufrechtzuerhalten und zu bewahren“ (Foucault 2004: 346). Als „Prinzip und Methode der Rationalisierung der Regierungsausübung“ (Foucault 2004a: 436) werden mittels der Gouvernementalität spezifische Praktiken des Regierens und spezifische

1 In meiner Argumentation beziehe ich mich im Folgenden auf Ludwig 2011

Formen staatlicher Machtausübung erst möglich. Kurz: Der Staat, wie er sich zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Territorium darstellt, ist das Ergebnis gesellschaftlicher Praxis. Allerdings stellt die Gouvernamentalität keine abstrakte Rationalität dar, die aus sich heraus den Staat hervorbringen kann. Vielmehr sind es die alltäglichen *Praxen* der Subjekte, in denen die Gouvernamentalität als Orientierung stiftendes Gefüge übersetzt, umgesetzt und eingearbeitet wird: Erst wenn der Staat „in das Feld der Praxis und des Denkens der Menschen“ (Foucault 2004a: 436) eintritt, konstituiert sich eine historisch spezifische Form des Staates. „Der Staat kann nicht vom Ensemble der Praktiken getrennt werden, die tatsächlich bewirkt haben, daß der Staat eine Art und Weise des Regierens, eine Handlungsweise und ebenso eine Art und Weise des Zur-Regierung-in-Beziehung-Stehens geworden ist“ (Foucault 2004: 400). Deshalb folgert Foucault, dass das, was zu einer historisch-spezifischen Zeit in einem bestimmten Territorium als Staat gilt, als Pendant auch eine bestimmte Form der Subjektivität voraussetzt. Foucault zeigt dies auf, indem er deutlich macht, wie sich der moderne, liberale Staat *peu à peu* ab dem 19. Jahrhundert nur in dem Maße herausbilden kann, wie auch die Subjekte anfangen, sich als liberale und moderne zu begreifen. Damit rückt Foucault nicht nur gesellschaftliche Praxen als Bedingung für Institutionen und Strukturen (wie dem modernen, westlichen Staat) ins Zentrum, sondern macht darüber hinaus deutlich, dass der moderne Staat und das moderne Subjekt in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen: Der Staat setzt alltägliche Praxen der Subjekte ebenso voraus wie die Subjekte in ihrem Subjekt-Sein nicht unabhängig von staatlicher Macht sind.

In seinen Gouvernentalitätsvorlesungen arbeitet Foucault nun heraus, wie sich ab dem 19. Jahrhundert mit der liberalen Gouvernentalität einerseits der liberale, moderne Staat und andererseits das moderne Subjekt durchzusetzen beginnt. Als ein wichtiges Charakteristikum des modernen Staates stellt Foucault heraus, dass Macht im modernen, westlichen Staat bis in die Gegenwart nicht nur über Recht, Zwang und Gewalt, sondern auch über *Regieren* ausgeübt wird. Damit bezeichnet Foucault eine Form staatlicher Machtausübung, die er als „Führung der Führungen“ (Foucault 2004) begreift, da diese ihre Wirkmächtigkeit dadurch erlangt, dass der Staat die Subjekte zu bestimmten Verhaltensweisen und sozialen Praxen leitet. Staatliche Machtausübung im Modus des Regierens bedeutet mithin auch, dass die Subjekte über Selbsttechnologien staatliche Macht in ihren Lebensweisen und alltäglichen Praxen auf sich selbst beziehen.

Zentral an dem Konstrukt des liberalen, modernen Subjekts ist, dass dieses als freies und souveränes gilt. Auch diese Figur bildet sich ab dem 19. Jahrhundert heraus und stellt das bis in die Gegenwart wirkmächtige Pendant moderner, staatlicher Macht dar. Das ‚freie und souveräne Subjekt‘ stellt mithin eine Schlüsselfigur in der modernen Gouvernentalität dar, die zugleich das moderne Subjekt als auch den modernen Staat möglich macht und

beide miteinander verbindet: Freiheit und Souveränität ermöglichen eine bestimmte Form des Subjekt-Seins (frei und souverän) als auch eine bestimmte Form staatlicher Machtausübung, die die Subjekte unter Achtung ‚ihrer‘ Freiheit und Souveränität regiert. Freiheit und Souveränität sind sowohl Effekt als auch Voraussetzung der modernen, liberalen Gouvernementalität, da sie die Form staatlicher Machtausübung ermöglichen und bedingen, die Foucault als Regierung bezeichnet hat. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass die Subjekte staatliche Macht (auch) in Selbsttechnologien transformieren und damit als ‚freie‘ und ‚souveräne‘ Subjekte Macht auch auf sich selbst ausüben. Denn staatliche Macht im Modus des Regierens operiert gerade darüber, „daß die Freiheit oder bestimmte Formen der Freiheit wirklich geachtet werden“ (Foucault 2004: 506). Freiheit und Souveränität sind mithin Technik und Instrument der gouvernementalen Machtausübung. Foucault liest die Figur des ‚freien‘ und ‚souveränen‘ Subjekts daher als eine Figur, die staatliche Machtausübung des Regierens und Selbstregierens erlaubt.

Staat und Körper aus politiktheoretischer Perspektive

Für diese historische Konstruktion des ‚freien‘ und ‚souveränen‘ Subjekts, die die Staats- mit der Subjektformation verbindet, ist ein spezifisches Selbstverhältnis des Subjekts zu ihrem/seinem Körper entscheidend. Mit der Moderne wird der Körper als ‚eigener‘ zur „grundlegendsten Form des Eigentums“, wie Philipp Sarasin (2001: 76, s.a. Foucault 1977, Lorey 2007a, MacPherson 1973) aufgezeigt hat. Diese Konstruktion des Körpers als Besitz des modernen Subjekts stellt die Voraussetzung dafür dar, dass dieses zu einem ‚freien‘ und ‚souveränen‘ werden kann: Denn erst über die rationale Selbstführung des ‚eigenen Körpers‘ wird das moderne Subjekt zu einem freien und souveränen. Einen ‚eigenen Körper‘ zu haben, dessen Beherrschung zu ‚Souveränität‘ und ‚Freiheit‘ führt, wird die diskursive Voraussetzung dafür, dass über die ‚Freiheit‘ und ‚Souveränität‘ der Subjekte Regieren als Modus der Machtausübung des modernen Staates mit Selbsttechnologien verbunden werden kann. Damit rückt der Körper als notwendige diskursive Voraussetzung liberaler staatlicher Machtausübung ins Zentrum der liberalen Gouvernementalität und mithin des ko-konstitutiven Verhältnisses von modernem Subjekt und Staat.

Wie aber wird der moderne Körper zum ‚eigenen Körper‘? Diese Frage lässt Foucault in den Gouvernementalitätsvorlesungen weitgehend unbeantwortet. Hier erweist sich ein Rekurs auf ein dekonstruktivistisches Verständnis des Körpers als hilfreich. Denn wenn ‚der Körper‘ nicht als naturgegeben begriffen wird, sondern als Effekt von Macht, dann kann auch gefragt werden, wie ‚der Körper‘ in modernen, westlichen Gesellschaften

überhaupt zu einem ‚eigenen Körper‘ und zu einem Besitz werden kann. Hierfür erachte ich eine Verbindung von Foucaults Gouvernementalitätsvorlesungen und Judith Butlers Arbeiten zu Geschlecht als weiterführend, denn Butler zeigt gerade auf, wie durch die Vergeschlechtlichung des Subjekts der Körper erst zu einem ‚eigenen‘ wird, den das moderne Subjekt besitzt (Butler 1991: 1995).

Butler begreift Geschlecht als diskursive Konstruktion, die innerhalb einer heterosexuellen Matrix hervorgebracht wird. Dass ein Subjekt also weiblich oder männlich ‚ist‘, ist nach Butler nicht aus einem naturgegebenen Körper ableitbar, sondern vielmehr Effekt einer Materialisierung des diskursiven Konstrukts Geschlecht. In unzähligen performativen Praxen zitiert das Subjekt dieses Konstrukt, sodass es sich in einem weiblichen oder männlichen Körper materialisiert. Butlers Argumentation liegt die Prämisse zugrunde, dass es keine Zugänglichkeit zum Körper jenseits von kulturellen und gesellschaftlichen Bezeichnungspraxen und Wahrnehmungsschemata gibt. Der Körper kann nur im Symbolischen gekennzeichnet werden, nur dadurch können wir Körper wahrnehmen und in diesen leben (Butler 1991: 147ff.). Vor diesem Hintergrund geht es Butler darum, zu zeigen, wie durch macht- und auch gewaltvolle Diskurse Körper erst zu dem *werden*, wie wir sie alltäglich wahrnehmen: als entweder weiblich oder männlich. Diesen Diskursen liegt eine heteronormative Logik zugrunde, nach der die Übernahme einer kohärenten ‚Geschlechtsidentität‘, die ausschließlich weiblich oder männlich sein kann, Voraussetzung ist, um als intelligibles Subjekt anerkannt werden zu können. Butler schlägt damit vor, Geschlecht als diskursives Konstrukt zu begreifen, das einer heteronormativen Logik folgt und demzufolge Subjekte erst über einen weiblichen oder männlichen Körper zu Subjekten werden. Butler führt mithin Heterosexualität als strukturierende Kraft in der Konstitution von Subjekten und Körpern vor. An dieser Stelle geht es ihr also nicht um Heterosexualität als Begehren, sondern als Logik, über die bestimmte (sprich: weibliche oder männliche) Subjekte hervorgebracht werden. Die Unterwerfung unter diese heteronormative Logik in der Subjektkonstitution stellt in heteronormativ verfassten Gesellschaften eine zentrale *sine qua non* für alle Subjekte dar.

Butler argumentiert, dass in den Prozessen der Materialisierung von Geschlecht nicht nur bestimmte Körperteile wie Vagina, Brüste, Penis zum Signifikant für einen vergeschlechtlichten Körper werden, sondern dass dabei überhaupt das Phantasma eines ‚eigenen Körpers‘ entsteht. Denn in den performativen Praxen, in denen die diskursive Konstruktion Geschlecht zitiert wird, konstituiert sich zugleich eine „Metaphysik der Substanz“ (Butler 1991: 49) eines wahrhaftigen, naturgegebenen, eigenen Körpers. In den performativen Praxen der Materialisierung von Geschlecht wird Geschlecht zu einem inneren Kern, wodurch ein vergeschlechtlichter Körper als eigentlicher und eigener entsteht. Die Natürlichkeit des zweigeschlechtlichen Körpers ist Ef-

fekt der Materialisierung der, wie Butler schreibt, über die Norm ‚Geschlecht‘ vermittelten heterosexuellen Matrix (vgl. Butler 1991: 49ff.).

Vor diesem Hintergrund kann aus einer dekonstruktivistischen, queer-theoretischen Perspektive die Dekonstruktion der Gegenüberstellung von modernem Staat und modernem Subjekt weiter vorangetrieben werden: Wird Geschlecht nicht als naturgegeben gefasst, kann die Materialisierung von dem Konstrukt Geschlecht in einem weiblichen oder männlichen Körper als entscheidendes Element sichtbar gemacht werden, über den der Körper zum ‚eigenen‘ und damit regierbar wird. Erst die Konstruktion eines vergeschlechtlichten, kohärenten, ‚eigenen‘ Körpers ermöglicht somit eine spezifische Form moderner Machtausübung, wie sie Regieren bedeutet. Die Vorstellung eines inneren, eigentlichen, vergeschlechtlichten Kerns, über den Menschen ihren Körper wahrnehmen, wird zu einem der grundlegenden Elemente der liberalen Gouvernamentalität, die die Subjekte als ‚freie‘ und ‚souveräne‘ regiert. Die liberale Gouvernamentalität adressiert die Subjekte daher immer als geschlechtliche.

Zugleich sind in dieser modernen Konstruktion des Körper- und Selbstverhältnisses als ein Besitzverhältnis, das zur Wurzel von Freiheit und Souveränität des Subjekts wird, von Anfang an klassenspezifische, ethnisierende/rassifizierende und vergeschlechtlichende Dynamiken eingelagert. Die Konstruktion des souveränen Subjekts, das qua vernunftgeleiteter Selbstbeherrschung zu diesem wird, wird von Beginn an als bürgerlich, weiß und männlich imaginiert. So wurde die zugeschriebene ‚mangelnde Fähigkeit‘ aller nicht-europäischer Menschen nicht nur zur Legitimation der weißen Vormachtstellung herangezogen. Darüber hinaus wurde dieses Konstrukt des souveränen, vernunftbegabten Subjekts von Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts mit der Vorstellung verwoben, dass dieses Subjekt als einziges zu Zivilisation und Kultur fähig sei. Dadurch wurde eine Begründungsfigur für rassifizierende Abgrenzungen ermöglicht, die zur Sicherung des weißen Dominanzanspruchs gegenüber allem, was als ‚nicht-westlich‘ galt, eingesetzt werden konnte. Die Klassenspezifität ist in dem Paradox begründet, dass einerseits zwar mit der Verbreitung des Kapitalismus die Lohnarbeitenden ebenso wie die bürgerliche Klasse als in Besitz ihres Körpers begriffen wurden. Dass die Lohnarbeitenden – anders als Leibeigene – über ihren Körper ‚frei‘ verfügen können, ist schließlich die Voraussetzung dafür, dass sie ihre Arbeitskraft verkaufen können (Foucault 2004a: 97). Zugleich aber setzte sich die bürgerliche Klasse durch die Konstruktion, dass die Lohnarbeitenden kein oder nur in mangelhafter Form ein souveränes und zivilisiertes Verhältnis zu ihren Körpern aufbauen können, von dieser ab. Schließlich wird auch die moderne Konstruktion von Weiblichkeit durch die Abweichung von dem konstruierten Ideal des souveränen männlichen Selbstverhältnisses konstruiert. Weibliche Subjekte stehen nicht in gleichem Maße in einem Besitzverhältnis wie männliche, denn für das moderne Bild von

Weiblichkeit ist entscheidend, dass diese gerade durch die Unterlegenheit in der Fähigkeit, qua Vernunft ein souveränes Verhältnis zu dem Körper zu entwickeln, geformt wird: Frauen besitzen zwar ebenso ihren Körper, zugleich aber wird das weibliche Subjekt auch von diesem ‚besessen‘. Die Souveränität von weiblichen Subjekten wird daher in der modernen Konzeption der Geschlechter beständig durch diese zweite Dynamik flankiert und bedroht. Während sich das männliche souveräne Subjekt über ein Selbstverhältnis konstituiert, das auf der Selbstbeherrschung des (dabei ebenso konstituierten) Körpers beruht, setzt die Konstitution des weiblichen Subjekts zwar auch ein Selbstverhältnis, das durch Beherrschung gekennzeichnet ist, voraus, zugleich ist dieses aber „auf einer Achse gradueller Unterschiede auf der Seite geringerer Vollkommenheit platziert“ (Maihofer 1995: 134). Diese mangelnde Fähigkeit, ein (männliches) souveränes Verhältnis zu dem Körper aufzubauen, wurde zu einer der zentralen Begründungen für die Ungleichheit und Hierarchisierung der Geschlechter (Laqueur 1996, Lorey 2007). Zugleich wird hierin auch die Verschränkung von Geschlecht, Klasse und ‚race‘ deutlich, da die Fähigkeit, ein souveränes Verhältnis zu ihren Körpern aufzubauen, den proletarischen oder nicht-weißen Frauen noch weniger zugeschrieben wurde als den bürgerlichen (Duden 1991).

Freilich ändern sich sowohl der Staat und die Gouvernamentalität als auch Vorstellungen des Subjekts und Geschlechts und das Zusammenspiel zwischen diesen historisch. Im zweiten Band der „Geschichte der Gouvernamentalität“ (Foucault 2004a) zeigt Foucault Transformationen der liberalen zur neoliberalen Gouvernamentalität auf, die – so haben Sozialwissenschaftler_innen im Anschluss an Foucaults Vorlesungen aufzeigt – gegenwärtig als hegemonial in Deutschland gesehen werden kann (u.a. Bröckling/Krasmann/Lemke 2000, Pieper/Rodriguez 2003). Da in diesem Text nicht eine gegenwartsbezogene Analyse der Gouvernamentalität im Zentrum steht, sondern es mir um das prinzipielle ko-konstitutive Verhältnis zwischen modernem, westlichen Staat und modernem, vergeschlechtlichten Subjekt geht, gehe ich hier nicht näher auf diese historischen Entwicklungen ein. An anderer Stelle habe ich ausführlich dargelegt, dass sich zwar mit der neoliberalen Gouvernamentalität der Staat und die Regierungsweisen von Subjekt und Geschlecht verändern, dass jedoch der ko-konstitutive Zusammenhang zwischen diesen erhalten bleibt. Mit der neoliberalen ‚Flexibilisierung‘ des Staates korreliert eine Flexibilisierung der Regierungsweisen von Subjekten und der hegemonialen Konstruktion von Geschlecht; es sind jedoch gerade diese Flexibilisierungen, die das machtvolle Zusammenspiel von Staat und vergeschlechtlichter Subjektconstitution auch unter neoliberalen Vorzeichen weiterhin ermöglichen (vgl. ausführlich dazu Ludwig 2011).

Körperpolitiken

In Analogie zu Villas Ansatz, ‚klassische‘ soziologische Gegenüberstellungen zu kritisieren, habe ich bislang deutlich gemacht, wie auch eine der fundamentalsten Gegenüberstellungen der politischen Theorie von modernem Staat und modernen Subjekten dekonstruiert werden kann. Darüber hinaus kann sichtbar gemacht werden, dass Geschlecht im Bedingungsgefüge des ko-konstitutiven Verhältnisses von Staat und Subjekt eine fundamentale Rolle spielt. Dies ist insbesondere aus einer queer-theoretischen Perspektive möglich, die binär vergeschlechtlichte Subjekte und Körper als Materialisierung von Macht begreift. Auf diese Weise ist Geschlecht mithin spezifisch strukturierend für Staat und Subjekte in modernen, ‚westlichen‘ Gesellschaften. In der vorangegangenen Argumentation wurde deutlich, dass gesellschaftliche Praxen sowohl die Basis für die Staatsformation als auch für die Konstitution eines bestimmten Subjekt-‚Seins‘ sind. Auch in der politischen Theorie führt die Hinwendung zu Praxen, die Villa für die Kulturosoziologie in ihrer Bedeutung aufgezeigt hat, mithin zu neuen Einsichten. Ebenso wurde die maßgebliche Rolle des Körpers und der Verkörperung von diskursiven Regulativen (wie Geschlecht) in den Praxen hervorgehoben. Soweit also die Parallelen zwischen Villas Vorhaben und meinen Ansprüchen. Die Differenzen liegen – wie so oft – im Detail. Auf diese möchte ich im Weiteren genauer eingehen.

„Praxis“, so schreibt Villa, „also das lebensweltliche Handeln, bezieht sich notwendigerweise auf diskursive Codes, sie ist durch diese *konstituiert* – doch variiert sie dabei diese Codes unweigerlich und erzeugt damit immer auch neue Codes“ (Villa 2012: 59). Damit will Villa verdeutlichen, dass Macht und Diskurse nicht in determinierender Weise auf Subjekte und deren Praxen wirken. Vielmehr konstatiert sie: „Die Lebendigkeit des Tuns fordert die Ordnung der Diskurse immer heraus“ (ebd. S. 61). Wenngleich ich Villa darin zustimme, dass es zu einfach wäre, das Verhältnis von Diskursen und Praxen deterministisch zu denken, so begründe ich dies anders als sie. Denn die Frage, woher der „*Eigensinn*“ (ebd.) der Praxen kommt, beantwortet Villa letztlich mit der „somatischen Dimension von Praxis“ (ebd.). Anders als Villa denke ich jedoch nicht, dass die Differenz zwischen diskursiven Normen/Rationalitäten und Praxen mit den Körpern und körperlichen Praxen zu begründen sind.

Aus einer radikal dekonstruktivistischen Perspektive auf Körper, die ich hier einnehme, bleibt offen, woher das somatische Potential kommen soll. Diese Perspektive hat Butler für den „vergeschlechtlichten Körper“ deutlich gemacht:

„Wenn also das ‚Geschlecht‘ (*sex*) selbst eine kulturell generierte Geschlechter-Kategorie (*gendercategory*) ist, wäre es sinnlos, die Geschlechtsidentität (*gender*) als kulturelle Interpretation des Geschlechts zu bestimmen.

Die Geschlechtsidentität darf nicht nur als kulturelle Zuschreibung von Bedeutung an ein vorgegebenes anatomisches Geschlecht gedacht werden [...]. Vielmehr muss dieser Begriff auch jenen Produktionsapparat bezeichnen, durch den die Geschlechter (*sexes*) selbst gestiftet werden. Demnach gehört die Geschlechtsidentität (*gender*) nicht zur Kultur wie das Geschlecht (*sex*) zur Natur. Die Geschlechtsidentität umfasst auch jene diskursiven/kulturellen Mittel, durch die eine ‚geschlechtliche Natur‘ oder ein ‚natürliches Geschlecht‘ als ‚vordiskursiv‘, d.h. als der Kultur vorgelagert oder als politisch neutrale Oberfläche, auf der sich Kultur einschreibt, hergestellt und etabliert wird“ (Butler 1991: 24).

Wenn davon ausgegangen wird, dass es keine Zugänglichkeit zum Körper jenseits von kulturellen und gesellschaftlichen Bezeichnungspraxen und Wahrnehmungsschemata gibt, kann der Körper keine hinreichende Referenz für einen Fluchtpunkt auf Macht sein. Denn es sind gerade macht- und gewaltvolle Diskurse, die ‚den Körper‘ erst zu jenem machen, als den wir ihn alltäglich wahrnehmen und leben. Der Ausweg aus dem Dilemma, wie sich das Verhältnis von Diskursen, Subjekten und Körpern in einer dekonstruktivistischen und zugleich nicht-deterministischen Weise denken lässt, führt nach meinem Dafürhalten nicht über die „somatische Dimension der Praxen“ (Villa 2012: 253). Vielmehr möchte ich im Folgenden eine andere machttheoretische Perspektive sowohl auf Villa als auch auf Butler, auf die Villa in ihrer Konzeption von Macht rekurriert, einnehmen. Villa bezieht sich in ihrer Argumentation auf Butler, um deren machttheoretische Konzeption von Subjektkonstitution mit ihrem eigenen Fokus auf Körper zu verbinden. Was Villa mit Butler teilt, ist deren Begründung der Undeterminiertheit von Diskursen. Dies erachte ich jedoch als problematisch und – nach meiner Lesart – nicht kompatibel mit Villas Anspruch, *Praxen* ins Zentrum der Analyse zu stellen. Meine Kritikpunkte hierzu möchte ich im Folgenden darlegen.

Körper und Widerständigkeit im Anschluss an Butler

Die Frage, wie Körper und Subjekte als diskursiv hervorgebracht gelten können und sich dennoch in diesen Konstitutionsprozessen Möglichkeitsräume für Widerständigkeit und Ermöglichung denken lassen, ist für Butler überaus entscheidend. Ich interpretiere Butlers Einführung des Begriffes der Performativität als Verbindungsglied zwischen Macht und der Vergeschlechtlichung der Körper als Versuch, dieses Spannungsverhältnis zu lösen. Im Anschluss an Jacques Derridas Begriff der *Reiteration*, also einer Wiederholung, die zugleich aber keine Kopie das Wiederholten darstellt, sondern immer auch Abweichungen und Bedeutungsverschiebungen enthält (Derrida 1976), argumentiert Butler, dass in den performativen Praxen Macht nicht kopiert

wird, sondern dabei ein Spalt zwischen den performativen Praxen und der Macht offen bleibt. Macht, respektive die heterosexuelle Matrix, ist nicht determinierend, sondern es bleibt Unvorhersehbares in die Konstitutionsprozesse der Körper eingeschrieben. „Überdies ist das vom Subjekt handelnd Bewirkte zwar durch die vorgängige Wirksamkeit der Macht ermöglicht, aber durch sie nicht abschließend begrenzt. Die Handlungsfähigkeit übersteigt die sie ermöglichende Macht“ (Butler 2001: 20). Die Reiteration der Norm und des Diskurses kann immer Bedeutungsverschiebungen und Umdeutungen beinhalten. In der Reiteration sieht Butler also zugleich das stabilisierende wie das instabilisierende Moment von Machtausübung. „[E]in Subjekt [bleibt] nur durch eine Wiederholung oder Reartikulation seiner selbst als Subjekt Subjekt [...], und diese Abhängigkeit des Subjekts und seiner Kohärenz von der Wiederholung macht vielleicht genau die Inkohärenz des Subjekts aus, seine Unvollständigkeit“ (Butler 2001: 95). Damit bleibt Butler aber auf halbem Weg stehen: Einerseits schlägt sie vor, Macht nicht als determinierend wirkend zu denken – und andererseits schreibt sie gerade die Unmöglichkeit, die Subjekte zu determinieren, über eine sprachtheoretische Begründung der Wirkweise von Macht selbst zu. Damit sind es aber nicht etwa widerständige und widersprüchliche Praxen, die die Konstitution der Körper und Subjekte offen halten, sondern die sprachtheoretische Begründung, dass die Wiederholung – als Reiteration – der Macht nie deren Kopie darstellt, sondern nur die Kopie der Kopie. Gerade in dieser sprachtheoretischen Auflösung des Dilemmas, die „Gleichzeitigkeit von Determinierung und Ermöglichung“ (Villa 2012: 63) denken zu wollen, folgt Villa Butler: „Judith Butlers Überlegungen zu Subjektivation scheinen mir hier also besonders weiterführend. Denn mit diesen können einige Fallstricke der Sozialisations- oder Vergesellschaftungskonzepte vermieden werden, insofern Butler auf einer *Kluft* insistiert, die zwischen Normen und Praxis, zwischen Diskurs und Körpererfahrung oder zwischen Subjekt und Person besteht – und zwar *notwendigerweise* besteht“ (Villa 2012: 66). Damit allerdings fällt Villa gerade hinter ihren eigenen Anspruch zurück, den *Praxen* der Subjekte gerecht zu werden. Im Folgenden möchte ich meine Kritik näher ausführen, indem ich auf Butlers Ausführungen zu Macht, Geschlecht, Körper und Widerstandsmöglichkeiten näher eingehe. Diese möchte ich mit einer gouvernementalitätstheoretischen Perspektive auf Macht kontrastieren.

Nach meinem Dafürhalten ist diese sprachtheoretische Verengung bei Butler ihrer Rezeption von Foucaults Arbeiten geschuldet, da sie sich in ihren geschlechtertheoretischen Arbeiten auf Foucaults Analytik der Macht vor den Gouvernementalitätsvorlesungen bezieht.² Auf diese Weise denkt Butler Macht nicht auch als Regierungsmacht, weshalb, so meine Interpretation, es

2 Dies hat wohl u.a. den schlichten Grund, dass die Gouvernementalitätsvorlesungen erst nach Butlers geschlechtertheoretischen Arbeiten zugänglich wurden.

ihr auch nicht gelingt, Macht ohne Rückgriff auf eine sprachtheoretische Begründung als deterministisch zu denken. Interessanterweise führt Villa gerade Foucaults Gouvernementalitätsbegriff als Beispiel für Theoriestränge an, die genau die von ihr kritisierte Reduktion des Verhältnisses von Diskurs, Subjekten und Körpern vollziehen würden. Villa sieht als „Stichwort (...) hier ‚Unterwerfung‘“ (Villa 2012: 63). Im Gegensatz zu Villa eröffnet nach meiner Lesart allerdings gerade ein gouvernementalitätstheoretisches Verständnis von Macht die Möglichkeit, die Gleichzeitigkeit von unterwerfenden und dennoch nicht determinierenden Kräften im Verhältnis zwischen Diskurs und Subjekt zu erklären.

Foucault argumentiert, dass mit der liberalen Gouvernementalität Macht mittels der Konstruktionen ‚Freiheit‘ und ‚Souveränität‘ ausgeübt wird. Damit eröffnet ein derartiges Verständnis von Macht die Möglichkeit, subtile Wirkweisen von Macht mittels der Figur des ‚freien‘ und ‚souveränen‘ Subjekts in modernen Gesellschaften zu fassen. Zugleich wirft eine Konzeption von Macht, die diese auch als über Selbsttechnologien operierend fasst, ein Licht auf das Verhältnis von Diskurs und Subjekt, das sowohl Unterwerfung als auch Ermöglichung umfasst: Mit dem Versprechen, die Subjekte als ‚freie‘ und ‚souveräne‘ zu regieren, werden die Subjekte nicht nur einer spezifischen Staats-, Gesellschafts-, und Subjektform unterworfen, zugleich wird damit ebenso eine Dynamik in die Welt gesetzt, die das Begehren, Kritik und Widerständigkeit zu formulieren und zu leben, als Teil der Subjektkonstitution hervorbringt. Da Subjektconstitution über Regieren auch Selbsttechnologien des ‚freien‘ und ‚souveränen‘ Subjekts einschließt, ist darin ebenso eine Dimension enthalten, die dem Zugriff von Regierungsweisen kritisch gegenübersteht, die sich aus dem Versprechen speist, ein ‚freies‘ und ‚souveränes‘ Subjekt zu *sein*. „(D)er Willen, nicht dermaßen, nicht von denen da, nicht um diesen Preis regiert zu werden“ (Foucault 1992: 52) ist Teil der modernen Subjektconstitution, ist die Kehrseite der Konstitution des Subjekts im Rahmen der liberalen Gouvernementalität. Damit erlaubt eine an Foucault orientierte gouvernementalitätstheoretische Konzeption von Macht, das Verhältnis von Macht, Diskurs, Rationalität und dem modernen Subjekt nicht auf den Aspekt der Unterwerfung zu reduzieren, da die Anrufung der Subjekte als ‚freie‘ und ‚souveräne‘ auch Möglichkeitsräume für widerständige Praxen mit sich bringt.

Gerade weil die liberale Gouvernementalität auch über Selbsttechnologien operiert, die zwar nicht jenseits von Macht angesiedelt, aber „nichtsdestoweniger etwas [...], was das Subjekt selbst erfindet“ (Foucault 2005: 889), sind, erschöpft sich die Konstitution von Körpern und Subjekten nicht in Unterwerfung. Denn die Bedingungen, über die die Körper und Subjekte intelligibel werden, enthalten auch Versprechen, die in emanzipatorischer Weise angeeignet werden können. So eröffnet die Anrufung des Subjekts als ‚freies‘ und ‚souveränes‘ Subjekt *auch* Möglichkeitspielräume, über ‚seinen‘ Körper

autonom bestimmen und das Verhältnis zu ‚seinem‘ Körper (zumindest in einem bestimmten Rahmen) selbst gestalten zu können.

Ein gouvernementalitätstheoretisches Verständnis kann somit jene Einführung überwinden, die sich in Butlers Konzeption von der Konstruiertheit der Körper findet, und die Villa in ihrem Text aufgreift: Die Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Ermächtigung kann – und hierin stimme ich mit Villa überein – mit den Praxen der Subjekte erklärt werden, die Diskurse nie vollständig kopieren, sondern diese zitieren, transferieren, sich aneignen, verschieben, verstärken und/oder subvertieren. Die Begründung für diese „Kluft“ leite ich allerdings weder aus den Körpern noch aus der Logik der Reiteration ab. Vielmehr begründe ich diese mit der historisch-konkreten Wirkweise von Macht, die Körper und Subjekte regiert, einer Wirkweise von Macht, die spezifisch für moderne, abendländische Gesellschaften ist, in denen Subjekte als ‚souveräne‘ und ‚freie‘ regiert werden. Diese Machtform „stachelt an, gibt ein, lenkt ab, erleichtert oder erschwert, erweitert oder begrenzt, macht mehr oder weniger wahrscheinlich, im Grenzfall nötigt oder verhindert sie vollständig; aber stets handelt es sich um eine Weise des Einwirkens auf ein oder mehrere handelnde Subjekte, und dies, sofern sie handeln oder zum Handeln fähig sind. Ein Handeln auf Handlungen“ (Foucault 2005a: 255). Die „Kluft (...), die zwischen Normen und Praxis, zwischen Diskurs und Körpererfahrung oder zwischen Subjekt und Person besteht – und zwar *notwendigerweise* besteht“ (Villa 2012: 66), entsteht genau in diesem „Handeln auf Handlungen“ (Foucault 2005a: 255).

Fazit

Geschlecht als diskursives Konstrukt steckt somit sowohl in alltäglichen Praxen als auch in gesellschaftlichen Institutionen. Geschlecht strukturiert Körperwahrnehmungen und Selbstverhältnisse ebenso wie alltägliche Praxen. Zugleich, und darin liegt der Clou einer queer-theoretischen Perspektive, werden erst durch diese alltäglichen Praxen Subjekte und eine bestimmte Form staatlicher Machtausübung, die Foucault als Regieren beschrieben hat, möglich. Geschlecht steckt somit, so das Fazit des vorliegenden Textes, sowohl in alltäglichen Praxen, in körperlichen Praxen, in den Selbstverhältnissen der Subjekte als auch in dem Bedingungsgefüge, das den modernen Staat erst ermöglicht. Zugleich macht gerade ein gouvernementalitätstheoretisches Verständnis von Macht deutlich, dass die Vergeschlechtlichung der Körper und der Subjekte nicht als determinierter Vorgang, sondern vielmehr als Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Ermächtigung der Subjekte zu fassen ist.

Was bedeutet eine derartige theoretische Perspektive aber für die Möglichkeit widerständigen Handelns? Aus der hier eingenommenen queer-theo-

retischen, gouvernementalitätstheoretischen Sicht kann diese weder von einem der Macht vorgängigen Körper noch Subjekt abgeleitet werden, sondern ist in den Zwischenräumen zwischen Unterwerfung und Ermächtigung zu suchen. Die Politisierung der *Bedingungen*, unter denen Körper und Subjekte intelligibel werden, wird somit zu einem zentralen Element in widerständigen Praxen. Vergeschlechtlichte Körper und Subjekte sind nicht Ausgangspunkt, sondern Gegenstand von Kritik. Erst diese Dekonstruktion der (vergeschlechtlichten) Körper und Subjekte eröffnet den Raum für die Frage, welche Formen von Subjekt-‚Sein‘ überhaupt als lebbar gelten – und was die Bedingungen dafür sind, also auf welchen Verwerfungen, Ausschlüssen, Anforderungen und Formen normativer Gewalt die Intelligibilität von Subjekten beruht. Gerade weil die Konstitutionsprozesse intelligibler Subjekte immer auch Verwerfungen von nicht-intelligiblen Subjektformen benötigen, wird in der Konstitution intelligibler Subjekte auch eine Grenzziehung zwischen lebaren und nicht-lebaren Subjektformen gezogen. Die Dekonstruktion von binär vergeschlechtlichten Körpern und Subjekten als Effekt von Macht stellt daher die Frage, was überhaupt als ‚reales‘ Leben und wer überhaupt unter welchen Bedingungen als Subjekt gilt, ins Zentrum politischer Kritik und Kämpfe. Ein derartiges Politikverständnis verweist somit – und entgegen der ihm oft entgegengebrachten Kritik der Entpolitisierung – gerade gespeist durch einen „systematischen Skeptizismus hinsichtlich anthropologischer Universalien“ (Foucault 1994: 701) auf die gesellschaftliche Bedingtheit unseres Subjekt-‚Seins‘ und die Bedingungen, die wir und unsere Körper durchlaufen (müssen), um ein ‚Ich‘ zu werden – und wie dadurch gesellschaftliche Hierarchien und Ungleichheitsverhältnisse erst ermöglicht werden.

Literatur

- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.) (2000): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin-Verlag.
- Butler, Judith (1997): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1976): *Signatur Ereignis, Kontext*. In: Ders.: *Randgänge der Philosophie*. Frankfurt am Main, Berlin, Wien: Ullstein.
- Duden, Barbara (1991): *Geschichte unter der Haut*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Foucault, Michel (1977): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1992): *Was ist Kritik*. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1994): ‚Autobiographie‘. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 42, 4, S. 699-702.

- Foucault, Michel (2004): *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2004a): *Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2005): „Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit“. In: Foucault, Michel: *Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden*. Hg. von Daniel Defert und Francois Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Band IV. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 875-902.
- Foucault, Michel (2005a): *Subjekt und Macht*. In: Foucault, Michel: *Analytik der Macht*. Hg. von Daniel Defert und Francois Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 240-263.
- Laqueur, Thomas (1996): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Lorey, Isabell (2007): *Als das Leben in die Politik eintrat*. In: Pieper, Marianne/Atzert, Thomas, Karakayali, Serhat/Tsianos, Vassilis (Hrsg.): *Empire und biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 269-292.
- Lorey, Isabell (2007a): *Vom immanenten Widerspruch zur hegemonialen Funktion. Biopolitische Gouvernementalität und Selbst-Prekarisierung von KulturproduzentInnen*. In: Raunig, Gerald/Wuggenig, Ulf (Hrsg.): *Kritik der Kreativität*. Wien: turia + kant, S. 121-136.
- Ludwig, Gundula (2011): *Geschlecht regieren. Zum Verhältnis von Staat, Subjekt und heteronormativer Hegemonie*. Frankfurt am Main: Campus.
- MacPherson, Crawford B. (1973): *Die politische Theorie des Besitzindividualismus. Von Hobbes bis Locke*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag.
- Pieper, Marianne/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hrsg) (2003): *Gouvernementalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept im Anschluss an Foucault*. Frankfurt am Main: Campus.
- Sarasin, Philipp (2001): *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Villa, Paula-Irene (2013): *Subjekte und ihre Körper. Kultursoziologische Überlegungen*. In: Graf, Julia/Ideler, Kristin/Klinger, Sabine (Hrsg.): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich Verlag, S. 59-79.

Subversion, wo steckst Du? Eine Spurensuche an den Universitäten

Tove Soiland

1. Subjekt oder Struktur? Eine Einleitung

Es mag so oder anders gewesen sein. Jedenfalls fühlte ich mich bei der Lektüre der Fragestellung zu diesem Band unwillkürlich in den Seminarraum eines Diplomandenkolloquiums versetzt, wo sich ungefähr folgende Szene abspielt: Studentin A stellt ihre soziologische Untersuchung vor, in welcher sie feststellt, dass heute mehrheitlich Frauen in prekarierten Verhältnissen des sogenannten Care-Sektors arbeiten. Studentin B wirft ein, dass dies eine unzulässige Verallgemeinerung sei, da dies nicht primär Frauen, sondern MigrantInnen betreffe, die Kategorie Geschlecht hier folglich fehl am Platz sei. Studentin A verteidigt sich, das sei einerlei; Hauptsache sei, dass der Kapitalismus diese Arbeiten nicht honoriere, woraufhin Student C einwirft, dass es einen solch globalen Kapitalismus nicht gebe, dass ihn zu postulieren eine diskursive Festschreibung sei. Student*_(in?) doppelt nach, dass er/sie die Gewaltförmigkeit dieser Großkategorien – ob Geschlecht oder Kapital sei ihm da völlig egal – satt habe und fordert stattdessen eine Ethik des Nichtausschlusses. Das Ganze artet in einen allgemeinen Tumult aus, in welchem die einen den anderen weißen, heterosexuellen Rassismus vorwerfen, während die anderen, bereits etwas in die Defensive gedrängt, in die Waagschale werfen, dass selbst während der StudentInnen-Proteste, mit welchem I auch immer geschrieben, es wiederum Frauen waren, die von ihren männlichen Kollegen sexuell belästigt wurden. In die Theoriesprache rückübersetzt laute dies dann in der Anfrage an mich – deutlich gesitteter: So reklamieren die einen die Notwendigkeit einer gesellschaftstheoretischen Verortung von Geschlechtertheorien. Andere hingegen werfen einer solchen Perspektive vor, dass sie hiermit die Ausdifferenziertheit gesellschaftlicher Verhältnisse negieren und bestehen auf einer subjekttheoretischen Verortung.¹

Dass angesichts der Brisanz dieser Debatte der Wunsch entsteht, hier eine Vermittlung herzustellen und die subjektorientierte Ebene auf die gesamtgesellschaftlichen und damit strukturellen Verhältnisse zurückzubeziehen,

1 Vgl. dazu die Einleitung zu diesem Band.

kann ich gut verstehen. Meine Verwunderung rührt daher, dass ich nicht verstehe, wie diese beiden Ebenen, die subjekttheoretische und die gesellschaftstheoretische, überhaupt auseinander treten konnten. In der Tat werfen die Herausgeberinnen damit eine triftige und mehr als berechtigte Frage auf, denn der Streit – mag er sich nun so oder anders zugetragen haben – und das theoretisch Unbefriedigende daran hat seine Wurzeln tatsächlich in der Entwicklung der feministischen Theoriebildung selbst. Dass der Fokus auf das Subjekt keine strukturelle Dimension hat resp. dieser Fokus überhaupt die Vorstellung einer kohärenten Kategorie Geschlecht fraglich werden lassen soll, diese Schlussfolgerung erscheint mir in der Tat problematisch.²

Ich werde deshalb in diesem Beitrag nicht nur argumentieren, dass es immer genuin gesellschaftliche Strukturen sind, die subjektivieren, und dass folglich die Weise der Subjektivierung nur gesellschaftstheoretisch zu erfassen ist. Vielmehr wird es mir darum gehen, die These stark zu machen, dass diese neue Unübersichtlichkeit – die Vorstellung also, wonach die angebliche Eindimensionalität im Fokus auf Geschlecht der Komplexität der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht gerecht werde – selbst als Bestandteil einer nunmehr veränderten Weise der Subjektivierung zu betrachten ist. Dass wir uns selbst als kontingente Subjekte der Pluralität wahrnehmen und erfahren, beispielsweise angesichts individueller Spielräume vis-à-vis von geschlechtlichen Zuschreibungen, dieses Denken erscheint so betrachtet selbst als Bestandteil einer nunmehr veränderten Subjektivierungsweise. So betrachtet erweist sich aber auch die – sich in der Theorie abbildende – Trennung von Subjekt und Struktur bereits als genuiner Bestandteil dieser veränderten Form der Subjektivierung.

Mit dieser Sichtweise stütze ich mich maßgeblich auf eine neuere, an Marx orientierte Lacan-Rezeption, wie sie sich ursprünglich im Umfeld der *Ljubljana School of Psychoanalysis* entwickelt hat und heute in unterschiedlichsten internationalen Kontexten weiterverfolgt wird.³ Gemeinsam ist diesen Ansätzen der Versuch, die in fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften seit Ende der 1960er Jahre feststellbaren Veränderungen in den Subjektstrukturen zu thematisieren und sie dabei auf den fundamentalen Wandel in diesen Gesellschaften insgesamt und hier insbesondere auf die veränderten Produktionsbedingungen zurück zu beziehen. Gerade bei diesem Anliegen scheinen mir diese Ansätze einen neuen Blickwinkel zu eröffnen auf die von den Herausgeberinnen herausgestellten Probleme, indem sie die Frage ins Zentrum rücken, was überhaupt Subjekte und Prozesse der Subjektivierung sind.

Anstatt gesellschaftstheoretische und subjekttheoretische Zugänge zur Analyse der Geschlechterverhältnisse einander entgegenzustellen, werde ich

2 Vgl. dazu die Einleitung zu diesem Band.

3 Für eine erste Orientierung vgl. z.B. die Website www.lacan.com.

deshalb im Folgenden dafür plädieren, die gegenwärtig in den *Gender Studies* des deutschsprachigen Raumes vorherrschenden Konzepte geschlechtlicher Subjektivierung selbst zu überdenken, um den gegenüber dem Fordismus veränderten Weisen der Subjektivierung gerecht zu werden. Während die Geschlechterforschung allgemein davon ausgeht, dass geschlechtliche Subjektpositionen durch die – von den Individuen zu leistende – Übernahme normativer Vorgaben entstehen⁴, weshalb die Verweigerung solcher Übernahmen als subversiv erscheint, vertritt der Beitrag die These, dass die ideologischen Anrufungsweisen heute gerade machtwirksam sind, weil sie von Geschlecht abstrahieren. Der Beitrag vertritt damit die These, dass auch die De-Thematisierung von Geschlecht eine Subjektivierungsweise sein kann, und zwar eine, die paradoxerweise die Hierarchisierung zwischen den Geschlechtern weiter verschärfen wird.

Wenn ich in dieser Weise die Entwicklung in der Theorie und die gesellschaftlichen Strukturen der Subjektivierung in ein Verhältnis zueinander bringe, so möchte ich dies im Folgenden anhand von einem, wenn nicht sogar dem zentralen Strang innerhalb der feministischen Theoriebildung tun, der maßgeblich zur Herausbildung dieser Kontroverse beigetragen hat. Diese nahm ihren Ausgang ursprünglich in den US-amerikanischen *Cultural Studies*, die im Zuge des *cultural turns* den traditionellen Gesellschaftswissenschaften vorwarfen, mit ihren Großkategorien unzulässige Verallgemeinerungen vorzunehmen. Slavoj Žižek, Ernesto Laclau und Judith Butler haben diesen Streit in ihrem gemeinsamen Buch *Contingency, Hegemony, Universality* in die beiden Pole „Universalismus“ versus „Kontingenz“ gebracht. Grob vereinfacht stünde hier das Subjekt auf der Seite der Kontingenz, indem es, in seiner vermeintlichen oder tatsächlichen Vielfalt, die Universalität der gesellschaftlichen Großkategorien anführt. Worum es hier also geht, ist der Vorwurf der so genannten ‚Essentialisierung‘ an die Adresse der kritischen Gesellschaftstheorie, deren Kategorien aus der Perspektive dieses Vorwurfes zu ‚dekonstruieren‘ sind. Im Falle des Geschlechts führte dies bekanntermaßen zu den vielfältigen Infragestellungen einer einheitlichen Kategorie, wie sie beispielsweise in der Intersektionalitätsforschung zum Ausdruck kommen. Was im deutschsprachigen Raum bisher jedoch kaum zur Kenntnis genommen wurde, sind die bereits vorhandenen dezidierten Antworten auf diese Herausforderung. Eine davon, eben jene aus dem Umfeld der neueren Lacan-Rezeption stammende Replik, möchte ich im Folgenden vorstellen. Dabei wird es mir vor allem auch darum gehen, die diese Essentialismuskritik

4 Ich gehe hier von einer Art Grundkonsens aus, wie er sich in den gängigen Einführungen in *Gender Studies* zur Frage der Geschlechtsannahme resp. geschlechtlicher Subjektivierung findet; vgl. hierzu bspw. die Eintragungen zu ‚Gender Studies/Gender-Forschung‘, ‚Geschlechterforschung‘ und ‚Geschlechterforschung und Gender Studies‘ im Metzler Lexikon *Gender Studies. Geschlechterforschung* und hier weiter unten Abschnitt 2.

leitenden, jedoch oftmals nur implizit gesetzten theoretischen Grundannahmen darüber, was geschlechtliche Subjektpositionen sind, genauer herauszuarbeiten und sie dabei einer Prüfung zu unterziehen.

Der Grund, warum Slavoj Žižek, aber auch andere gesellschaftskritische Theoretikerinnen wie beispielsweise Alenca Zupančič oder Joan Copjec sich an Lacan orientieren, ist, dass Lacan selbst in seinen späten Seminaren eine an einem psychoanalytischen Subjektbegriff orientierte Ideologiekritik nahelegt, indem sein Subjektverständnis es erlaubt, Weisen der Subjektivierung nicht nur als Bestandteil der Ideologie zu verstehen, sondern diese auch in ihrem historischen Wandel zu denken. Jacques Lacan hat einen wesentlichen und im deutschsprachigen Raum bisher kaum rezipierten Beitrag dazu geleistet, Strukturen der Subjektivierung in ihrem historischen Wandel überhaupt denkbar zu machen. Ähnlich wie dies Michel Foucault in seinen *Gouvernementalitäts*-Vorlesungen tat, spricht nämlich auch Lacan in seinen späten Seminaren von einem historischen Wandel in dem, was er als „*lien social*“ (1986: 60) – also als ein gesellschaftliches Band – bezeichnet, womit er die Doppelung einer Struktur meint, die sowohl die gesellschaftliche Kohäsion garantiert wie damit gleichzeitig die Weise der Subjektivierung vorzeichnet. Diese Doppelung geht von der Prämisse aus, dass Menschen mittels Subjektivierung in die bestehenden Machtstrukturen eingebunden werden, diese Strukturen jedoch, insofern sie gesellschaftlich sind, gleichzeitig einem historischen Wandel unterliegen. Diese Verknüpfung von Macht und Subjektivierung hat einen ihrer Vorläufer im Freudomarxismus. Doch während der Freudomarxismus mit seiner Vorstellung einer befreienden Wirkung der Libido eine Kulturdiagnose formulierte, die wohl eher die fordistische Gesellschaft vor Augen hatte, geht es dieser heutigen internationalen marxistischen Lacan-Rezeption darum, die späten Seminare Lacans für eine Gesellschaftstheorie postfordistischer Gesellschaften fruchtbar zu machen. An diesen Lacan-Marxismus möchte ich im Folgenden anschließen, um die Einbettung der Subjekte in die gesellschaftlichen Strukturen unserer Gegenwart zu verstehen.⁵ Dabei wird sich zeigen, dass eine an Lacan orientierte Analyse zum Ergebnis kommt, dass das machterhaltende Moment in der Subjektivierung heute nicht länger in normativen Festschreibungen zu suchen ist, sondern dass wir es umgekehrt gerade mit der Herrschaftsförmigkeit von neuartigen ‚Praxen der Freiheit‘ zu tun haben, denen das kritische Selbstverständnis der *Gender Studies*, weit davon entfernt, deren Kritik zu sein, eher zuarbeitet, als dass es sie in ihre Wirkungsweise durchschauen könnte.

5 Zu dieser Lacan-Rezeption gehören neben Žižek bspw. Zupančič (2006); MacCannel (2006); Vanier (2001); Dolar (1991, 1998); Miklitsch (1998); Parker (2007) und die Beiträge in *The South Atlantic Quarterly: Psycho-Marxism: Marxism and Psychoanalysis Late in the Twentieth Century*, vol. 97, no. 2 (Spring).

2. Verständnis geschlechtlicher Subjektivierung in den Gender Studies

Bevor ich mich dieser neueren Lacan-Rezeption und ihrer Kritik zuwende, möchte ich deshalb, wenn auch sehr verallgemeinernd, kurz zusammenfassen, was in Anlehnung an die US-amerikanischen *Cultural Studies* auch in den *Gender Studies* des deutschsprachigen Raumes gegenwärtig unter geschlechtlichen Subjektpositionen verstanden wird. Was hier „subjekttheoretischer Zugang“ genannt wird, lässt sich von seinen Grundannahmen her etwa folgendermaßen zusammenfassen: Geschlechtliche Positionen verdanken sich einem Set von normativen Anrufungen, Zuschreibungen und Festlegungen, die sowohl in sprachlichen als auch in habituellen Formen vermittelt von den Subjekten angeeignet werden, die sich in dieser Aneignung, oder in der Distanz zu ihr, allererst konstituieren. Dabei wird davon ausgegangen, dass diesen Normen, die sich auf unterschiedlichsten institutionellen Niveaus festsetzen, die Aufgabe zukommt, die Menschen in eine Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit einzuteilen resp. einzupassen und dass diese Einpassung der eigentliche Effekt der Macht sei. Damit einher geht demnach die Annahme, dass der Effekt von in Machtverhältnissen wirksamen Ideologien in der Hervorbringung kohärenter geschlechtlicher Identitäten liege: Ideologien sind normativ und sie zielen auf die Herstellung von Kohärenz und Eindeutigkeit. Das kritische Selbstverständnis, das sich daran anschließt, besagt folglich, dass Strategien zur Veruneindeutigung geschlechtlicher Positionen, und allgemeiner der Pluralisierung von Identitäten, sowohl politisch wie theoretisch ein subversives Potential zukommt: Machtkritik und Subversion wird in der Überschreitung oder Transgression der Geschlechtergrenzen gesehen, die auf die Aufweichung einer als rigide vorgestellten Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit zielt. Die Ausweisung der Kontingenz jeder identitären Setzung ist folglich das ideologiekritische Ziel. Damit lehnen sich die *Gender Studies* der deutschsprachigen Universitäten auch dort, wo dieser Bezug nicht explizit hergestellt wird, im Wesentlichen an das Verständnis des *Gender*-Begriffs an, wie es im Rahmen der US-amerikanischen *Cultural Studies* entstanden ist und bei uns maßgeblich durch die Schriften Judith Butlers Verbreitung fand. Auch wenn viele deutschsprachige geschlechtertheoretische Ansätze nicht explizit auf Butler rekurrieren, sondern beispielsweise in Anlehnung an den symbolischen Interaktionismus oder an ethno-methodologische Ansätze argumentieren, so teilen sie doch mit dem im Rahmen der *Cultural Studies* entstandenen *Gender*-Begriff die wichtige Grundannahme, dass die gesellschaftlich geforderten geschlechtlichen Positionen als Identitätsfestschreibungen aufzufassen sind und der Nachweis von deren Kontingenz somit das herrschaftskritische Moment darstellt. Dies wird verständlich, wenn man bedenkt, dass die verschiedenen subjekttheoretischen *Gender*-Ansätze letztlich der gemeinsame Hintergrund in den ich-psychologischen Wurzeln des *Gen-*

der-Begriffs selbst eint und damit ein Modell von Subjektbildung, das sich an einem soziologischen Verständnis von Identifikation orientiert.⁶

Dass Geschlecht als Identität thematisiert, Subjektivierung als Normierung und Ideologiekritik folglich als Normenkritik verstanden wird, ist jedoch überhaupt nicht selbstverständlich und in dieser Form, als dekonstruktives *Gender*-Verständnis, relativ neu: Es entstand zu Beginn der 1990er Jahre. Mit der Übernahme dieses kulturalistischen *Gender*-Begriffs in den deutschsprachigen Raum stehen wir jedoch vor einem merkwürdigen Phänomen. Sein Hegemonialwerden in den *Gender Studies* geht nämlich strenggenommen Hand in Hand mit einer Veränderung in den hegemonialen Strukturen selbst: Es ist genau die Zeit, in der wir gleichzeitig einen markanten Wechsel in dem feststellen, was Louis Althusser einst die Ideologischen Staatsapparate nannte (1977). So lässt sich heute schwerlich behaupten, dass diese Ideologischen Staatsapparate noch normative Geschlechterleitbilder propagieren. Im Gegenteil: Der Staat ist von einem Produzenten konservativer Geschlechterideologien, wie wir sie von den 1950er und 60er Jahren her kennen, zum Propagandeur fortschrittlicher Geschlechterarrangements geworden. Wir sind heute mit dem Phänomen einer staatlich verordneten Gleichstellung konfrontiert, die sich nicht nur über einen breiten Konsens von links bis rechts erstreckt, sondern tatsächlich einen starken Willen zum Abbau überkommener Geschlechtervorstellungen erkennen lässt. Öffentliche Einrichtungen wie Schulen, Universitäten, aber auch der staatliche Verwaltungsapparat und zunehmend sogar die Privatwirtschaft geben sich mit Hilfe von Gleichstellungsbeauftragten die größte Mühe, nun als überkommen empfundene Geschlechtervorurteile abzubauen; und nichts deutet darauf hin, dass diese Bemühungen nicht ernst gemeint sind. Dies wird verständlich, wenn man bedenkt, dass Geschlechterstereotypen sich gerade für spätkapitalistische Produktionsweisen als dysfunktional erweisen (Annuaire 1996: 513ff., Hennessy 2000: 105-110) und dass der nachfordistische Kapitalismus andere und neue Anforderungen an die Menschen stellt, in denen sich diese nicht länger an tradierten Rollenvorstellungen orientieren sollen (Kohlmorgen 2004: 273ff.). Daher sind die Menschen gerade dazu aufgerufen, im Namen der Marktfähigkeit von ihrem Geschlecht zu abstrahieren. So betrachtet stehen wir vor dem Phänomen, dass zeitgleich mit einem enormen Umbruch, ja, einem eigentlichen Paradigmenwechsel in den Ideologischen Staatsapparaten eine sich als radikal verstehende feministische Kritik auftaucht, deren Vorstellung von Radikalität sich in eigentümlicher Weise mit diesem Paradigmenwechsel paart. Es drängte sich doch die Frage auf, warum mit dem an den *Cultural Studies* orientierten Ansatz von *gender* ein Verständnis von Geschlecht, das mit seiner Kritik an einem Normensystem den Feminismus nicht nur zu beer-

6 Ich habe dies ausgeführt in Soiland 2010: 17ff. Zu einer detaillierten Ausführung meiner Kritik am *Cultural turn* vgl. Soiland 2011.

ben, sondern auch zu radikalisieren beansprucht, warum ein solches Verständnis von *gender* genau zu dem Zeitpunkt hegemonial wird, in dem eben diese Normen gesamtgesellschaftlich gerade massiv an Bedeutung verlieren? Denn auch in dem, was Antonio Gramsci den „erweiterten Staat“ genannt hat, das heißt in der Zivilgesellschaft, ist es wohl gerade und vorrangig der Bereich der Geschlechterverhältnisse, in dem sich in den letzten dreißig Jahren ein eindrucklicher normativer Wandel vollzogen hat.

Wenn ich in dieser Weise auf die ökonomische Situation hinweise, so meine ich damit keinesfalls, dass wir auf Fragen der Subjektivierung resp. der Ideologiekritik verzichten sollten. Doch meine ich, dass wir, was die Geschlechterverhältnisse betrifft, uns sehr viel genauer überlegen müssten, wie wir dies *heute* tun. Mich selbst jedenfalls hat diese Koinzidenz – das Zusammenfallen von historischem Wandel und Kritik – dazu veranlasst, das Auftauchen dieser Normenkritik und damit in Zusammenhang stehend die Hochhaltung von Kontingenz und die Unterstellung ihres angeblich subversiven Potentials selbst zeitgeschichtlich zu verorten.⁷ Und eben dazu greife ich auf Diagnosen zurück, wie sie sich in der internationalen marxistischen Lacan-Rezeption finden.

3. Lacan-Marxismus: ein anderes Subjektverständnis

3.1. Das Auftauchen des Pluralen als Teil der Metamorphosen des Kapitalismus

Ganz allgemein wird von marxistischer Seite seit Längerem Kritik am subversiven Selbstverständnis der Strategie zur Pluralisierung und Veruneindeutigung von Identitäten geübt. Marxistisch orientierte AutorInnen heben insbesondere die völlig affirmative Aufnahme des Wandels in den Selbstverhältnissen hervor, die es nicht erlaube, nach den gesellschaftlichen Ursprüngen dieser veränderten Selbstverhältnisse zu fragen. AutorInnen wie Meinhard Creydt (1993) und Fredric Jameson (1986), aber auch Evelyn Annuß (1996) und in etwas anderer Weise Rosemarie Hennessy (2000: 111-142) haben nicht nur wiederholt die Verschiebung gesellschaftlicher Konfliktfelder auf ein ästhetisches Feld kritisiert. Sie stellen die „kritische Distanz“ (Jameson 1986: 94) subkultureller Bewegungen grundsätzlich in Frage, insofern die bürgerliche Hegemonie längst selbst eine „differentialistische Form“ angenommen habe (Annuß 1996: 515), in welcher „aparte Stilgruppen“ (Creydt 1993: 183) und „partikulare

7 Einen ähnlichen Umgang mit dieser Koinzidenz findet sich auch bei Rita Casale (2008: 204ff.).

Symbolgemeinschaften“ (Annuß 1996: 515) das vormalig existierende Bewusstsein kollektiver Betroffenheitslagen ersetzt haben.

Diesen Gedanken möchte ich in nun Folgenden anhand einiger Überlegungen, wie sie im Umfeld der Ljubljana School of Psychoanalysis ausgearbeitet wurden, vertiefen. Ich stütze mich dabei zunächst auf Slavoj Žižek, aber auch auf Alenca Zupančič und Mladen Dolar, die ebenfalls dieser Schule angehören. Es ist eine Eigenheit des deutschsprachigen Raumes, dass Slavoj Žižek hier bisher vor allem als Filmtheoretiker wahrgenommen wurde. Seine Herkunft aus der Ljubljana School of Psychoanalysis und damit seine Verankerung in einer genuin marxistischen Tradition ist wenig bekannt.⁸ Dabei entstand die in Slowenien beheimatete Ljubljana School of Psychoanalysis unter Tito als eine Gruppe linker RegimekritikInnen, die sich seit Ende der 1970er Jahre um eine Synthese von Marxismus und Lacanscher Psychoanalyse bemühten. Seit der Wende gingen von dieser Schule wichtige Impulse für die Analyse spätkapitalistischer Gesellschaften aus, in die die Bemühungen um eine Lacansche Ideologie- und Machttheorie von Grund auf einfließen.⁹

Žižeks Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass der Kapitalismus nicht nur über eine unglaubliche Metamorphosefähigkeit verfügt, sondern dass es ganz eigentlich diese permanente Selbstrevolutionierung ist, die die Grundlage seiner Existenz bildet. Während Marx den die traditionellen Bande zersetzenden Kräften des Kapitalismus eine gewisse Faszination entgegenbrachte, da er sich von dieser Entbettung einiges an revolutionärer Sprengkraft erhoff-

8 Vgl. zu diesem Punkt Žižek selbst: „In Frankreich (und in der romanischen Welt überhaupt) fungiert die Lacansche Psychoanalyse vorwiegend als Theorie der psychoanalytischen Klinik; in den angelsächsischen Ländern und in Deutschland selbst wird sie vorwiegend von literaturtheoretischen und auch feministischen, im breiten Strom des ‚Poststrukturalismus‘ schwimmenden Studien betrieben. In Slowenien zeichnet sie zwei Merkmale aus. Sie ist, erstens, auf eine Neulektüre von klassischen philosophischen Texten (Platon, Descartes, Kant, Hegel, Marx ...) orientiert. Und sie ist, zweitens, von einer unmittelbaren ‚Politisierung‘ bestimmt, zu der sowohl Versuche zur Herausbildung einer Lacanschen Ideologie- und Machttheorie als auch aktives Mitwirken in den politischen Kämpfen der realsozialistischen Zusammenbruchperiode gehören. Die Laibacher Lacan-Schule stellt gewissermassen die Quintessenz jenes magischen Augenblicks des Übergangs vom Realsozialismus zur etablierten Demokratie dar“ (Žižek 1991: 7). Vgl. zu diesem Abschnitt auch Osborne 1996a.

9 Zum Selbstverständnis dieser Schule vgl. das Cover der von ihnen herausgegebenen Serie: „Wo es war, soll ich werden – Where it was, I shall come into being – is Freud’s version of the Enlightenment goal of knowledge that is in itself an act of liberation. Is it still possible to pursue this goal today, in the conditions of late capitalism? If ‘it’ today is the twin rule of pragmatic-relativist New Sophists and New Age obscurantists, what ‘shall come into being’ in its place? The premise of the series is that the explosive combination of Lacanian psychoanalysis and Marxist tradition detonates a dynamic freedom that enables us to question the very presuppositions of the circuit of Capital.“ Vgl. zum Selbstverständnis der Gruppe auch die von Paul Osborne 1991 und 1996 geführten Interviews.

te, scheint sich unter heutigen MarxistInnen die Erkenntnis durchzusetzen, dass der Kapitalismus genau diesen Exzess zu seiner treibenden Kraft macht. Das kapitalistische System scheint den Exzess nicht länger auszuschließen, sondern sich umgekehrt gerade durch dessen permanente Integration zu erneuern (2009: 205). Es ist diese „Logik des integrierten Exzesses“¹⁰ (2004: 156), die Žižek in eine gewisse Skepsis gegenüber allen Formen kultureller Kämpfe um Freiräume bringt. Wenn er feststellt, dass in diesem „vielumjubelten nomadischen Dynamismus der Gegenwartsgesellschaft“ etwas gleich bleibt, nämlich der Kapitalismus, so, weil er zwischen beiden, der Veränderung und dem Gleichbleibenden, ein dialektisches Verhältnis sieht. Es ist, so Žižek, „gerade das Gleichbleibende – die kapitalistischen Verhältnisse –, das die unaufhörliche Veränderung initiiert, denn das grundlegendste Merkmal des Kapitalismus ist dessen Dynamik der permanenten Selbstrevolutionierung.“ (Žižek 2009: 216)

Nun war es genau diese Sichtweise, die sich schon immer dem Vorwurf des Essentialismus ausgesetzt sah. So wurde argumentiert, dass es auch andere als Klassenkämpfe gebe und dass kein Kampf beanspruchen könne, fundamentaler zu sein als der andere; dass ein solcher Anspruch vielmehr die Kontingenz des gesamten politischen Feldes und damit die Komplexität gesellschaftlicher Verhältnisse verstelle. Es ist dieses Auftauchen multipler politischer Subjekte, welches die Möglichkeit jedes Allgemeinen in Frage stellt, das auch der diesen Band leitenden Fragestellung zugrunde liegt. Die Rückfrage, die Žižek an dieser Stelle stellt, ist folgende: Ist dieser „Übergang von der ‚großen‘ Geschichte zu ‚kleinen‘ Geschichten, vom Essentialismus zur Kontingenz, von der globalen zur lokalen Politik usw.“ (2009: 212) einfach ein Übergang von Irrtum zu Wahrheit (vgl. 2000: 107)? Waren die Menschen also zunächst „etwas dumme Essentialisten, welche an die Natürlichkeit der Sexualität glaubten, während wir heute um die Performativität von Geschlecht wissen?“ (ebd.) Ist mit andern Worten die Einsicht in die allgemeine Kontingenz ein erkenntnistheoretischer Fortschritt, deren Wahrnehmung in der Gegenwart somit so etwas wie das Auftauchen einer universellen Wahrheit wäre? Oder muss man das Auftauchen des allgemeinen Historisierens selber historisieren, indem man diese „Erkenntnis“ (der Kontingenz) als Teil des globalen Wandels in der eigentlichen Natur der kapitalistischen Gesellschaft auffasst? (ebd.) Žižeks Antwort ist klar:

„Gegen die postmoderne politische Theorie, welche zunehmend dazu tendiert, jeden Bezug auf den Kapitalismus als essentialistisch zu verbieten, müsste man einwenden, dass die plurale Kontingenz postmoderner politischer Kämpfe nicht das Gegenteil der Totalität des Kapitalismus ist, worin der Kapitalismus dann sozusagen das freie Fliesen der hegemonialen Verschiebung begrenzte. – Der heutige Kapitalismus liefert umgekehrt gerade den eigentlichen Hintergrund und das Terrain für die Heraufkunft

10 Hier wie im Folgenden handelt es sich bei Žižeks englischsprachigen Texten um meine eigenen Übersetzungen.

dieser politischen gleitend-dispers-kontingent-ironischen-etc. Subjektivitäten.“ (Žižek 2000: 108)

Žižek betont zwar, dass es das Verdienst der von ihm so genannten „Post-Politik“ ist – zu lesen in seiner Doppelbedeutung einer Politik postmoderner Identitäten, aber auch der Frage, ob das das Ende der Politik sei –, dass ihre Themen das alltägliche Leben der Menschen politisieren. Das ist ein genuin marxistisches Anliegen (Žižek 2000: 98; 2001: 489/492; 2009: 214f.). Doch was bei dieser allgemeinen Politisierung ausgespart bleibt, ist der eigentliche Hintergrund, vor dem diese Kämpfe stattfinden: der Kapitalismus selbst. Post-Politik führt nicht nur nicht zu einer Repolitisierung der Ökonomie. Im Anschluss an Ernesto Laclau (1982: 14-16) sehen viele PostmarxistInnen die Ökonomie als ein Feld des Politischen unter anderen, das denselben Regeln der Kontingenz folgt. Nicht nur kann so nicht mehr gedacht werden, dass das Politische seine Grenzen im Ökonomischen findet. Aus dem Blick gerät damit insbesondere, dass das Ökonomische der „heimliche Horizont und das Strukturprinzip politischer Kämpfe“ bleibt (Žižek 2009: 213). Dass es einen vom Ökonomischen unabhängigen Bereich des Politischen geben soll – diese Trennung in Politik und Ökonomie ist die ureigenste Ideologie des Kapitalismus selbst. Postpolitische Kämpfe folgen deshalb in ihrer Infragestellung des Primates des Ökonomischen der Selbsterzählung des Kapitalismus und wiederholen damit die Geste, mit der sich das Ökonomische in seinem determinierenden Status unsichtbar macht. Wendy Brown, auf die sich Žižek hier bezieht, spricht deshalb davon, dass sich in den US-amerikanischen Identitätspolitik eine „Renaturalisierung des Kapitalismus“ vollzieht, indem diese sich in ihren Forderungen implizit an einen Standard innerhalb der bestehenden Gesellschaft richten, was den Kapitalismus weitgehend vor Kritik bewahrt (Brown 1995: 60f.).

Es ist diese Setzung des Kapitalismus als einen allgegenwärtigen Hintergrund, worin dieser tendenziell als untangierbar erscheint, die Žižek zur ironischen Feststellung bringt, dass der Nachweis der universellen Kontingenz offenbar und paradoxerweise mit einer Naturalisierung des Kapitalismus selbst einhergehe. Die Heraufkunft einer universellen Kontingenz und die Renaturalisierung des Kapitalismus sind also zwei Seiten derselben Medaille (vgl. Žižek 2009: 214; 2000: 108). Wenn das klassische Ideologieverständnis besagte, dass Ideologie die Naturalisierung eines an sich kontingenten Phänomens sei, so scheint sich dies heute umzukehren: „Die Vorstellung der allgemeinen Historizität und Kontingenz“, so Žižeks scharfsinniger Schluss, ist nun selbst „Bestandteil der hegemonialen Ideologie“ unserer Gegenwart geworden (2009: 216).¹¹ Wir finden diese Gedankenfigur des klassischen Ideo-

11 2009: 216. Žižek führt dazu an anderer Stelle aus: „The truly radical assertion of historical contingency has to include the dialectical tension between the domain of historical change itself and its traumatic ‘ahistorical’ kernel qua its condition of (im)pos-

logieverständnisses beispielsweise in Judith Butlers Überlegung, dass die Vorstellung von der Natürlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit die an sich kontingente Geschlechtsannahme – das heißt, der Umstand, dass wir zu Frauen oder Männern werden – und damit die Kontingenz dieser Einteilung in zwei und nur zwei Geschlechter verstellt (vgl. Butler 1991: 24-32/63ff.; 2009: 167ff.). In diesem Fall zielt das Anliegen also auf den Nachweis, dass es sich hierbei um die Naturalisierung eines an sich kontingenten Phänomens handelt. Demgegenüber würde Žižek geltend machen, dass das zwar stimmt, dass aber das Auftauchen dieser Kontingenzvorstellung längst selbst Bestandteil des hegemonialen Feldes geworden ist, das damit in gewisser Weise die Kontingenz selbst naturalisiert.

Was jedoch heißt dies für die Frage der Subjekte? Wo lassen sich diese in dieser allgemeinen Kontingenz auffinden, und vor allem, wie ergeht es ihnen darin? Fassen wir zusammen: Wenn der Standpunkt der Kontingenz das ideale politische Subjekt als ein sich laufend wandelndes Fluidum denkt, dessen Distanz gegenüber jeder Identifizierung mit einem politischen Ideal es ihm ratsam erscheinen lässt, sich in lediglich partiellen Bündnispolitiken zusammenzuschließen, so liegt dies in der Vorstellung begründet, dass historischer Wandel und damit ein Abbau von Herrschaft diese Offenheit verlangt. Jede politische Identifizierung, so die Annahme, bringt ihrerseits wieder herrschaftsförmige Mechanismen des Ausschlusses hervor. Das ist im Wesentlichen der Essentialismusvorwurf. Für Žižek ist nun genau dieser Aufruf zur Desidentifikation, „das historistische Thema eines endlosen offenen Spiels der Substitution“, die eigentliche Form einer „ahistorischen ideologischen Schließung“ (Žižek 2000: 112). Warum? Subjekttheoretisch, und darum spielt in dieser ganzen postmodernen Debatte das Geschlecht eine so zentrale Rolle, geht diese Vorstellung von der Annahme aus, dass die multiplen Identitäten ein Effekt der Erodierung der väterlichen Autorität und damit des Untergangs der ödipalen Familienkonstellation sind. So betrachtet sind wir in einem fortschreitenden Prozess der Enthierarchisierung, indem wir den Schritt von der „patriarchalen, ödipalen Ordnung zu postmodernen vielgestaltigen kontingenten Identitäten“ vollzogen haben (Žižek 2001: 500), was dann der Akt der Befreiung wäre. Genau dieser Befreiungsvorstellung widerspricht Žižek, und dies ist der zentrale Einfluss Lacans auf ihn, indem er betont, dass diesen veränderten Subjektivierungsweisen neue Formen von Herrschaft ent-

sibility. *Historicism* deals with the endless play of substitutions within the same fundamental field of (im)possibility, while *historicity* proper makes thematic different structural principles of this very (im)possibility. In other words, the historicist theme of the endless open play of substitutions is the very form of ahistorical ideological closure: by focusing on the simple dyad essentialism-contingency, on the passage from the one to the other, it obfuscates concrete historicity qua the change of the very global structuring principle of the Social.” (2000: 112)

springen, die gänzlich falsch verstanden sind, wenn man sie als Überbleibsel der herrschaftlichen Struktur des Ödipalen auffassen wollte.

Žižek lehnt sich hier an Überlegungen Lacans an, die dieser Ende der 1960er Jahre, also während der Studentenunruhen, in seinen Seminaren, insbesondere in den Seminaren XVI und XVII (Lacan 2006; 1991), anstellte. Lacan führt darin aus, dass das Verschwinden der väterlichen Autorität nicht einfach eine ‚befreite‘ Subjektivität zur Folge habe, sondern dass anstelle des väterlichen Verbotes vielmehr ein Ideal tritt, das sich nun seinerseits an dem vormals verbotenen Genießen orientiert.¹² Man könnte auch sagen, dass das Ich-Ideal, das unser Über-Ich maßgeblich prägt, sich nicht länger entlang von Verboten herausbildet, sondern sich unmittelbar mit dem Genießen verbindet. Der paradoxe Effekt davon ist, dass unsere Über-Ich-Struktur nun selbst an dieses Genießen gekoppelt ist; das Über-Ich selbst gebietet nun den Genuss. „Genieße!“ ist deshalb Lacans Formel für dieses merkwürdige Phänomen, das uns an unserem nicht-gelebten Genießen schuldig werden lässt und uns damit unweigerlich in einen gnadenlosen Imperativ zur Optimierung unseres Lusterlebens verstrickt. Ob es sich nun um die Austarierung der für unseren genetischen Code optimalen Nahrung handelt oder um den lesbischen Kinderwunsch, von der Wellness-Woche über das tägliche Yoga bis hin zur Entfaltung der eigenen Biodiversität steht das eigene Wohl, das wir darin verfolgen, paradoxerweise gleichzeitig unter einem enormen Leistungsdruck. Lacan meint deshalb mit dem Imperativ zu Genießen nicht lediglich, dass wir in einer hedonistischen Gesellschaft leben, in der die Individuen, indem sie ihren Vorlieben nachgehen, ihre sozialen Pflichten vernachlässigten. Vielmehr ist es so, dass das Genießen selbst zur vorrangigen sozialen Pflicht geworden ist.

Diese Über-Ich-hafte Besetzung des Genießens ist deshalb ein zentrales Element dessen, was man als Lacans Gegenwartsdiagnose bezeichnen kann: Spätkapitalistische Gesellschaften zeichnen sich für Lacan durch den Übergang vom „Diskurs des Herrn“ als der traditionellen Form der ödipalen Struktur zu dem aus, was er nun als „Diskurs der Universität“ bezeichnet. Damit meint er die Verlagerung der Autorität – und darum ist das Ganze nicht weniger herrschaftsförmig – auf ein Expertenwissen, das er durch ein brisantes Ineinandergreifen von technokratischer Bürokratie und einem ex-

12 Mit diesem Genießen ist in der Psychoanalyse zunächst die ursprüngliche Vereinigung mit der Mutter gemeint; in der ödipalen Theorie trennt der Vater diese Dyade, wobei diese Triangulierung dem Kind eine eigenständige Entwicklung ermöglicht. Diese Ursprungssituation ist jedoch nicht als reale Konstellation zu verstehen, sondern eher als eine Interpretation *ex post*, in der eine für immer verlorene Erfülltheit (die es so nie gab) imaginiert wird.

zessiven obszönen Genießen als sozusagen deren verdeckte Unterseite gekennzeichnet sieht.¹³

Žižek beschreibt dies als eine „postmoderne ‚De-Entfremdung‘“, worin „die Spannung zwischen meinen innersten idiosynkratischen, kreativen Impulsen und der Institution, die diese nicht schätzt oder sie sogar unterdrücken will, um mich zu ‚normalisieren‘“, weitgehend in sich zusammengefallen ist: „Wir haben es hier also mit einer höchst seltsamen Allianz zwischen dem rebellischen und subversiven Kern meiner eigenen Persönlichkeit, meinem ‚Kobold der Perversität‘, und einer externen Körperschaft zu tun.“ (Žižek 2001: 513f.) Die Krise der „symbolischen Investitur“¹⁴ – die Krise, ein symbolisches Mandat, eine symbolische Identität anzunehmen – hat also eine Kehrseite. Während wir ursprünglich als Entschädigung für den Verzicht auf ein Genießen eine symbolische Identität, bspw. eine Geschlechtsidentität, bekamen, sind wir nun genau in der umgekehrten Lage: Grundlegend ist heute, so Žižek, „der Verlust einer symbolischen Identität, in dessen Gegenzug und als Entschädigung für diesen Verlust wir von allen Seiten mit allerlei Formen und Vorrichtungen des Genießens bombardiert werden.“ (2004: 145) „Folgt nicht daraus“, fragt deshalb Žižek, „dass der skeptische Standpunkt, man solle gesellschaftliche Ideale und Identifikationen nicht ernst nehmen, ebenfalls seine Gültigkeit verloren hat, da dieser Skeptizismus ganz eigentlich bereits das fundierende Merkmal der gegenwärtigen hegemonialen Ideologie ist, die gerade nicht länger auf der Ebene der Ideale und der Identifikationen operiert, sondern ganz unmittelbar auf der Ebene des Genießens?“ (2004: 113)

Massimo Recalcati beschreibt dies als eine „paradoxe Idealisierung der De-Idealisierung“ (Recalcati 2007a: 76/10), die zu einer neuartigen Form eines „postideologischen Totalitarismus“ führt (ebd.: 7ff.), der sich nicht länger an einem Ideal, sondern einzig und allein am Ziel der Vermehrung der Güter orientiert. Ähnlich sieht Žižek die Gefahr des Kapitalismus darin, dass er, obwohl oder gerade insofern er global agiert und damit die ganze Welt umfasst, zu einer „Weltlosigkeit“ führt, in welcher einer Mehrheit der Bevölkerung gerade die Koordinaten einer bedeutungsvollen Orientierung verloren gehen. Diese dem Kapitalismus eignende Bewegung, „Bedeutung zu detotalisieren“, führt in Žižeks Worten zu einer *truth-outside-meaning*, zu einer

13 In seiner Unterscheidung von vier Diskursen, wie er sie im Seminar XVII macht (1991, 79ff.), führt Lacan aus, dass der „Diskurs der Universität“ der dem Kapitalismus affine Diskurs ist (1991: 206-208/123-125). Er spricht deshalb auch vom „Diskurs des Kapitalismus“ (1991: 126), resp. von einem kapitalistischen Subjekt (2006: 17); vgl. dazu auch Rouse/Arribas (2011: 210ff.), Recalcati (2007a+b) und McGowan (2004). Zum Diskursverständnis Lacans im Unterschied zu demjenigen der *Cultural Studies* vgl. den Abschnitt 3.2.

14 Žižek verwendet diesen Begriff in Anlehnung an Eric Santner; vgl. hier Žižek (2004: 145).

„Wahrheit außerhalb der Bedeutung“¹⁵, die keinen ideellen Referenten hat. An dessen Stelle tritt, wie Recalcati in Anlehnung an Jean-Claude Milner formuliert, eine Art neutralisierte Macht, die der „absoluten Herrschaft der Sachen“ folgt (Recalcati 2007a: 78f.). Recalcati meint damit „ein durch das wissenschaftlich-technische Wissen und dessen Praktiken“ angeleitetes, damit letztlich aber despotisches Gebot, das Leben gemäß der Objektivität eines Maßes des Guten politisch zu verwalten und damit das Genießen nicht nur zu objektivieren, sondern es im selben Zug gewissermaßen zu optimieren.¹⁶

Diese „Politik des Genießens“ – Žižek spricht beispielsweise von einer „Verteilung oder Regulierung des Genießens“ (2004: 113f.), womit er alle möglichen Diskurse über Formen von Belästigungen, aber auch allgemeiner alle Antidiskriminierungsdiskurse meint, was man vielleicht überhaupt als eine neue Form von Biopolitik auffassen müsste –, diese These, dass das Genießen nun zu einem eigenen Gegenstand der Politik geworden ist, findet im Umfeld der *Ljubljana School of Psychoanalysis* verschiedenste Ausprägungen. So spricht beispielsweise Alenca Zupančič davon, dass wir heute nicht so sehr an einem Genießen gehindert werden, sondern vielmehr mit einer neuen Ausbeutungsform konfrontiert sind, die direkt auf das Hindernis am Genießen zielt. Genießen ohne Hindernis führt aber, so Zupančič in Anlehnung an Lacan, letztlich zu einem „Genießen ohne Genießen“.¹⁷ Das heißt, es gilt zu denken, dass wir heute paradoxerweise einer Negativität enteignet werden. Und dies führt nicht einfach ins Paradies, sondern in komplexe psychische Lagen. Denn diese Omnipräsenz der Möglichkeiten ist gleichzeitig eine Potenzierung der Unmöglichkeit. Wenn einzig das Unmögliche unmöglich ist, ist das gleichzeitig auch ein Befehl, jeden, auch nicht vorhandenen, Möglichkeitsraum auszuschöpfen. Zupančič (vgl. 2006: 174f.) spricht deshalb in diesem Zusammenhang von einem brisanten, für den Kapitalismus konstitutiven Nebeneinander einer fortwährenden Produktion immer neuer Differenzen, die darin gleichzeitig laufend an Bedeutung verlieren. Der Kapitalismus ist so der wichtigste Förderer von Differenzen, aber er ist gleichzeitig auch jener Mechanismus, der eben diese Differenzen marktförmig aufhebt

15 Žižek 2005: 241f. Žižek fragt denn auch, wie überhaupt in „ein Universum, das bereits in sich ‚welt-los‘ ist und das zu seiner Reproduktion nicht länger eingefasst werden muss durch die Zwänge einer ‚Welt‘“ politisch interveniert werden kann (2005: 242). Zu diesem ‚Bedeutungsverlust‘ von Wahrheit vgl. auch Casale (2008: 203).

16 Recalcati 2007a: 66. Vgl. dazu Milner (2005). Recalcati bezieht sich hier auf eine Formulierung Lacans, der in seinem Ethik-Seminar vom „Dienst an den Gütern“ spricht (1996: 262/383).

17 Zupančič 2006: 172. Wir kennen das in Form von koffeinfreiem Kaffee, fettfreiem Fett, rauchfreien Zigaretten... Zupančič bezieht sich hier auf Lacans Kommentare (vgl. u.a. 2006: 393-399/405; 1991: 202-207, 239f.; 2001: 434ff., 509-545, insb. 521ff./529ff.) zu jenem die 68er Befreiungsbewegung leitenden Slogan *Jouir sans entrave*, ein Genieße ohne Hindernis, was letztlich zu einer Unmöglichkeit in sich selbst führt.

und ausgleicht. Dies mag seine Vorliebe für den Liberalismus erklären: warum der Kapitalismus zum größten Fürsprecher aller möglichen freiheitlichen Rechte und hier insbesondere des Rechts auf Andersheit geworden ist und warum er im selben Zug der größte Deaktivator eines tatsächlich befreienden oder subversiven Potentials ebendieser Differenzen ist (Zupančič 2002: 73). Und ich meine, dass das Auftauchen multipler Identitäten in genau diesem Zusammenhang gesehen werden muss.

Es ist klar, dass das dekonstruktive Geschlechter-Verständnis diesen Umbruch nicht erfassen kann: Im Rahmen seiner theoretischen Grundannahmen zielt Macht in ihrem Effekt immer auf die Herstellung einer kohärenten geschlechtlichen Identitätsposition und damit auf das, was im Kontext der Lacanschen Psychoanalyse ein symbolisches Mandat geheißen wird und von welchem Lacan gerade zeigt, dass es gegenwärtig in Auflösung begriffen ist. Aus dieser Perspektive betrachtet ist heute nicht mehr die Identitätsfestlegung und damit die normative Einschränkung einer angeblichen Vielfalt unser Problem, sondern umgekehrt gerade das, was ich hier als die Verführung durch eine in Aussicht gestellte Pluralität bezeichnen würde.

3.2. Exkurs: Das Subjekt im Lacanschen Verständnis

All dies lässt sich nur vor dem Hintergrund des spezifisch psychoanalytischen Subjektverständnisses verstehen. Ohne dies hier ausführen zu können, möchte ich den zentralen Unterschied zu dem gegenwärtig in den *Gender Studies* vorherrschenden Verständnis geschlechtlicher Subjektivierung anhand der unterschiedlichen Funktion, die „dem Diskurs“ darin zukommt, veranschaulichen. Während in Anlehnung an Judith Butlers Überlegungen das Diskursive als ein Set normativer Anrufungen fungiert, das bestrebt ist, normierte Identitäten festzuschreiben, ist der Diskurs im Sinne Lacans ein gesellschaftliches Band (vgl. Lacan 2001: 446; vgl. Lacan 1991: 79-95), welches einer konstitutiven Unmöglichkeit in der Subjektgenese eine historisch je wandelbare Form verleiht. Der vom Subjekt beim Eintritt in die Gesellschaft zu leistende Verzicht bringt in diesem einen nicht-assimilierbaren „Überschuss“ oder „Rest“ hervor (Dolar 1991: 21/25), der seinem Genießen als Effekt eines unwiederbringlichen Verlustes eine – historisch spezifische – Ausformung gibt: Die je historisch feststellbaren unterschiedlichen Weisen der Subjektivierung sind unterschiedliche Formen, mit dieser Unmöglichkeit des Genießens zurande zu kommen. Die offenbar historisch immer wieder von Neuem notwendig werdenden Transformationen des Kapitalismus scheinen sich dabei gerade der Möglichkeit zu bedienen, dass die Weisen, mit der Unmöglichkeit des Genießens (nicht) zurande zu kommen, historisch wandelbar sind: *Plus-de-jour* – Mehrgenießen, ein Wort, das Lacan in Anlehnung an Marx' Mehrwert, *plus-value*, kreiert und das in sich die beiden As-

pekte eines „Mehr“ und einer Unmöglichkeit vereint, ist dabei das Element, das verschiedene Ausformungen erhalten kann und sozusagen die Andockstelle im Subjekt für das Greifen der Diskurse bildet.¹⁸ In seinem Seminar XVII unterscheidet Lacan deshalb seit dem entstehenden Kapitalismus vier solche Diskurse als historisch je unterschiedliche Weisen der Subjektivierung, was es ihm insbesondere ermöglicht, für die jüngste Transformation eine eigene Beschreibung zu finden.

In diesem Sinn jedoch ist das psychoanalytische Subjekt resp. das französische *sujet stricto sensu* das Gegenteil dessen, was in den englischsprachigen *Cultural Studies* als *identity* fungiert: Das Subjekt ist das Korrelat dessen, was von der symbolischen Anrufung nicht erfasst werden kann, es ist nicht dessen Verwirklichung, sondern dessen Überschuss. Dies jedoch nicht in dem Sinne, dass das Subjekt der Anrufung vorgängig wäre. Dieser Rest, dessen Korrelat das Subjekt ist, entsteht vielmehr erst als eine Art Co-Effekt der Anrufung; als das für das Subjekt zugleich Intimste, das sich gleichwohl einem äußeren Eingriff verdankt.¹⁹ In Mladen Dolars Worten ist deshalb das Subjekt „genau das Scheitern“, das Subjekt zu werden; „das psychoanalytische Subjekt ist das Scheitern, ein Althussersches Subjekt zu werden“, wozu er weiter ausführt: „Für Althusser ist das Subjekt das, was die Ideologie funktionieren lässt; für die Psychoanalyse entsteht das Subjekt, wo die Ideologie scheitert.“ (Dolar 1991: 12)²⁰ Im Fall der *Cultural Studies* fungieren Ideologien demnach als Schließungen der grundsätzlich multiplen, oftmals widersprüchlichen Subjektanrufungen; Ideologiekritik wäre somit die Offenlegung dieser Multiplizität und Widersprüchlichkeit jeder Identitätszuschreibung. Im Falle der Psychoanalyse hat die Ideologie hingegen die Funktion, phantasmatisch die signifikante Lücke des fehlgeschlagenen Subjekts auszukleiden, das heißt, als eine Art Stöpsel für die Leere des als grundsätzlich gespalten vorgestellten Subjekts zu dienen.²¹ Und als ein solcher Stöpsel können, je nach

18 Vgl. zur Herleitung von *plus-de-jouir* Lacan 2006: 17-19; 1991: 49/92/123/206-208.

19 Daher spricht Lacan von diesem Rest als ein für das Subjekt „ex-times“ Objekt (Lacan 1996: 171). Dolar erläutert dazu: „Er ist der Punkt der Äußerlichkeit gerade im Kern der Innerlichkeit, der Punkt, an dem das Innerste das Äußerste berührt und wo eine Art Materialität sich im Intimsten befindet. Die Konstitution der Subjektivität ist nicht ohne diesen intimen äußeren Kern zu denken.“ (1991: 13)

20 Dolar 1991: 12; vgl. zur Erläuterung weiter: „Die unterschiedlichen subjektiven Strukturen, die die Psychoanalyse entdeckt und beschrieben hat (...), stellen einfach unterschiedliche Formen dar, mit diesem Rest, dieser Unmöglichkeit, Subjekt zu werden, umzugehen. Und ebenso ist es auf der gesellschaftlichen Ebene, auf der Ebene des Diskurses als eines gesellschaftlichen Bandes – die vier Grundtypen des Diskurses, wie sie von Lacan festgelegt wurden, stellen vier Weisen dar, diesen Rest in Angriff zu nehmen. Die Anrufung hingegen ist eine Möglichkeit, ihm auszuweichen.“ (ebd.)

21 Zu einer dezidierten Kritik am Subjektverständnis der *Cultural Studies* vgl. auch Copjec (2004: 234ff.; 1989: 235).

historischer Epoche, multiple Subjektpositionen ebenso dienen wie normative Geschlechtsidentitäten.

Es ist wohl dies, was Žižek meint, wenn er auf Judith Butlers Vorstellung von Subversion beziehend in einem Interview aus dem Jahr 1993 sagt:

„Was ist das Bild des ‚Feindes‘, das dieses Werk impliziert? In *Gender trouble* ist der Feind jemand, der identitär, patriarchal oder phallokratisch genannt werden kann. Mein Punkt ist ganz einfach: das ist heute nicht der Feind. Um es in einer marxistischen Terminologie zu sagen: Die Form von Subjektivität, welche der Spätkapitalismus produziert, ist nicht länger patriarchal-identitär. Die vorherrschende Form der Ideologie heute ist genau die der multiplen Identitäten. Wenn wir dieses Spiel spielen – nicht männlich, nicht weiblich, sondern vielmehr alle Möglichkeiten offenhalten –, dann spielen wir genau das spätkapitalistische Spiel. (...) Es ist genau aus diesem Grund, dass ich finde, dass Butlers politisches Projekt vollständig innerhalb des liberal-demokratischen Rahmens bleibt.“ (Osborne 1996b: 42)

In vielerlei Hinsicht erinnert Žižeks Kritik an die Kritik, die Michel Foucault einst gegenüber der Bewegung der sexuellen Revolution formulierte. Während dort jedoch die Befreiung der Libido im Zentrum stand, geht es den gegenwärtigen Sexualpolitiken eher darum, die multiplen Identitäten, die unter einer rigiden Identität festgehalten werden, zu befreien. Ob wir uns jedoch mit dieser Vorstellung nun zwar nicht in ein Sexualitätsdispositiv, sondern – um Foucaults Warnung zu adaptieren – in ein Dispositiv der Flexibilisierung verstricken, scheint angesichts der vielfältigen und oftmals widersprüchlichen Anforderungen, vor die sich heute vor allem Frauen gestellt sehen, eine mehr als berechtigte Frage. Denn zweifellos gibt es sie noch, die Ideologischen Staatsapparate. Doch gegenüber dem fordistischen System ist ihr Machteffekt ein grundsätzlich anderer: Unter dem Label der Gleichstellung scheint es heute vielmehr die De-Thematisierung von Geschlecht zu sein, die Machtwirkungen zeitigt.²²

4. Politische Implikationen: Das Geschlechterregime des Postfordismus

Wenn es also zu einfach ist, die heutige Geschlechterideologie schlicht als Festlegung auf eine normative und damit kohärente Geschlechtsidentität aufzufassen, wie haben wir uns dann vorzustellen, was uns gegenwärtig geschieht? Um diese Frage zu beantworten, möchte ich auf meine eingangs formulierte These zurückkommen, dass das gegenwärtige Geschlechterregime die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern weiter verschärfen wird,

22 Vgl. zu einer kritischen Befragung des Paradigmas der Gleichstellung auch Duden (2011).

dass sich aber diese Ungleichheit nicht länger über Normen vermittelt herstellt. Wollte man das gegenwärtige Geschehen erfassen, müsste man mit der kanadischen Politologin Janine Brodie (2004: 25) vermutlich vielmehr davon sprechen, dass sich das heutige Geschlechterregime durch ein schwer durchschaubares Nebeneinander einer gleichzeitigen „Intensivierung und Erodierung“ der Bedeutung von Geschlecht auszeichnet. Wenn wir heute als Marktteilnehmer adressiert und (re-)formiert werden, so geht damit gerade die Anforderung einher, im Namen der Vielfalt von unserem Geschlecht zu abstrahieren. Janine Brodie spricht deshalb davon, dass der neoliberale Umbau der Gesellschaft einer versteckten Geschlechteragenda folge, die sie als die gleichzeitige „Auslöschung und Neueinsetzung“ von Frauen als dem hauptsächlichsten Subjekt sozialstaatlicher Reformen beschreibt (ebd.: 20). Doch geschieht diese „Neueinsetzung“ mehr stillschweigend denn explizit. Zwar wird im Zuge des Sozialabbaus einerseits selbstverständlich davon ausgegangen, dass Frauen es sind, die die daraus erwachsenden Mehrarbeiten für die privaten Haushalte erneut in Form von Gratisarbeit übernehmen. Doch wird diese Zuständigkeit nicht mehr normativ vermittelt, denn gleichzeitig werden auch Frauen sehr wohl als geschlechtslose „Marktteilnehmer“ adressiert, die dem Markt unabhängig von ihren reproduktiven Aufgaben zur Verfügung stehen sollen. Geschlecht, so Brodie, ist damit als organisierendes Prinzip der Sozialpolitik verschwunden, was es Frauen zunehmend schwierig macht, „als Gruppe kollektive Ansprüche an den Staat in Bezug auf Gleichheit, Ressourcen oder Sicherheit zu stellen“ (ebd.: 27).

Wollte man diese Diagnose auf eine Formel bringen, so ließe sich sagen, dass wir es hier mit dem komplexen Ineinandergreifen einer Feminisierung der Lasten bei gleichzeitiger De-Thematisierung von Geschlecht zu tun haben. Dieses Ineinandergreifen lässt die Frauen spezifisch betreffenden Belange schwer greifbar werden – bspw. dass sie aus historischen Gründen mit den ökonomischen Konsequenzen der heute im Zuge neoliberaler Restrukturierung stattfindenden (Re)Privatisierung der sozialen Reproduktion in ganz anderer Weise konfrontiert sind als Männer, da diese ihr angestammtes Tätigkeitsfeld, nicht nur in den privaten Haushalten, sondern vor allem und vorrangig im lohnförmig vermittelten Care-Sektor tangiert – während ihnen gleichzeitig im Namen ihrer Gleichstellung vermeintlich alle Möglichkeiten offen stehen. Wenn alle Bürger vor dem Markt gleich sind und alle für Gleichstellung sind, so wird es mehr oder weniger unmöglich, die offenbar gleichwohl noch vorhandene kollektive Betroffenheitslage als solche zu artikulieren.

Hier jedoch scheint sich eine unheilvolle Verquickung mit der aktuellen Entwicklung innerhalb der feministischen Theorie selbst zu ergeben: In gewisser Weise arbeitet diese, wenn natürlich auch vollkommen unbeabsichtigt, dieser De-Thematisierung zu, indem sie die Existenz einer kollektiven Betroffenheitslage von Frauen und damit ihre Fassung in eine gesellschaftstheo-

retische Kategorie zunehmend selbst in Frage stellt. Zumindest aber ließe sich sagen, dass die gegenwärtig vorherrschende Geschlechterkonzeption in ihrer dekonstruktiven Ausrichtung die Veränderung in den staatlichen Machtapparaten und damit die Weise, wie diese die Menschen anruft, weder erfassen noch gar reflektieren kann. Dies liegt an der zugrunde liegenden Machtkonzeption. Wenn Macht primär als Normierung und diese wiederum als Identitätsfestschreibung aufgefasst wird, kann Subversion nur in der Anforderung pluraler Identitäten geortet werden. Hier gerät aus dem Blick, dass damit von Seiten der Kritik als Forderung erhoben wird, was längst als Anforderung von außen an uns herantritt. Die flexible Handhabung des eigenen *genders* gehört heute zur Schlüsselqualifikation jeder berufstätigen Frau – was nicht heißt, dass damit ihre realen Handlungsspielräume effektiv größer geworden wären. Vielmehr scheint die Vorstellung von der Verhandelbarkeit des eigenen *gender* von einem Instrument der Kritik längst selbst zu einer „politischen Technologie der Individuen“ geworden zu sein, wie Michel Foucault es für neoliberale Menschenführungstechniken als kennzeichnend beschreibt (Foucault 2005: 1015).

Diese Individualisierung findet auf der Ebene der Theorie ihre Entsprechung darin, dass eine historisch gewordene geschlechtliche Arbeitsteilung als Identität – *gender* – umgedeutet und damit, wenn nicht gar in die Verfügung der einzelnen Frau rückverlagert, so doch zumindest als Effekt ihres eigenen Handelns, ihres *doing gender*, ausgewiesen wird. Der darin implizierte Appell zu einem selbstverantwortlichen Umgang mit dem eigenen *gender* ist dabei gleichzeitig auch ein Köder: Die (vermeintliche) Möglichkeit zur (unendlichen) Diversifizierung des eigenen Selbst ist in dieser libertären Inaussichtstellung von (nicht vorhandenen) Möglichkeitsräumen gleichzeitig auch das ideologische Moment, das den Zumutungen der neoliberalen Restrukturierungen und der damit einhergehenden Feminisierung der Lasten zu einer Akzeptanz verhilft.

Wenn die These stimmt, dass wir es im gegenwärtigen Geschlechterregime primär mit einer De-Thematisierung von Geschlecht zu tun haben, so muss man schließen, dass diese Form der Subjektivierung mit dem dekonstruktiven Geschlechter-Verständnis nicht nur nicht erfasst werden kann, sondern dass, so betrachtet, dieses Verständnis selbst Teil der gegenüber dem Fordismus veränderten Subjektivierungsweise geworden ist. Ich meine deshalb, dass Fragen der Subjektivierung nicht losgelöst von den Produktionsverhältnissen und insb. den darin stattfindenden Veränderungen zu betrachten sind, wollen wir nicht in die Lage geraten, ungewollt genau den Erfordernissen dieser veränderten Bedingungen zuzuarbeiten und die Subversion an einem Ort zu sehen, der längst selbst zum Bestandteil der Erneuerungsbewegung des Kapitalismus geworden ist.

Literatur

- Annuß: Evelyn (1996): Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom. In: *Das Argument* 216, 38, 4, S. 505-524.
- Althusser, Louis (1977, franz. Orig. 1976): Ideologie und ideologische Staatsapparate. In: Ders.: *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. Hamburg/Westberlin: VSA-Verlag, S. 108-168.
- Brodie, Janine (2004): Die Re-Formierung des Geschlechterverhältnisses. Neoliberalismus und die Regulierung des Sozialen. In: *Widerspruch* 46, 24, 1, S. 19-32.
- Brown, Wendy (1995): *States of Injury. Power and Freedom in late Modernity*. Princeton: Princeton University Press.
- Butler, Judith (1991, engl. Orig. 1990): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2009, engl. Orig. 2004): *Die Macht der Geschlechternormen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Casale, Rita (2008): Die Vierzigjährigen entdecken den Feminismus. Anmerkungen zur Epistemologisierung politischer Theorie. In: *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* 26, 2, S. 197-207.
- Copjec, Joan (1989): Cutting up. In: Brennan, Teresa (Hrsg.): *Between Feminism and Psychoanalysis*. London: Routledge, S. 227-246.
- Copjec, Joan (2004, engl. Orig. 1994): Das Geschlecht und die Euthanasie der Vernunft. In: *Lies mein Begehren. Lacan gegen die Historisten*. München: P. Kirchheim Verlag, S. 233-268.
- Creydt, Meinhard (1993): Ästhetisierung und Ideologie. In: Ganßmann, Heiner/Krüger, Stephan (Hrsg.): *Produktion Klassentheorie. Festschrift für Sebastian Herkommer*. Hamburg: VSA-Verlag, S. 181-192.
- Dolar, Mladen (1991): *Jenseits der Anrufung*. In: *Gestalten der Autorität*. Wien: Hora Verlag, S. 9-25.
- Dolar, Mladen (1998): Introduction: The Subject supposed to enjoy. In: Grossrichard, Alain (Hrsg.): *The Sultans Court. European Fantasies of the East*. London: Verso, S. ix-xxvii.
- Duden, Barbara (2011): „Gleichstellung“ oder „Feminisierung“ der Lasten des neosozialen Umbaus? These zur Zeitgeschichte von Prekarisierung und Geschlecht. Vortrag gehalten im Rahmen des Kolloquiums am Historischen Seminar der Universität Hannover. Januar 2011. Ms. (unveröff.).
- Foucault, Michel (2005): Die politische Technologie der Individuen. In: Ders.: *Dits et Ecrits. Schriften Vierter Band*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 999-1015.
- Jameson, Frederic (1986): Postmoderne – zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus. In: Huyssen, Andreas/Scherpe, Klaus (Hrsg.): *Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 45-102.
- Hennessy, Rosemary (2000): *Profit and Pleasure. Sexual identities in Late Capitalism*. New York/London: Routledge.
- Kohlmorgen, Lars (2004): *Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lacan, Jacques (1986, franz. Orig. 1975): *Encore. Das Seminar. Buch XX (1972-1973)*. Weinheim/Berlin: Quadriga.
- Lacan, Jacques (1991): *L'avers de la psychanalyse. Le Séminaire. Livre XVII (1969-1970)*. Paris: Éditions du Seuil.

- Lacan, Jacques, (1996, franz. Orig. 1986): Die Ethik der Psychoanalyse. Das Seminar. Buch VII (1959-1960). Weinheim/Berlin: Quadriga.
- Lacan, Jacques (2001): Autre écrits. Paris: Éditions du Seuil.
- Lacan, Jacques (2006): D'un Autre à l'autre. Le Séminaire. Livre XVI (1968-1969). Paris: Éditions du Seuil.
- Laclau, Ernesto (1982): Diskurs, Hegemonie und Politik. In: Neue Soziale Bewegungen und Marxismus (Argument-Sonderband AS 78). Hamburg, S. 6-22.
- MacCannell, Juliet Flower (2006): More Thoughts for the Times on War and Death: The Discourse of Capitalism in Seminar XVII. In: Clemens, Justin/Grigg, Russell (Hrsg.): Jacques Lacan and the Other Side of Psychoanalysis. Reflections on Seminar XVII. Durham/London: Duke University Press, S. 195-215.
- McGowan, Todd (2004): The End of Dissatisfaction? Jacques Lacan and the Emerging Society of Enjoyment. New York: State University of New York Press.
- Miklitsch, Robert (1998): Screening Slavoj Žižek. In: The South Atlantic Quarterly: Psycho-Marxism: Marxism and Psychoanalysis Late in the Twentieth Century, 97, 2, S. 475-507.
- Milner, Jean-Claude (2005): La politique des Choses. Paris: Navarin.
- Osborne, Peter (Hrsg.) (1996a): Lacan in Slovenia. An Interview with Slavoj Žižek and Renate Salecel. In: Ders.: A Critical Sense: Interviews with Intellectuals. London: Routledge, S. 21-35.
- Osborne, Peter (Hrsg.) (1996b): Postscriptum. In: Ders.: A Critical Sense: Interviews with Intellectuals. London: Routledge, S. 36-44.
- Parker, Jan (2007): Lacanian Psychoanalysis and Revolutionary Marxism. In: lacanian ink 29, S. 121-139.
- Recalcati, Massimo (Hrsg.) (2007a): Forme contemporanee del totalitarismo. Torino: Bollati Boringhieri.
- Recalcati, Massimo (2007b): Lo psicoanalista e la città. L'inconscio e il discorso del capitalista. Roma: manifestolibri.
- Rouse, Howard/Arribas, Sonia (2011): Egocraca. Marx, Freud and Lacan. Zürich: Diaphanes.
- Soiland, Tove (2010): Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten. Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Soiland, Tove (2011): Zum problematischen Cultural turn in der Geschlechterforschung. In: Casale, Rita/Forster, Edgar (Hrsg.): Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft: Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 17-34.
- Vanier, Alain (2001): Some Remarks on the Symptom and the Social Link: Lacan with Marx. In: Journal for the Psychoanalysis of Culture & Society, 6, 1, S. 40-45.
- Žižek, Slavoj (Hrsg.) (1991): Gestalten der Autorität. Seminar der Laibacher Lacan-Schule. Wien: Hora Verlag.
- Žižek, Slavoj (1994, engl. Orig. 1991): Denn sie wissen nicht, was sie tun. Genießen als ein politischer Faktor. Wien: Passagen.
- Žižek, Slavoj (2000): Class struggles or Postmodernism? Yes please! In: Butler, Judith/Laclau, Ernesto/Žižek, Slavoj: Contingency, Hegemony, Universality. Contemporary Dialogues on the Left. London/New York: Verso.
- Žižek, Slavoj (2001): Die Tücken des Subjekts. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Žižek, Slavoj (2004): Iraq. The borrowed kettle. London/New York: Verso.

- Žižek, Slavoj (2005): Concesso non dato. In: Boucher, Geoff/Glynos, Jason/Scarpe, Matte (Hrsg.): *Traversing the Fantasy. Critical Responses to Slavoj Žižek*. Aldershot/Burlington: Ashgate, S. 219-255.
- Žižek, Slavoj (2009): *Auf verlorenem Posten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Zupančič, Alenka (2006): When Surplus Enjoyment Meets Surplus Value. In: Clemens, Justin/Grigg, Russell (Hrsg.): *Jacques Lacan and the Other Side of Psychoanalysis. Reflections on Seminar XVII*. Durham/London: Duke University Press, S. 155-178.

Die zaghafte Suche nach dem Subjekt der Veränderung

Schlaglichter auf marxistische und feministische Zeitdiagnosen im Anschluss an Tove Soiland

Stefan Schoppengerd

1. Einleitung

Die Herausgeberinnen dieses Bandes fragen auch nach den Konsequenzen theoretischer Überlegungen zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen für gesellschaftskritische Interventionen. In diesem Sinne möchte ich Tove Soilands Plädoyer für eine Aktualisierung feministischer Kapitalismuskritik aufnehmen und es mit neueren marxistischen und feministischen Beiträgen in Verbindung bringen, die sich über die Analyse gegenwärtiger sozioökonomischer Krisenphänomene um die Neuformulierung einer politischen Transformationsperspektive bemühen. Dabei ist nicht zuletzt die Frage zentral, welches (kollektive) Subjekt für ein solches Anliegen eigentlich adressiert werden kann. Die Frage nach Struktur, Subjekt und Geschlecht taucht in diesen Diskussionen also als Frage nach zu überwindenden Herrschaftsstrukturen, deren geschlechterpolitischen Implikationen und der Suche nach Möglichkeiten gemeinsamen Handelns auf.

Tove Soiland entwickelt ihre Position aus der Kritik an einer scheinbaren Radikalisierung gegenwärtiger Theoretisierungen von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen. Als wichtige Denkrichtung in der Geschlechterforschung macht Soiland jenes Paradigma der Dekonstruktion aus, welches nicht die *Gleichheit von Männern und Frauen* als Ziel betont, sondern auf die Verunsicherung und letztlich die Auflösung der Kategorien Mann und Frau zielt, und so Ungleichbehandlung, Diskriminierung und Ausbeutung im Geschlechterverhältnis bei der Wurzel zu packen beansprucht: Wo es keine Männer und keine Frauen gibt, können diese auch nicht in einem Herrschaftsverhältnis zueinander stehen. Die Freiheitsverheißung, die mit dieser Perspektive verbunden ist, beinhaltet die Auflösung streng normierter Geschlechtsidentitäten zugunsten einer unabgeschlossenen Vielfalt der geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen.

Damit allerdings, so Soilands zentrales Argument, verfehlt diese Sichtweise eine angemessene kritische Positionierung gegenüber entscheidenden gesellschaftspolitischen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte. Sie untermauert dies mittels einer Rezeption der Zeitdiagnose der marxistisch-psycho-

analytischen *Ljubljana School*, namentlich der Arbeiten von Slavoj Žižek und Alenka Zupančič. Diesen entnimmt sie die Beschreibung einer Gesellschaft, die sich gegenüber dem fordistischen Kapitalismus der 1960er und 1970er Jahre tiefgreifend gewandelt hat: Herrschaft operiert demnach nicht mehr in erster Linie über einengende Normierung, Konformitätszwang und Anpassungsdruck, sondern im Gegenteil über die permanente Abrufung des Individuellen, Kreativen und Nonkonformistischen. Die wichtigsten Imperative verlangen nicht Selbstbeschränkung, sondern lauten „Optimiere Dich selbst!“ und „Geniesse!“.

Vor diesem Hintergrund gehen dann, so Soiland weiter, die scheinbar radikalen Absichten der Gender-Dekonstruktion eine ungewollte Allianz mit der gegenwärtigen Herrschaftsordnung ein und können ihr Befreiungsversprechen nicht einlösen, weil sie deren wesentliche Strukturen mit ihrem begrifflichen Instrumentarium nicht kritisieren können. Eine treffende Zeitdiagnose müsste demgegenüber bei der Einspannung der geschlechtlichen Subjekte in die Strukturen von Produktion und Reproduktion ansetzen, mithin die Formulierung einer feministischen Kapitalismuskritik anstreben.

Die besondere Originalität von Soilands Beitrag besteht in der feministischen Aneignung der Lacan'schen Psychoanalyse und deren Verbindung mit der Kritik der politischen Ökonomie. Mit der Konsequenz, eine Reformulierung feministischer Kapitalismuskritik anzumahnen, steht sie nicht allein: Das international prominenteste Beispiel für eine ähnliche Positionierung dürfte von Nancy Fraser stammen, die Anfang 2009 – also kurz nach der Zuspitzung der „Finanzkrise“ im Zusammenbruch der *Lehman Brothers* – in der *New Left Review* eine Kooptation feministischer Anliegen durch neoliberale Strategien konstatierte; möglich geworden war diese Hegel'sche „List der Geschichte“ demnach auch durch eine Konzentration feministischer Theorie und Praxis auf Probleme kultureller Anerkennung und eine damit einhergehende Missachtung ökonomischer Ausbeutungs- und Ungleichheitsstrukturen. Gerade angesichts der Krise, die diese Problemlagen noch zu verschärfen drohe, sei hier eine feministisch-kapitalismuskritische Kurskorrektur notwendig: „This is a moment in which feminists should think big“ (Fraser 2009: 117).

Nun gehört, wie Soiland mit Slavoj Žižek argumentiert, die dynamische Wandlungsfähigkeit zu den Grundmerkmalen des Kapitalismus – „Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisepoche vor allen anderen aus“, heißt es bereits im kommunistischen Manifest (Marx/Engels 1959: 465). Scheinbar paradox sagt Soiland dann mit Žižek, dass trotz allem dynamischen Wandel „etwas gleich bleibt, nämlich der Kapitalismus“ (Soiland 2012: 101). Ihre Ausführungen beziehen sich aber nicht in erster Linie auf dieses Gleichbleibende, sondern auf die Veränderungen der Subjektivierungsweisen. Ich möchte hingegen im Folgenden zunächst einen Blick darauf werfen, wie dieses Gleichbleiben des

Kapitalismus verstanden werden kann. Dazu ziehe ich eine anders gelagerte marxistische Zeitdiagnose heran, die sich auf den gleichen historischen Zeitraum bezieht wie die Ausführungen von Tove Soiland (Übergang vom Fordismus zum Postfordismus), dabei aber das Fortdauern der spezifischen Irrationalität des kapitalistischen Akkumulationsprozesses fokussiert: das Theorem der „strukturellen Überakkumulation“. Mit diesem werden die aktuellen ökonomischen Krisenprozesse in einer längerfristigen Entwicklungslinie verortet und eben als Resultat des Gleichbleibens kapitalistischer Unvernunft erkennbar (Abschnitt 2). Diese kritische Perspektive auf ökonomische Strukturen muss allerdings in Verbindung gesetzt werden mit der zentralen feministischen Einsicht, dass eine kapitalistische Ökonomie notwendigerweise auf Voraussetzungen beruht, die sie selbst nicht gewährleisten kann. Dazu zählt nicht zuletzt die Existenz arbeitsfähiger Menschen. Dieses Problem wird wesentlich über hierarchische Geschlechterverhältnisse „gelöst“. Um dies zu fassen, ziehe ich die auch von Soiland angesprochene Diskussion um Widersprüche in der gegenwärtigen Ausgestaltung des Verhältnisses von kapitalistischer Ökonomie und reproduktiver Arbeit heran, verdichtet im Begriff der „Reproduktionskrise“ (Abschnitt 3).

An beide Krisenbeschreibungen – „strukturelle Überakkumulation“ und „Reproduktionskrise“ – heften sich in der jeweiligen Diskussion Überlegungen zu Perspektiven, Alternativentwürfen und Transformationsstrategien, sowie zur Frage, wer eigentlich das Subjekt einer Überwindung der krisierten Strukturen sein könnte. Das ist zum einen bemerkenswert, weil eine solche Debatte nach dem Triumph des Kapitalismus in den 1990er Jahren weitgehend verebbt war. Zum anderen, so wird abschließend argumentiert, zeigen sich gerade in der Suche nach Transformationsperspektiven Konvergenzen marxistischer und feministischer Kritikansätze, die eine Weiterarbeit an möglichen Verknüpfungen lohnenswert erscheinen lassen (Abschnitt 4).

2. „Überakkumulation“ als Strukturproblem des Gegenwartskapitalismus

Zu den Grundannahmen der Kritik der politischen Ökonomie in Marx'scher Tradition gehört die notwendige Wiederkehr von Krisen im Kapitalismus: Wirtschaftskrisen sind demzufolge keine Zufälle und werden auch nicht als behebbare Fehler im Rahmen eines an sich stets funktionstüchtigen ökonomischen Prozesses betrachtet. Stattdessen werden sie als notwendiger Bestandteil eines Systems gesehen, dessen Kern die Profiterwirtschaftung miteinander konkurrierender Einzelkapitale ist.

Für die Erklärung dieser systemischen Krisenhaftigkeit gibt es unterschiedliche theoretische Begründungsmuster (vgl. Sablowski 2003). In der

Diskussion der letzten Jahre um die angemessene Charakterisierung der derzeitigen Krisenhaftigkeit der Weltwirtschaft wird vorrangig auf das Theorem der „Überakkumulation“ zurückgegriffen (Krüger 2008; Brenner 2009; Huffschild 2009: 5ff.; Roth 2009: 60f.; Candeias 2011). Demnach lässt sich bereits seit den 1970er Jahren beobachten, dass die Möglichkeiten profitabler Re-Investitionen der Profite im industriellen Sektor nicht ausreichen, um der Gesamtheit des vorhandenen Kapitals Wege der weiteren Verwertung zu eröffnen. Hierin liegt eine wesentliche Triebkraft der seither vollzogenen Expansion der Finanzmärkte, die das grundsätzliche Problem aber nur verlagert: Auch Finanzkapital ist zu seiner Verwertung auf Investitionsmöglichkeiten angewiesen, die nur begrenzt zur Verfügung stehen. Das Geld selbst arbeitet eben nicht – und wo es vorübergehend so scheint, hat man es mit einer jener „Blasen“ zu tun, die früher oder später „platzen“.¹

Bei David Harvey ist die Diagnose struktureller Überakkumulation Ausgangspunkt einer Theorie des neuen Imperialismus und seiner Kritik der „Akkumulation durch Enteignung“. Harvey versucht so, die Vorstellung einer permanent notwendigen „Landnahme“ durch das Kapital zu aktualisieren. Ursprünglich stand diese im Mittelpunkt von Rosa Luxemburgs Theorie des Kolonialismus – das Kapital muss sich stets weiter auf dem Erdball ausdehnen, um sich vermehren zu können (und, so die längst enttäuschte Hoffnung Luxemburgs: ist dieser Prozess an seine natürlichen Grenzen gestoßen, kommt auch der Kapitalismus an sein Ende). Denn derartige Expansionen sind aber auch dadurch möglich, dass gesellschaftliche Sektoren und soziale Beziehungen, die bislang nicht nach Verwertungsmaßstäben organisiert waren, als Anlagesphäre erschlossen werden – die Landnahme richtet sich dann nach „innen“.² Sie bietet vorübergehende Lösungen für das Problem der Überakkumulation, ist aber mit sozialen Verwerfungen verbunden, wenn sie sich etwa als Privatisierung von sozialen Sicherungssystemen oder als Kommodifizierung vormaliger Gemeingüter darstellt (z.B. in der Patentierung von Saatgut).

1 Robert Brenner hat dies in seiner Studie zur Krise der so genannten new economy an der Jahrtausendwende gezeigt: Demnach handelte es sich schon bei der „Dotcom-Blase“ um Versprechen auf Kapitalverwertung, die vor dem Hintergrund gesunkener Profitabilität im industriellen Bereich als Ausweg erscheinen mochten. Die in Form von Aktien gehandelten Ansprüche auf zukünftige Gewinne der zahlreichen startups erwiesen sich bald als uneinlösbar (vgl. Brenner 2002). Die US-amerikanische Notenbank begegnete dieser Krise mit einer entschiedenen Niedrigzinspolitik, die wiederum das Aufblähen der nächsten Blase einleitete – diesmal im Markt für Immobilien und Hypotheken (vgl. Brenner 2004).

2 Aus feministischer Perspektive wurde auf das Landnahme-Konzept von Luxemburg zurückgegriffen, als die so genannten „Bielefelderinnen“ (Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen, Claudia von Werlhof) ihren Begriff von „Frauen als letzter Kolonie“ entwickelten.

Die Beispiele Brenner und Harvey machen deutlich, dass das Problem struktureller Überakkumulation schon deutlich vor Ausbruch der Weltwirtschaftskrise 2007 diskutiert wurde. Damit kann freilich nicht beansprucht werden, dass eine genaue Analyse der gegenwärtigen Krise an diesem Punkt stehen bleiben könnte: Warum sie ausgerechnet im US-amerikanischen Immobiliensektor ihren Ausgangspunkt genommen hat ist damit keineswegs erklärt (s. dazu Evans 2008). Das bedenkenswerte an der Überakkumulationsperspektive besteht aber darin, dass sie im Widerspruch zu jenen Erklärungsversuchen steht, die die Krise lediglich durch Fehlentscheidungen einzelner Akteur/innen begründet sehen. Anders ausgedrückt: Der Fehler liegt aus dieser Sicht nicht bei einzelnen Spieler/innen oder in einzelnen Spielzügen, es sind die fundamentalen Spielregeln selbst, die fehlerhaft sind.

Augenfällig ist dennoch, dass die wichtigsten „Spieler“ auf diesem Feld häufig ein Merkmal teilen: Sie verkörpern einen bestimmten Typus von Männlichkeit, der auf „Konkurrenz, Kampf und Dominanz“ geeicht ist (Kurz-Scherf 2009: 36). In Teilen der öffentlichen Debatte wurde daraus der Schluss gezogen, eine Auswechslung der Männer in den Banken und Börsen durch Frauen wäre eine geeignete Maßnahme zur Krisenprävention (vgl. dazu Wichterich 2011: 139). Eine solche Position ist freilich unhaltbar – sie impliziert nicht nur problematische Essentialismen; sie trägt auch dazu bei, erneut den Mythos von der Möglichkeit eines Kapitalismus ohne Krisen zu bestärken (der sich allerdings in seinen unterschiedlichen Varianten bisher als ebenso fragwürdig erwiesen hat wie jene linken Prophezeiungen der baldigen Selbsterstörung des Kapitalismus). Das wiederum bedeutet nicht, dass Bestrebungen zur Erhöhung des Frauenanteils im Finanzsektor falsch wären; solche Schritte sollten nur nicht über ihren unmittelbaren Zweck der Beseitigung von Diskriminierung hinaus als umfassende Krisenlösungsstrategie missverstanden werden: „Eingedenk der befestigten Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses in der politischen Ökonomie wird eine Veränderung des Geschlechterproporz allein [...] wenig bewirken“ (Kurz-Scherf 2009: 38).

Wenn emanzipatorische Politik also darüber hinaus auf die Änderung grundsätzlicher Strukturen abstellen sollte, dann lässt sich dafür an dieser Stelle immerhin schon folgendes festhalten: Die Diagnose einer grundsätzlichen Verrücktheit des Kapitalismus – das Problem besteht in einem Zuviel an akkumuliertem Reichtum – berechtigt auch zu etwas vorsichtigem Optimismus: Wenn dies nämlich zutrifft, dann bedeutet es zumindest, dass es nicht allgemeiner Mangel ist, der die Krise und die damit verbundenen sozialen Probleme ausgelöst hat. Was durch diese Problembeschreibung nahegelegt wird, ist eine Strategie der Umverteilung von Reichtum, die zugleich strukturelle Änderungen in Richtung einer bedürfnis- statt profitorientierten Wirtschaftsweise einleitet. Die Konkretisierung einer solchen Strategie kann auf die Einbeziehung feministischer Positionen und Wissensbestände nicht verzichten.

3. Feministische Krisendiagnosen

Ein wesentlicher theoretischer Einsatz der so genannten „Zweiten Frauenbewegung“ der 1970er Jahre bestand darin, sichtbar zu machen, dass gesellschaftliche Reproduktion sich keineswegs nur im Modus der (durch die Imperative der Kapitalverwertung dominierten) Herstellungs- und Produktionsprozesse vollzieht. Diese sind im Gegenteil höchst voraussetzungsvoll – nicht zuletzt bedürfen sie menschlicher Arbeitskraft. Geschaffen und aufrechterhalten wird diese Voraussetzung in einer hierarchischen Ordnung der geschlechtlichen Arbeitsteilung, in der die menschliche Reproduktion hauptsächlich in der Form unentgeltlicher Haus- und Sorgearbeit stattfindet, die üblicherweise von Frauen verrichtet wird. In dieser Idealform ist die Funktionsfähigkeit der Strukturen gesellschaftlicher Reproduktion allerdings inzwischen selbst fragwürdig geworden – ein Sachverhalt, der in feministischen Zeitdiagnosen als „Reproduktionskrise“ beschrieben wird.

Tomke König und Ulle Jäger umschreiben die „Krise der sozialen Reproduktion“ folgendermaßen: „Es ist nicht mehr von vornherein klar, wer sich wann und wie und mit wessen Hilfe von allen Arten der Arbeit erholen soll. Das ist der zentrale Aspekt der Reproduktionskrise.“ (König/Jäger 2011: 159) Das hat unterschiedliche Gründe. Zunächst einmal steckt in dem Zitat von König und Jäger die Behauptung, es sei einmal klar gewesen, wer sich zur eigenen Erholung auf wessen Arbeit verlassen könne. Das bezieht sich auf die fordistische Phase des Kapitalismus, die untrennbar mit der Norm der Ernährer- und Hausfrauenehe verknüpft war. Als Ideal hatte sich das Leben in Kleinfamilien durchgesetzt; dabei sollte der Mann ein ausreichend großes Einkommen haben, um Frau und Kinder mitversorgen zu können. Frauen dagegen waren in erster Linie auf ihre Rolle als Hausfrau festgelegt, die sich nicht zuletzt um das physische und psychische Wohl des Familienernährers zu sorgen hatte.

Dieser Lebensentwurf, der mit der hierarchischen Unterordnung von Frauen und mit ihrer ökonomischen Abhängigkeit vom Ehemann einherging, die auch durch die Sozialgesetzgebung gefestigt wurde, war ein zentraler Kritikpunkt der Zweiten Frauenbewegung. Exemplarisch nachvollziehen lässt sich das an zwei Schlüsseltexten dieser Bewegung: In ihrem Buch „Das andere Geschlecht“ charakterisierte Simone de Beauvoir – in der ihr eigenen existentialistischen Begrifflichkeit die Festlegung von Frauen auf den Haushalt als eine Festlegung auf die Sphäre der „Immanenz“, als ein Verhaftet-Sein im immer Gleichen, das, im Gegensatz zur männerdominierten Welt außerhalb des Hauses, keinen „transzendierenden“, freien Selbstentwurf zulasse (Beauvoir 2006). Ähnlich argumentierte Betty Friedan, die mit ihrer Kritik des an Heim und Herd geknüpften „Weiblichkeitswahns“ zur Ikone der US-amerikanischen Frauenbewegung werden sollte (Friedan 1970).

Hinsichtlich der sich aus dieser Kritik ergebenden Schlüsselforderung nach dem gleichberechtigten Zugang von Frauen und Männern zur Erwerbs-

arbeit war die Frauenbewegung seither relativ erfolgreich. So ist eine Voraussetzung der fordistischen „Lösung“ des Reproduktionsproblems nicht mehr mit der gleichen Selbstverständlichkeit versehen: „Die geschlechtliche Arbeitsteilung mit dem Mann als Alleinverdiener setzt die Bereitschaft der Frauen voraus, von einer eigenen Erwerbsbeteiligung abzusehen. Diese Voraussetzung ist seit der Bildungsreform und der Frauenbewegung der 1960er Jahre immer weniger gegeben.“ (König/Jäger 2011: 150) Dies ist aber nur die eine Seite der „Erosion des Familienernährermodells“. Das Ideal der heterosexuellen Kleinfamilie als „normaler“ Form des Zusammenlebens hat deutlich an Selbstverständlichkeit eingebüßt. Zudem ist eine Erosion ihrer ökonomischen Voraussetzungen festzustellen in Form von stagnierenden oder sinkenden Reallöhnen, Arbeitslosigkeit, schwindenden Garantien die Dauer der Arbeitsverhältnisse betreffend usw. Selbst wenn also am Ideal des Haushaltes mit nur einem Erwerbseinkommen festgehalten wird, ist es schwieriger zu realisieren (vgl. Winker 2011: 335). „Die im Zuge dieser Entwicklung notwendig gewordene Neuorganisation der Hausarbeit, die mit einer teilweisen Überführung der vormals von Frauen unentgeltlich verrichteten Dienstleistungen in die Warenförmigkeit einhergeht, hat nun aber erneut eine ökonomische Dynamik in Gang gesetzt, die zu einem zentralen Spannungsverhältnis spätkapitalistischer Produktion führt.“ (Soiland 2009: 412)

Wesentlich in diesem Spannungsverhältnis ist die Tatsache, das jene Tätigkeiten, die im Kern darin bestehen, für sich selbst und andere Menschen zu sorgen, einer Logik folgen, die nicht (oder nur in äußerst begrenztem Maße) mit Strategien der Rationalisierung und Produktivitätssteigerung nach industriellem Vorbild vereinbar sind (Soiland 2009: 412f.; Winker 2011: 337). Gleichwohl nehmen die alltäglichen Anforderungen an die Reproduktion sogar noch zu. Winker nennt einige Beispiele für Anforderungen an Familien, die trotz der Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt zu „Schaltstellen eines umfassenden und komplexen Managements“ werden:

„Wegen der nicht gesicherten Ganztagesbetreuung von Kindern ist es die Aufgabe von Eltern, primär von Müttern, mobil und flexibel für das warme Mittagessen, die Hausaufgabenbetreuung oder Fahrdienste zu Sport- oder Musikaktivitäten zur Verfügung zu stehen. Dazu kommt die aufgrund staatlicher Deregulierung und demographischer Entwicklung gleichermaßen wachsende Verantwortung für kranke und unterstützungsbedürftige Angehörige. Und auch die individuelle Reproduktion wird immer aufwendiger, da es gilt, die eigene Qualifikation fortwährend zu verbessern sowie einen eigenverantwortlichen Umgang mit permanenten Überforderungen und Gesundheitsrisiken zu erlernen. Insbesondere Frauen müssen die unterschiedlichen, durch die steigenden Anforderungen immer dichter werdenden Zeitpläne der Familienmitglieder synchronisieren und leiden selbst unter permanenter Zeitnot bzw. Stress.“ (Winker 2011: 335f.)

Das Konzept der Reproduktionskrise ist nicht nur deshalb von Interesse, weil es die Diagnose wichtiger Strukturprobleme der Gegenwartsgesellschaft, wie sie oben mit dem Theorem „struktureller Überakkumulation“ aufgerufen

wurden, um die vergeschlechtlichte Dimension zu ergänzen vermag. Damit wird auf Probleme im alltäglichen Leben verwiesen, die, obwohl sie in der Regel als individuelle Überforderung oder gar individuelles Scheitern erlebt werden, kollektive, gesellschaftliche Probleme sind, die entsprechend politisch (und nicht bloß individuell) bearbeitet werden müssen. Zugleich beinhaltet der Fokus auf die Reproduktionskrise eine Seite, die sich auch unter dem Aspekt der „konkreten Utopie“, des Auffindens von Emanzipationspotentialen in der Gegenwart, betrachten lässt:

„Der Feminismus hat – bei aller Zustimmung, dass kapitalistische Lohnarbeit nicht nur Entfremdung und Ausbeutung ist, sondern auch, wenn auch in verzerrter Form, soziale Anerkennung – darauf hingewiesen, dass die in der ‚Privatform‘ geleisteten Tätigkeiten und die Zeitstrukturen der individuellen Für- und Selbstsorge Potenziale enthalten, die auf ein freundliches, ökologisch sensibles und solidarisches Miteinander und auf gute Bedingungen für ein würdevolles Leben aller zielen.“ (Dölling 2011: 118; vgl. Haug 2011: 354)

Die Diagnose der „Reproduktionskrise“ stellt also eine notwendige Weitung des Blicks auf ökonomische Strukturen dar. Auch im „Finanzmarktkapitalismus“ bleibt das strukturelle Problem bestehen, die Anforderungen menschlicher Reproduktion mit jenen der Kapitalverwertung zu vermitteln. Zusätzlich scheinen hier auch Voraussetzungen einer Verwirklichung von Alternativen auf. Zunächst ist bereits die gegenwärtig alltäglich stattfindende Arbeit im Modus des Für-andere-Daseins ja eine mächtige Widerlegung des (neo)liberalen Irrglaubens vom stets ausschließlich auf den individuellen, persönlichen Nutzen orientierten *homo oeconomicus*. Dass Prinzipien wie Solidarität, Empathie oder Achtung der Schwachen dem menschlichen Wesen per se fremd seien, ist offensichtlich unwahr.

König und Jäger stützen diese Sichtweise durch ihre Auswertung qualitativer Interviews mit Paaren aus verschiedenen sozialen Milieus. Sie heben zum einen hervor, dass Prozesse der Aushandlung um die Zuteilung von Reproduktionsarbeit offenbar schichtübergreifend zunehmen, die selbstverständliche Zuweisung dieser Arbeit an Frauen mithin in Frage gestellt ist. Auch wenn die Realisierung des jeweils ausgehandelten Arrangements in der Praxis auf Schwierigkeiten stößt, zeigt sich zugleich, „dass Reproduktionsarbeit auch Qualitäten besitzt, die von Frauen und Männern als Relativierung, Korrektiv und gegenläufiger Impuls zu der derzeit hegemonial gesetzten Erwerbsarbeitszentrierung erfahren werden“ (König/Jäger 2011: 160). Die Perspektive einer gleichberechtigten Verteilung dieser Tätigkeiten zwischen Männern und Frauen unter Bedingungen, die zu ihrer Verrichtung ausreichende Ressourcen (nicht zuletzt: ausreichend Zeit) gewähren, könne sowohl von Männern wie von Frauen als gewinnversprechend angesehen werden (ebd.). Bei aller Persistenz der Ungleichverteilung unbezahlter Arbeit zu Lasten von Frauen ist damit eine gegenläufige Tendenz ausgemacht, an die eine Transformationsperspektive anschließen kann.

4. Neue Suche nach Alternativen

Dass eine Debatte um eine solche Transformationsperspektive überhaupt in wachsendem Maße stattfindet, ist eine durchaus bemerkenswerte Entwicklung: So hat Slavoj Žižek noch 1999 festgestellt, es sei einfacher geworden, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus.³ Das mag sogar nach wie vor zutreffend sein. Gleichwohl befördern verschiedene Krisenerscheinungen offenbar Versuche, dieser Perspektivlosigkeit zu entkommen. Auch haben seit der Jahrtausendwende vereinzelte Entwicklungen stattgefunden, die zusätzliche Bezugspunkte für derartige Überlegungen bieten. So war das Jahr 1999 auch der Zeitpunkt, an dem die globalisierungskritische Bewegung („Eine andere Welt ist möglich!“) erstmals von einer globalen Öffentlichkeit wahrgenommen werden sollte.

Als Beleg für das Aufleben einer Diskussion um alternative Gesellschaftsentwürfe sei hier zunächst auf eine Reihe von Schlagworten verwiesen: Was zuletzt in den 1970er und 1980er Jahren eine Blütezeit erlebt hat und als „Alternativökonomie“ bezeichnet wurde, wird unter dem Schlagwort „Solidarische Ökonomie“ mit neuer Aufmerksamkeit bedacht, insbesondere Versuche des kooperativen Wirtschaftens auf der Ebene von selbstverwalteten Betrieben, Genossenschaften und Kommunen (z.B. Giegold/Embshoff 2008; Notz 2010). Möglichkeiten der Demokratisierung größerer Wirtschaftszusammenhänge sind Gegenstand von neuen Diskussionen um „Wirtschaftsdemokratie“ sowie von Michael Alberts Konzept der „Parecon“, der Partizipatorischen Ökonomie (Albert 2006). Zumindest rhetorisch von besonders weitreichendem Anspruch sind Heinz Dieterichs „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ (Dieterich 2006) sowie Raul Zelikis Plädoyer für einen neuen „Communismus“ (Zelik 2011)⁴

Anhand der beiden letztgenannten Beispiele lässt sich eine wichtige Differenz ausmachen hinsichtlich der Haltung und des Geltungsanspruchs, mit dem solche gesellschaftlichen Alternativentwürfe vorgebracht werden. Dieterichs „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ ist ein hermetisches Modell, das vom Autor zur 1:1-Implementierung empfohlen wird. Ziel ist die „universale Basisdemokratie“ (Dieterich 2006: 13). Das wichtigste Problem besteht Die-

3 “A couple of decades ago people were still discussing the political future of humanity. Will capitalism prevail, or will it be supplanted by communism or another form of totalitarianism? They discussed this while silently accepting that somehow social life will continue. Today, on the contrary, we can easily imagine the extinction of human life, of the human race, or the end of the life on earth, but it is impossible to imagine a much more modest change of the social system — as if, even if the whole life on earth disappears, capitalism will somehow remain intact. Again, it’s possible to imagine the end of the world; it’s not possible to imagine the end of capitalism.” (Žižek 1999)

4 Zelik schreibt „Communismus“ nicht mit K, um die Differenz zum Sowjetkommunismus zu markieren und stattdessen einen historischen Bezug zur Pariser *Commune* herzustellen.

terich zufolge in der Umsetzung einer zugleich demokratischen, effizienten und gerechten Planung der Produktionsprozesse und der Güterdistribution; v.a. bedürfe es dafür einer präzisen Berechnung des Arbeitswertes. Sind die sozialistischen Gesellschaften des zurückliegenden Jahrhunderts an dieser Aufgabe gescheitert, so hat der Fortschritt der Computertechnologie jetzt dazu geführt, dass ein solches Unterfangen möglich wird: In manchen Regionen der Welt mangelt es zwar noch an der notwendigen informationstechnologischen Infrastruktur; das „Neue Historische Projekt“ wird also Zeit brauchen, ist aber im Bereich des Möglichen. Die Fokussierung auf die Herstellung und Verteilung von Gütern basiert auf einem stark reduktionistischen Arbeitsbegriff, der sich ausschließlich an industriellen Produktionsprozessen orientiert und im Lichte der oben skizzierten feministischen Positionen nicht haltbar ist.

Zelik problematisiert darüber hinaus die Tendenz zum Autoritären, die dieser Herangehensweise zu eigen ist. Zwar sei eine Diskussion um Vorschläge für Alternativmodelle dringend geboten. Aber: „Eine emanzipierte Gesellschaft [...] kann nur aus selbstbestimmter Gestaltung vieler entstehen. Sobald Befreiung am Zeichentisch entworfen wird, verliert sie ihren emanzipatorischen Charakter und wird zum neuen autoritären Projekt.“ (Zelik 2011: 12) Der Beitrag der theoretischen Überlegungen zur Weiterentwicklung von Veränderungsansätzen bestehe folglich nicht im Vorlegen fertiger Modelle, sondern in der Entwicklung von Vorschlägen, wie die in der Gegenwart angelegten Tendenzen und Möglichkeiten mit emanzipatorischem Impetus verwirklicht werden könnten – in der Arbeit an dem also, was Ernst Bloch als „konkrete Utopie“ bezeichnet hat (ebd.: 15f.).

Obwohl Dieterich und Zelik sich also in ihrer Herangehensweise grundlich unterscheiden – Dieterich präsentiert einen Fahrplan, Zelik denkt über Merkmale und Richtung eines offenen Prozesses der Demokratisierung nach – haben sie gemein, dass sie keine deutliche Festlegung auf ein *Subjekt* des anvisierten Emanzipationsprojektes treffen. Das ist zunächst eine implizite Absage an die Vorstellung vom „Proletariat“ als gegebenem Subjekt der Veränderung. In den mehr oder weniger vage bzw. offen gehaltenen Vorstellungen, was an diese Stelle treten könnte – Bündnisse, Netzwerke, Verknüpfungen – hat nicht zuletzt der globalisierungskritische Bewegungszyklus (trotz seines unverkennbaren Niedergangs) deutliche Spuren hinterlassen. Als wesentliches Merkmal dieser „Bewegung der Bewegungen“ gilt ihre bewusste Heterogenität. Statt nach endgültiger Vereinheitlichung zu streben, ist das politische Interesse entsprechend darauf gerichtet, Möglichkeiten des Zusammengehens in Aktionsformen und Verbindungslinien zwischen den Kernanliegen der einzelnen Akteur/innen auszuloten. Institutionelle Formen dafür waren bzw. sind neben den großen Mobilisierungen zu den Gipfeln der Weltwirtschaftselite die globalen, regionalen und lokalen Sozialforen.

Der Gewerkschafter Hans-Jürgen Urban hat für einen daran orientierten Politikmodus die Metapher der „Mosaik-Linken“ vorgeschlagen. Damit soll

der Anspruch markiert werden, im Dialog unterschiedlicher Akteur/innen der Linken mit ihren unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen „nach dem Prinzip der autonomen Kooperation nach gemeinsamen Projekten und Zielen zu fahnden“, sich zugleich aber „vor einem zu großen Vereinheitlichungsanspruch [zu] hüten“ (Urban 2009: 78). Differenzen zeigen sich nicht nur in inhaltlichen Fragen, auch kulturell bewegen sich beispielsweise GewerkschaftsfunktionärInnen und AktivistInnen sozialer Bewegungen in unterschiedlichen Welten. Aber, so die Hoffnung:

„Die Bewahrung der organisationskulturellen Autonomie der Kooperierenden muss der Attraktivität einer solchen Bewegung keinesfalls abträglich sein. Denn wie ein Mosaik seine Ausstrahlungskraft als Gesamtwerk entfaltet, obwohl seine Einzelteile als solche erkennbar bleiben, könnte eine neu gegründete Linke als heterogener Kollektivakteur wahrgenommen und geschätzt werden“ (ebd.).

Viele konkrete Schwierigkeiten beginnen hier erst: Nicht alle Differenzen lassen sich harmonisch auflösen, sondern erfordern auch unter dem Banner der Mosaik-Linken mühsame Verständigungsprozesse oder offensiven Streit. Gleichwohl bemerkenswert an Urbans Bild ist der Abschied von jedem Avantgarde-Anspruch bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Hoffnung, durch gemeinsames Handeln politische Stärke zu entwickeln. Verständigung bedeutet dann nicht, sich auf ein vollständiges politisches Programm zu einigen, sondern jene Anliegen, Forderungen und (Protest-)Ereignisse zu identifizieren, an denen auch ohne die abschließende Klärung aller sonstigen Fragen gemeinsames Auftreten, gemeinsames Handeln und die Formulierung gemeinsamer Ziele möglich ist.

Was heißt all dies nun für die eingangs behauptete Konvergenz feministischer und marxistischer Transformationsperspektiven? Irene Dölling formuliert eine Herangehensweise, die mit der eben skizzierten vergleichbar ist:

„[Es geht] aus meiner Sicht [...] nicht um *das* feministische alternative Gesellschaftskonzept oder *das* kapitalismuskritische feministische Projekt, das sich von anderen Konzepten abhebt und abgrenzt, nicht zuletzt dadurch, dass es primär Geschlechterverhältnisse – oder noch eingegrenzter: Frauen – ins Zentrum rückt. Vielmehr geht es darum, in die Debatten um eine alternativ-transformatorische Antwort spezifische Erkenntnisse bzw. Fragestellungen des Feminismus einzubringen, durch die die Konzepte einer anderen, gerechteren Gesellschaft bzw. eines guten, würdigen Lebens eine von der Geschichte und den Kämpfen des Feminismus beeinflusste Färbung erhalten“ (Dölling 2011: 115).

Was macht dann aber eine solche feministisch beeinflusste „Färbung“ aus? Was ist mithin ein sinnvolles inhaltliches Kriterium, an dem sich feststellen lässt, inwiefern die proklamierte Offenheit einer Mosaik-Linken auch gegenüber feministischen Anliegen konkret eingelöst wird? Wenn die oben ange-rissene Diagnose einer strukturellen Überakkumulation eine Politik der Umverteilung nahelegt, die der Entwicklung neuer Strukturen des Wirtschaftens dient; wenn, wie mit dem Begriff der „Reproduktionskrise“ behauptet wurde,

die Widersprüche zwischen bezahlten und unbezahlten Arbeiten, zwischen Anforderungen der Erwerbs- und der Fürsorgetätigkeiten als alltägliches Problem erfahren werden, an das sich zugleich konkrete Hoffnungen eines besseren Lebens heften – dann ist dies ein entscheidender Bestandteil einer Transformationsperspektive:

„den Fokus auf Tätigkeiten und Zeitstrukturen zu richten, die den Menschen Souveränität über ihre Zeit und Entscheidungsraum über die Bedingungen und Formen ihrer Lebensführung ermöglichen, auf Aktivitäten, die dem Miteinander, der Sorge um sich und um andere Priorität einräumen, und diese als allgemeine und allen zugängliche soziale Praxis anzuerkennen.“ (Dölling 2011: 118)

Auch Frigga Haug rückt die souveräne Verfügung über Zeit in den Mittelpunkt ihres utopischen Entwurfs. In ihrer „Vier-in-einem-Perspektive“ fügt sie dem Zueinander von Produktion und Reproduktion noch die notwendigen Tätigkeiten der selbsttätigen Weiterbildung und der politischen Partizipation hinzu. Allen vier Bereichen sollten sich die Einzelnen demnach in gleicher Weise widmen können – legt man einen Arbeitstag von 16 Stunden zugrunde, würden für Erwerbsarbeit, Sorgearbeit, Bildung und Politik je vier Stunden täglich zur Verfügung stehen. Haug tut gut daran, dies als einen „Kompass“ zu bezeichnen, mithin eher als Orientierungshilfe denn als festgefügten Plan – so kann die Vier-in-einem-Perspektive als Inspirationsquelle begriffen werden, die aber offen bleibt für einen undogmatischen Umgang, der z.B. auch die wechselseitigen Durchdringungen und Unschärfen in der Abgrenzung der einzelnen Bereiche zueinander zu berücksichtigen weiß (vgl. Haug 2008).

5. Schluss

Tove Soiland problematisiert in ihrem Beitrag die Gefahr der „Re-Naturalisierung“ eines Kapitalismus, dessen permanente Bewegung der Selbsterneuerung den unhinterfragten Hintergrund für die Strategie der Subversion von Identitätszuschreibungen abgibt. Mit dem hier herangezogenen Theorem der „Überakkumulation“ stellt sich dieses Prozessieren kapitalistischer Verhältnisse als dynamisch und fragil zugleich dar: Krisen sind ein unabwendbarer Bestandteil; zugleich sind entscheidende Probleme durch die enormen Konzentrationen von Reichtum bedingt. Dieser Wirtschaftsweise mit ihrer Ausrichtung auf die selbstzweckhafte Vermehrung von Kapital wird in den aktuellen Versuchen, eine Perspektive der Transformation zu entwerfen, die Orientierung der Ökonomie an menschlicher Bedürfnisbefriedigung entgegengestellt. Es wird also eine Priorisierung der Erfordernisse einer solidarischen sozialen Reproduktion angestrebt. Dies ist ein eminent geschlechterpolitisches Anliegen.

So verlangen die hier gestreiften feministischen Positionen ein weiteres Verständnis von Ökonomie, dass den Reproduktionssektor als strukturelle

Notwendigkeit systematisch in die Diskussion um die ökonomischen Verhältnisse und ihre Krisenhaftigkeit einbezieht. Sie fungieren also als unerlässliches Korrektiv zu marxistischen Positionen, die diesen Teil des gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozesses weder zum Gegenstand der Analyse noch zum direkten Ansatzpunkt für politische Veränderungen machen. Umgekehrt wird das Anliegen der Demokratisierung von Eigentums- und Produktionsverhältnissen, welches in den Konzepten der Wirtschaftsdemokratie, der Partizipatorischen Ökonomie, dem Sozialismus des 21. Jahrhunderts im Mittelpunkt steht, in den feministischen Beiträgen allenfalls angedeutet. Die Möglichkeit wechselseitiger Bereicherung, die sich damit andeutet, birgt Schwierigkeiten: Wie verträgt sich etwa das Streben nach umfassender Demokratisierung einzelner Betriebe und gesamtwirtschaftlicher Entscheidungen mit jenem nach einer drastischen Bedeutungsreduktion der Erwerbsarbeit zugunsten einer souveränen und gerechten Gestaltung der Fürsorgetätigkeiten? Wie steht es um jene Bereiche, in denen Fürsorge als Erwerbsarbeit organisiert ist, beide Bereiche also nicht trennscharf gegeneinander abgegrenzt sind?

Auch wenn die Stoßrichtung der Mosaik-Metapher, das Gemeinsame verschiedener emanzipatorischer Kräfte herauszuarbeiten, statt das Trennende zu betonen, eine Leitorientierung für die Bearbeitung solcher Konflikte bietet, ist doch Vorsicht vor einer Überstrapazierung dieses Sprachbildes geboten. Die Vorstellung des Zusammenfügens vieler Einzelteile zu einem Gesamtbild hat auch etwas unangemessen Statisches, wenn man bedenkt, das politische Prozesse der Verständigung auf gemeinsame Anliegen und Strategien zumindest im Erfolgsfall auch Veränderungen der „Einzelteile“, der einzelnen Akteure und ihrer Positionen einschließen. Das Wechselspiel der politischen Bezugnahmen, Übereinkünfte und Abgrenzungen ist mit dem rein additiven Erstellen eines Mosaiks nicht erfasst. Dies bedenkend, mag die Vorstellung einer „Mosaik-Linken“ (Urban) mit unverkennbarer „feministischer Färbung“ (Dölling) dennoch als brauchbarer Orientierungspunkt bei der Suche nach kollektiver kritischer Handlungsfähigkeit dienen.

Literatur

- Albert, Michael (2006): Parecon. Leben nach dem Kapitalismus. Frankfurt: Trotzdem Verlagsgenossenschaft.
- Beauvoir, Simone de (2006): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Brenner, Robert (2002): Boom & Bubble. Die USA in der Weltwirtschaft. Hamburg: VSA-Verlag.
- Brenner, Robert (2004): Neuer Boom oder neue Bubble? Ist der gegenwärtige Aufschwung der US-Wirtschaft eine Seifenblase? Supplement der Zeitschrift Sozialismus 4/2004.
- Brenner, Robert (2009): What is Good for Goldman Sachs is Good for America. The Origins of the Current Crisis. <http://escholarship.org/uc/item/0sg0782h#page-2> [Zugriff: 04.10.2011].

- Candeias, Mario (2011): Überakkumulation fiktiven Kapitals – 75% off NOW! <http://ifg.rosalux.de/2011/02/28/uberakkumulation-fiktiven-kapitals-%e2%80%93-75-off-now/> [Zugriff: 04.10.2011].
- Demirović, Alex/Dücker, Julia/Becker, Florian/Bader, Pauline (Hrsg.) (2011): *VielfachKrise. Im finanzmarktdominierten Kapitalismus*. Hamburg: VSA-Verlag.
- Dölling, Irene (2011): Fragen an ein kapitalismuskritisches feministisches Projekt. In: *Luxemburg* 2/2011, S. 114-121.
- Fraser, Nancy (2009): Feminism, Capitalism and the Cunning of History. In: *New Left Review* 56, S. 97-117.
- Friedan, Betty (1970): *Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau: Ein Emanzipationskonzept*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Giegold, Sven/Embshoff, Dagmar (Hrsg.) (2008): *Solidarische Ökonomie im globalisierten Kapitalismus*. Hamburg: VSA-Verlag.
- Haug, Frigga (2008): Die Vier-in-einem-Perspektive. Eine Utopie von Frauen, die eine Utopie für alle ist. In: Dies., *Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke*. Hamburg: Argument-Verlag, S. 13-22.
- Haug, Frigga (2011): Das Care-Syndrom. Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive. In: *Das Argument* 53, 3, S. 345-364.
- Huffschmid, Jörg (2009): Finanzmarktkapitalismus – eine stabile Formation? Tagungspapier. http://www.oegpw.at/tagung09/papers/PA3_huffschmid.pdf [Zugriff 04.10.2011].
- König, Tomke / Jäger, Ulla (2011): Reproduktionsarbeit in der Krise und neue Momente der Geschlechterordnung. Alle nach ihren Fähigkeiten, alle nach ihren Bedürfnissen! In: Demirović, Alex/Dücker, Julia/Becker, Florian/Bader, Pauline (Hrsg.): *VielfachKrise. Im finanzmarktdominierten Kapitalismus*. Hamburg: VSA-Verlag, S. 147-164.
- Krüger, Stephan (2008): Finanzmarktkrise: Der Umschlag des Kredit- in das Monetarsystem. Einordnung in langfristige Entwicklungstendenzen der Kapitalakkumulation. In: Bischoff, Joachim/Krüger, Stephan/Zinn, Karl Georg: *Finanzkrise, Überakkumulation und die Rückkehr des Staates*. Supplement der Zeitschrift *Sozialismus* 12/2008, S. 19-39.
- Kurz-Scherf, Ingrid (2009): Monopoly-Kapitalismus – Reservat der Männlichkeit. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 5/2009, S. 36-40.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1959): *Manifest der Kommunistischen Partei*. MEW 4. Berlin: Dietz-Verlag, S. 459-493.
- Notz, Gisela (2010): *Theorien alternativen Wirtschaftens: Fenster in eine andere Welt*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Roth, Karl Heinz (2009): *Die globale Krise*. Hamburg: VSA-Verlag.
- Sablowski, Thomas (2003): *Krisentendenzen der Kapitalakkumulation*. <http://www.oekonomiekritik.de/SablowskiKrisentheorie.pdf> [Zugriff: 04.10.2011].
- Soiland, Tove (2013): *Subversion, wo steckst du? Eine Spurensuche an den Universitäten*. In: Graf, Julia/Idelen, Kristin/Klinger, Sabine (Hrsg.): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich Verlag, S. 93-114.
- Soiland, Tove (2009): Gender oder Von der Passförmigkeit des Subversiven. In: *Das Argument* 51, 3, S. 409-419.
- Urban, Hans-Jürgen (2009): Die Mosaik-Linke. Vom Aufbruch der Gewerkschaften zur Erneuerung der Bewegung. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 5/2009, S. 71-78.
- Wichterich, Christa (2011): *Krise der Ernährermännlichkeit und neoliberale Gleichstellung durch die Krise*. In: Demirović, Alex/Dücker, Julia/Becker, Florian/Bader, Pauline

- (Hrsg.): *VielfachKrise im finanzmarktdominierten Kapitalismus*. Hamburg: VSA-Verlag, S. 129-146.
- Winker, Gabriele (2011): Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive. In: *Das Argument* 53, 3, S. 333-344.
- Zelik, Raul (2011): *Nach dem Kapitalismus? Perspektiven der Emanzipation oder: Das Projekt Communismus anders denken*. Hamburg: VSA-Verlag.
- Žižek, Slavoj (1999): *Human Rights and its Discontents*. <http://www.egs.edu/faculty/slavoj-zizek-/articles/human-rights-and-its-discontents/> [Zugriff: 29.09.2011]

‚Subjekt‘ als Widerstand? Einige Annäherungen aus feministischer Perspektive

Susanne Maurer

Die in diesem Beitrag formulierten Gedanken verdanken sich unterschiedlichen Studien und Reflexionen ‚zwischen Theorie, Empirie und Methodologie‘. Sie basieren zum einen auf Untersuchungen zu Entwicklungsprozessen (im Kontext) Sozialer Bewegungen¹, zum anderen beziehen sie sich auf eine *Dekonstruktion des Subjekts* in Auseinandersetzung mit poststrukturalistischen Perspektiven. Darin zeigt sich auch ein – wohl nicht nur – (sozial-)pädagogisches Erkenntnisinteresse und Anliegen: die Frage nach dem *Subjekt gesellschaftlicher und lebensgeschichtlicher Praxis*.

Wird in einer Perspektive der Kritik nach ‚Gesellschaft‘ gefragt, werden gesellschaftliche Zustände und strukturelle Verhältnisse kritisch untersucht und reflektiert, in der Hoffnung, damit auch Optionen für demokratischere, gerechtere gesellschaftliche Möglichkeiten zu (re)konstruieren, so lässt sich die Frage nach den Akteur_innen von ‚Gesellschaft‘, nach den ‚Subjekten‘ einer transformativen Praxis, dabei nicht ausblenden.² Denn jede Umgestaltung auch die auf den ersten Blick vielleicht unspektakuläre, bei näherem Hinsehen aber mitunter recht radikale ‚Transformation‘ – deutet sich an, bereitet sich vor und zeigt sich in den von *konkreten* Menschen *konkret* gelebten, erlebten und gestalteten Situationen, in den Kommunikationen und im alltäglichen Beziehungsgeschehen, in den Denk-, Wahrnehmungs- und Erkenntnisweisen der Protagonist_innen.

Wie aber können ‚Subjekte gesellschaftlicher Praxis‘ heute noch gedacht werden – angesichts der Dekonstruktion und Öffnung oder auch Verflüssigung überkommener Vorstellungen vom ‚Subjekt‘ als ‚Einheit‘ des Denkens

1 Insbesondere der Frauenbewegungen resp. ‚feministischen Milieus‘ zwischen 1830 und 2010 im – überwiegend – deutschsprachigen Raum.

2 Klaus Holzkamp, ein bedeutender Protagonist der Kritischen Psychologie, die er auch als *Subjektwissenschaft* versteht, geht davon aus, dass der Mensch nicht ‚subjektlos‘ sein kann. Im Kontext der Kritischen Psychologie geht es um den subjektiven Möglichkeitsraum, im Sinne der Möglichkeiten, sich in den und zu den gesellschaftlichen Verhältnissen zu verhalten (vgl. dazu auch Leiprecht 1990, Haug/Hauser 1985).

und Handelns? Wie kann ‚Handlungsfähigkeit‘ (oder *agency*) gedacht werden, wenn nicht auch unter Bezugnahme auf menschliche Subjektivität? Diesen Fragen geht der Beitrag vor dem Hintergrund feministischer Subjekt-Diskurse nach und nutzt dafür unter anderem die machtanalytischen Denkangebote Michel Foucaults. Mit Foucault können Gesellschaften entlang von drei Achsen untersucht werden – dem *Wissen*, der *Macht* und den *Selbstverhältnissen*. Foucault hat im Verlauf seiner eigenen Studien dafür spezifische Verfahren entwickelt und genutzt – die *Archäologie des Wissens*, die *Genealogie der Macht* und die *Hermeneutik des Selbst* (vgl. dazu insgesamt Sarasin 2005). Das ‚Subjekt‘ kann dabei niemals ‚jenseits der Macht‘ vorgestellt werden – allerdings als ‚Subjekt‘ einer Lebensweise, einer Selbstgestaltung und einer (zumindest versuchten) Gestaltung der Verhältnisse, wie sie sich auch in sozialen Kämpfen – also in spezifischen lokalen Revolten – zeigt.³

Für mich als feministisch Interessierte ergibt sich mit der von Foucault – oder auch von Donna Haraway und anderen feministischen Denkerinnen – betonten *Situiertheit* des Denkens und Handelns eine interessante Perspektive. Die Hierarchie zwischen dem ‚Allgemeinen‘ und ‚Besonderen‘, die (wissenschafts)philosophisch mit einer (durchaus mehrdeutig) korrespondierenden Hierarchie zwischen ‚Männlichem‘ und ‚Weiblichem‘ in Verbindung gebracht wurde, lässt sich damit in herrschaftskritischer Weise aufbrechen und führt ‚Allgemeines‘ und ‚Besonderes‘ über die *Konkretisierung*⁴ zusammen. Auch ‚Subjekt‘ als Konkretisierung zu denken – als konkreten Akt, als konkrete Erfahrung, als konkrete Reflexion, als etwas, was sich nicht zuletzt im Widerständigen, Widerstrebenden, Sich-Entziehenden zeigt – bildet denn auch den Fluchtpunkt des Beitrags.

3 Hinsichtlich des *Subjekts* lässt sich in den Arbeiten von Foucault selbst eine bestimmte Verschiebung beobachten: So akzentuiert er zunächst die Konstitution bzw. ‚Hervorbringung‘ der Individuen durch Macht und Diskursstrukturen, um schließlich in seiner Studie „Die Sorge um sich“ (Foucault 1986) die *Ästhetik der Existenz* zu betonen – eine spezifische Art und Weise der Selbstkonstitution als *Freie*, um gegenüber den Macht- und Diskursverhältnissen auch eine gewisse Distanz gewinnen zu können (vgl. Sarasin 2005: 12f.).

4 Damit ist auch die qualitative Sozialforschung im Spiel, die ihr besonderes Interesse den einzelnen, mehr oder weniger exemplarischen ‚Fällen‘ widmet und über anspruchsvolle theoretische und methodologische Begründungen sowie ausgefeilte empirische Strategien darin tatsächlich ‚das Allgemeine im Besonderen‘ und ‚das Besondere im Allgemeinen‘ zu zeigen vermag.

1. Feministische (Denk-)Bewegungen und die Reflexion des Subjekts

Feministische Analysen haben herausgestellt, was es bedeutet, wenn historische und gesellschaftliche Erfahrungen ‚weiblicher Individuen‘ in der „symbolischen Ordnung“ (vgl. Lacan in Braun 2007) nicht vorkommen oder nicht gleichrangig vertreten sind; wenn ihr ‚Platz‘ sozusagen ‚leer‘ oder mit imaginierten Weiblichkeiten (vgl. Bovenschen 1979) aus ‚männlicher Perspektive‘ verstellt ist. Nachvollziehbar wird an dieser Stelle, welchen zentralen Stellenwert der Kampf um einen ‚eigenen Ort‘, um *Sichtbarkeit* im Kontext des Feminismus hat. Dabei kritisiert *feministisches Denken* die Ausblendung des ‚Weiblichen‘ aus der Symbolischen Ordnung ebenso wie bisherige Identifizierungen des ‚Weiblichen‘, die zur Unterordnung, Abwertung und Ausgrenzung konkreter weiblicher Individuen und des ‚weiblichen Geschlechts‘ insgesamt führen oder beitragen. Im Zuge feministischer Denkbewegungen entsteht somit eine komplexe Gemengelage, die auch Auswirkungen auf einen möglichen *Subjekt-Status* von Frauen hat (vgl. Ivekovic 1990).

Im Kontext von *Frauenbewegungen* werden einzelne Frauen miteinander zum *kollektiven Subjekt der Geschichte*. Sie werden zu einer gesellschaftlichen Kraft, die etwas in Bewegung bringt. Unter den Bedingungen der Geschlechterhierarchie wird die Kategorie *Geschlecht* zum Kriterium der Diskriminierung; im Kontext von Frauenbewegungen wird sie zum Kriterium der Verbindung. Sie dient der gegenseitigen ‚Identifizierung‘, vermittelt Zugehörigkeit, ermöglicht Gemeinsamkeit, auch kollektive Aktion als ‚verbundenes Handeln‘, als eine auf geteilte Anliegen bezogene Praxis. Abstrakt entsteht hier ‚Kollektividentität‘ über das unspezifische Kriterium ‚Frau-Sein‘; konkret werden Kollektividentitäten über das Kriterium ‚gemeinsamer Betroffenheit von sexistischen Verhältnissen und Praktiken‘ konstruiert. Leicht werden abstrakte und konkrete Kollektividentitäten dabei verwechselt und vermischt (vgl. Landweer 1990: 23). Die Geschichte feministischer Kontroversen um Gleichheit und Verschiedenheit unter Frauen ist nicht zuletzt vor diesem Hintergrund zu sehen.

Im Kampf um Repräsentation nimmt feministisches Denken selbst wieder Identifizierungen (und damit auch Reifizierungen) des ‚Weiblichen‘ vor. Feministische Denkerinnen kritisieren überdies den Zusammenhang von ‚Identitätslogik‘ und Gewalt – auch in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse. Kritik in feministischer Perspektive wird gerade von daher immer wieder auch zur *Selbstkritik*, die sich auf die eigenen identitätslogischen Verfahren richtet. Wenn bei Versuchen der Rekonstruktion feministischer Denk-Bewegungen zum Zwecke der kritischen Bilanzierung allerdings außer Acht gelassen wird, welche (erkenntnis)politischen Strategien sich damit – auch im jeweiligen zeitgenössischen oder theoretischen Kontext – jeweils verbinden, so kann nur ungenügend herausgearbeitet werden, inwiefern diese Strategien der

Legitimierung von Ansprüchen auf gesellschaftliche (und darin auch intellektuelle!) Teilhabe dien(t)en – oder doch zumindest dienen soll(t)en. Wird heute (zurecht!) der homogenisierende Effekt der Rede von/über ‚Frauen‘ problematisiert, so sollte dabei nicht vergessen werden, dass eine entsprechende Begriffspolitik und Deutungspraxis nicht zuletzt entwickelt wurde, um kollektive (übrigens auch individuelle!) Handlungsmöglichkeiten zu entfalten. Mit den Worten von Judith Butler zusammengefasst: „Der Feminismus braucht ‚die Frauen‘, aber er muss nicht wissen, ‚wer‘ sie sind“ (Butler 1993: 10).

Meines Erachtens verlangt nicht nur die Frage nach den konkret gelebten Geschlechterverhältnissen oder nach den konkret erlebten Wirkungen der Kategorie ‚Geschlecht‘ nach einer dezidiert historischen Perspektive und einer gesellschaftspolitischen Kontextualisierung, sondern auch die Frage danach, wie ‚das Zeichen Geschlecht‘ jeweils besetzt wird. Der inzwischen deutlich herausgearbeiteten Heterogenität und Relationalität von sozialen Verortungen, Zugehörigkeiten und ‚Identitäten‘ oder Subjektpositionen ist dabei sicherlich ebenso Rechnung zu tragen, wie der Heterogenität und Relationalität von Kategorien und Konzepten. An einer Geschichte feministischer Thematisierungen bzw. Problematisierungen zu arbeiten ermöglicht eines jedenfalls ganz bestimmt: Feministische Theorieentwicklung und Theoriebildung werden als konfliktreiche und kontroverse gesellschaftliche Prozesse erkennbar.

Wenn wir davon ausgehen, dass auch der Bereich der Erkenntnis ein Feld gesellschaftlicher, institutionell und disziplinar vermittelter Praxis ist – ein Umstand, der zumindest in den Anfängen der Frauenbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts kaum vergessen werden konnte –, so gilt es auch hier sehr konkret die jeweiligen Kontexte und Arenen zu bestimmen, in denen um Bedeutung und Artikulationsmöglichkeiten gekämpft wird. Auch feministische Erkenntnis ist eben nicht unabhängig von ihren Produktions-, Distributions- und Rezeptionsverhältnissen⁵ zu betrachten. Ein ‚dekonstruktivistischer Anspruch‘ (im Sinne einer ‚Demystifizierung der herrschenden symbolischen Ordnung‘) lässt sich nicht zuletzt dahingehend formulieren, dass – neben den eigenen theoretischen Vorannahmen und Konzepten, deren alltagsweltlichen Voraussetzungen und politischen Konnotationen – auch die eigenen institutionellen (und disziplinären!) Abhängigkeiten zu reflektieren sind, ebenso wie die eigene Position in der Scientific Community.

Ich nehme deshalb an dieser Stelle bewusst und explizit auf meine disziplinäre (also erziehungswissenschaftliche) Perspektive Bezug. Die Machtfelder und das Gefüge der Disziplinen sind durchaus eine starke Einflussgröße, wenn es um Thematisierungschancen und -dynamiken geht. Nicht zuletzt möchte ich auf eine systematische Verbindungsstelle zwischen Pädagogik und Feminismus hinweisen, denn Pädagogik hat sich in Wissenschaft und

5 An dieser Stelle ließe sich auch die Frage nach den Überlieferungsverhältnissen an der Schnittstelle von Generation und Geschlecht stellen.

Praxis mit der Notwendigkeit des Handelns (und dem Interesse an Handlungsfähigkeit!) auseinanderzusetzen – und das verbindet sie in gewisser Weise mit gesellschaftskritischen Perspektiven, die auch den Anspruch haben, politisch eingreifendes, veränderndes Handeln zu ermöglichen.⁶ Mein eigener Blick und mein Erkenntnisinteresse sind von einer doppelten Orientierung geprägt: Als kritisch-feministisch orientierte Wissenschaftlerin und ,politisches Subjekt' wie als Erziehungswissenschaftlerin und (Sozial-)Pädagogin interessiere ich mich für die gesellschaftlichen ebenso wie für die ,subjektiven' Möglichkeitsbedingungen verändernden Handelns.

2. ,Flüchtiges Subjekt'? Zwischen empirischer Rekonstruktion und theoretischer Dekonstruktion

Auch im feministischen Denken ist die Kategorie *Subjekt* – ebenso wie die Vorstellung von *Identität* – seit Längerem mehr oder weniger radikalen ,Dekonstruktionen' ausgesetzt. Gleichzeitig untersucht und reflektiert feministische Forschung nach wie vor die (durchaus unterschiedlichen) Lebensverhältnisse, Such-Bewegungen und Erfahrungen ,weiblicher' Individuen, die als *Subjekte gestaltenden Handelns* interessieren und wahrgenommen werden. Meine Überlegungen verfolgen daher eine Spur, die vielleicht zu einer angemessene(re)n Konzeption von ,Subjekt' führen kann – bezogen auf konkrete Praxis in der gesellschaftlich-historischen Situation, bezogen aber auch auf die reflexive Bewegung als Moment, in und mit dem sich ,Subjektivität' realisiert.

Häufig werden die unterschiedlichen Dimensionen des Subjekt-Begriffs⁷ in getrennten Kontexten verhandelt. So geht es z.B. in einem Zusammenhang um die Frage, welche Teilhabe- und Gestaltungsmöglichkeiten ,des Politischen' Frauen in dieser Gesellschaft haben. In einem anderen Kontext wird dann die Kategorie ,Frau' von verschiedenen Seiten in Frage gestellt und dekonstruiert. Damit werden auch die Konflikte (wieder) geöffnet, die die ten-

6 Der Aspekt der Transformation, der in der Pädagogik meist mit dem Bildungsbegriff in Zusammenhang gebracht wird, verweist auf das ,pädagogische Element', das auch jeder sozialen Bewegung und gesellschaftskritischen Strömung innewohnt, die auf eine Erweiterung der Lebensmöglichkeiten von Menschen zielt.

7 Das Spektrum umfasst die abstrakt-fiktionale Konzeption und Konstruktion eines ,autonomen Subjekts des Denkens und Handelns' ebenso wie die Vorstellung eines konkret-empirischen Individuums, das aktiv, mehr oder weniger bewusst und entschieden – aber auf jeden Fall doch ,selbst' – handelt. Stuart Hall hat versucht, historisch nachzuzeichnen, welche Impulse zur Entwicklung des modernen Subjektbegriffs und auch zu dessen Dekonstruktion beigetragen haben. Dabei zeigt sich, dass verschiedene Subjekt-Vorstellungen durchaus gleichzeitig existieren und wirksam werden (vgl. Hall 1992: 285).

denziell (oder potentiell) vereinheitlichende Kategorie ‚Frau‘ zu verdecken droht.

Wenn ich davon ausgehe, dass alle genannten Aspekte Teil desselben feministischen Projektes sein können, dann wird hier eine Spannung deutlich, die auch als Widerspruch oder Ausschließungsverhältnis erscheinen kann: Einmal wird versucht, ‚Frauen‘ *überhaupt* als ‚Subjekte‘ wahrzunehmen und – unter der Voraussetzung des historisch und theoretisch *verwehrten Subjekt-Status* – als solche, sozusagen in einem Akt des Widerstandes, anzuerkennen. Zum anderen werden in vernunftkritischer und erkenntnispolitischer Absicht vorherrschende Denkweisen radikal in Frage gestellt – und damit auch deren ‚feministische Verwendung‘.

Werden die systematischen Unterschiede und die je spezifischen strategischen Möglichkeiten der genannten Herangehensweisen nicht bewusst wahrgenommen und gegenseitig respektiert, so ergeben sich leicht unproduktive Konflikte und Hierarchisierungen (gerne auch in einer Art Fortschritts-Logik artikuliert), die meines Erachtens auf einer Verwechslung der Bezugsbereiche und einer Verkennung der jeweiligen Anliegen beruhen. Denn es ist für feministisches Denken und feministische Praxis ebenso wichtig, klassische Subjekt-Konzeptionen radikal zu hinterfragen, wie unabdingbar, für ‚Frauen‘ den *Status des Subjekts* zu fordern und zu ermöglichen: eines Subjekts der *Erkenntnis*, der *Politik*, der *Geschichte*, und – nicht zuletzt – der eigenen *Lebensgestaltung*.

Auch hier gilt: Jede Anstrengung, die sich kritisch und radikal hinterfragend auf (vor)herrschende Realitäten und Rationalitäten bezieht, bleibt doch Teil desselben gesellschaftlichen, historischen Feldes. Daraus entstehen immer wieder paradoxe Anordnungen des Denkens und Handelns, die uns neugierig und erkenntnislustig machen können. Meine These an dieser Stelle wäre, dass die *gelebte Praxis* die Wahrnehmung und Erfahrung der Brüchigkeit und Vielheit im Zusammenhang von ‚Subjekthaftigkeit‘ meist schon aufgenommen hat und damit ‚irgendwie‘ umgeht, ohne dies immer schon auf den Begriff bringen und kommunizieren zu können. Gerade auf empirischem Wege kann das bei entsprechender Aufmerksamkeit gezeigt werden.

Politisches Anliegen (nicht nur) feministischer Kritik und Selbstkritik war und ist es, diejenigen Mechanismen der Klassifizierung zu dekonstruieren, die zu Ausschließungen führen. Die Entwicklung feministischer Theoriendebatten hat gezeigt, dass bestimmte problematische Tendenzen wie bspw. die *Ontologisierung* oder *Naturalisierung* von ‚Geschlecht‘ ebenso wie die *Positivierung* und *Moralisierung* von Identitätskonstruktionen einer kritischen Selbstreflexion zugänglich gemacht werden können (und müssen). Hieran hat die erkenntnispolitische Strategie der Dekonstruktion sicherlich einen starken Anteil, aber auch die im Kontext der Kritischen Theorie oder des marxistischen Denkens entwickelten Verfahren der Ideologiekritik (vgl. etwa die Arbeiten von Regina Becker-Schmidt, Gudrun Axeli Knapp oder

Frigga Haug). Die Kritik an *Identität* bezieht sich dabei vor allem auf geschlossene Identitätskonzeptionen, die sich, ähnlich wie die Vorstellung von einem ,einheitsverbürgenden Subjekt', empirisch ohnehin nicht halten lassen.⁸ Die Erfahrung des Fragmentarischen und Situativen, der Kontextabhängigkeit und des historischen, gesellschaftlichen Wandels, die sich in der Erfahrung und Metapher der *Fremdheit* verdichtet, hat den geschlossenen Konzeptionen von ,Identität' und auch den schließenden Regulativen von *Zugehörigkeit* vom Moment ihrer Konstituierung an Ideen von ,fragmentierten Wirklichkeiten', von ,offenen Systemen' und ,bewegten Strukturen' oder ,Strukturen in Bewegung' als kritische Impulse zur Seite gestellt (vgl. Hall 1992).

Was bedeutet dies nun für die Frage nach dem ,Subjekt' bzw. für den Prozess der *Subjektwerdung*? Zur Reflexion dieser Frage nutze ich das Material einer vor einigen Jahren selbst durchgeführten empirischen Untersuchung zu Erfahrungs- und Erkenntnisprozessen im Kontext der Neuen Frauenbewegung (vgl. Maurer 1996). Die von mir damals interviewten Frauen gaben mit ihren Erzählungen Einblicke in frauenbewegte Milieus oder ,Szenen' und Prozesse kritisch-feministischer Theoriebildung in der Bundesrepublik Deutschland (West) seit Ende der 1960er bis zum Beginn der 1990er Jahre. Dabei brachten sie durchaus ambivalente Wahrnehmungen ihrer subjektiven Realität(en) ebenso zum Ausdruck, wie ihre Erkenntnis-Erfahrungen. Sie formulierten vielschichtige Deutungen und scharfe Analysen im Hinblick auf Bewegungs-Dynamiken ebenso wie Einsichten in die Funktionalität bestimmter Denkweisen für die Erlangung persönlicher wie politischer Handlungsfähigkeit. Es zeigten sich dabei nicht zuletzt schmerzliche Zwiespälte, die aus biografischen und strukturellen Verletzungen im Kontext ,weiblicher Existenz' unter Bedingungen der Geschlechterhierarchie herrühren. Damit ist eine Konfliktdimension markiert, die auch als ,Bildungsanlass' oder ,Bildungs-herausforderung' verstanden werden kann.⁹

8 Insofern können empirische Rekonstruktionen auch zu theoretischen Dekonstruktionen beitragen. Subjektkritische Diskurse werden allerdings nach wie vor nur selten auf die konkreten Erfahrungen und Reflexionen der Individuen bezogen. Forscher_innen verhalten sich hier oft arbeitsteilig, ohne dass die Arbeitsteilung als produktives Verhältnis aufgefasst und zum Zwecke weiterführender Erkenntnisse genutzt wird.

9 Zur Einordnung dieser Gedanken in – wie ich finde – sehr inspirierende erziehungswissenschaftliche „Studien zur modernen Subjektivität“ vgl. Sattler 2009.

3. Fluchtpunkt ‚Subjekt‘: Welterschließung und (frauenbewegte) Bildungsprozesse als ‚Subjektwerdung‘

Worauf bezieht sich die Rede vom Fluchtpunkt ‚Subjekt‘? Um das besser nachvollziehbar zu machen, möchte ich einige Überlegungen ansprechen, die nicht zuletzt auf eine spezifische Fassung des weiter oben bereits kurz angesprochenen Bildungsgedankens zielen (vgl. auch Maurer 2011). *Bildung* wird dabei zum ‚Gegen-Begriff‘, bezeichnet ein ‚Gegen-Halten‘ und ‚Gegen-Verhalten‘ im Foucault’schen Sinn, und von daher entwickle ich auch den von mir vorgeschlagenen Subjekt-Begriff.

Im pädagogisch-philosophischen Kontext verweist ‚Bildung‘ auf das *Verhältnis eines Subjekts zu sich selbst und zur Welt*. ‚Welt‘ meint dabei materielle, gesellschaftliche und soziale Wirklichkeiten ebenso wie den Bereich des Imaginären. Im Medium der autobiografischen Erzählungen im Kontext meiner Studie wurde sehr deutlich, wie wichtig gerade die Bezugspunkte im Bereich des Imaginären für die einzelnen Individuen sind und was sie mit ‚Bildung‘ im Sinne eines ‚Gegen-Verhaltens‘ zu tun haben können. So berichtet eine Interviewpartnerin etwa von ihrer Lektüre des ‚feministischen Klassikers‘ „Das andere Geschlecht“ von Simone de Beauvoir (1949/1979) – ein Buch, das sie im Alter von 15 Jahren für sich entdeckt hat:

„Das war für mich eigentlich die erste bewusste Auseinandersetzung mit dem Umstand, dass man ’ne Frau ist ... Also ich glaub’, ich hab’ dieses Frau-Sein zuvor nie so bewusst mal durchdacht. Soweit mir das Durchdenken eben damals möglich war. Ich hab’ mir zwar schon vorher immer irgendwelche Phantasien gemacht, aber ... das war eben so meine Privat-Phantasie, wo ich nicht gedacht hab’, dass sich da sonst schon jemand auseinandergesetzt hat oder dass es überhaupt ein Thema ist, was allgemeineren Charakter hat ... plötzlich war’s etwas, womit man sich in der Literatur auch auseinandersetzt“ (zit. in Maurer 1996: 320).

Gerade von den Interviewpartnerinnen, die aus nicht-bildungsbürgerlichen Familien stammen, wird *Lesen* und der eigene Umgang mit Literatur ausführlich und differenziert thematisiert und reflektiert. Lesen wird hier erkennbar als *Eintritt in die Welt*, in einem geschützten Raum des Allein-Seins, als persönlicher und zugleich hochgradig vergesellschafteter Zugang zu Sprache als Ausdruck von ‚Welt‘, als Brücke zum ‚In-der-Welt-Sein‘. Bücher, Texte und Autor_innen bzw. literarische Figuren werden in manchen Interview-Gesprächen zu wichtigen Bezugspunkten in der (Re-)Konstruktion der eigenen Lebens- und (Selbst-)Bildungsgeschichte.¹⁰ Sie bieten Denk- und Identi-

10 Der methodische Zugang der „Lesebiographien“ hat hierzu interessante Erzählungen ermöglicht (vgl. Maurer 1996: 177ff.). Für eine aktuelle Anschluss-Untersuchung wä-

fiktionsmöglichkeiten an, liefern Stoff für die Produktion von Bedeutung und einen Rahmen für die Interpretation der eigenen Erfahrung.

Romane und theoretische Texte können dabei durchaus eine ähnliche Funktion haben – auf der Suche nach Anhaltspunkten, nach ‚Antworten‘, nach Bildern einer anderen Wirklichkeit, nach Lebensentwürfen und Persönlichkeitskonzepten, die für eine selbst zum ‚Vor-Bild‘ werden können. Die damit geführten Auseinandersetzungen im Bereich des Imaginären (in der Literatur) werden nicht weniger leidenschaftlich geführt als im ‚wirklichen Leben draußen‘, vielleicht sogar wagemutiger, radikaler und auch klarsichtiger als im eigenen Alltag. Dieses ‚Leben im handlungsentlasteten Raum‘ der Literatur bildet sozusagen einen ‚Fluchtpunkt‘, ist als (zumindest vorübergehende) Fluchtmöglichkeit vor konkret anstehenden Aufgaben und Problemen durchaus geeignet und dennoch nicht ohne Auswirkungen auf das ‚nach außen gelebte Leben‘. So spricht dieselbe Interviewpartnerin, von deren Beauvoir-Lektüre bereits die Rede war, vom ‚ganz lebenspraktischem Lesen‘ und erzählt, wie sie ihren Unterricht im Fach „Textiles Werken“ einmal mit Ernst Blochs Werk „Prinzip Hoffnung“ (vgl. Bloch 1985) bestritt. Im Interview amüsieren sich beide Gesprächspartnerinnen rückblickend und mit herzlichem Lachen über diesen Versuch, eine direkte Verbindung zwischen Philosophie und Alltagsanforderungen herzustellen.

In den (auto)biographischen (Re-)Konstruktionen wird insgesamt immer wieder die Bedeutung von ‚Mittlerinnen und Mittlern zur Welt‘ angesprochen. Gemeint sind konkrete Personen und literarische Figuren, die den eigenen existentiellen Erfahrungen Resonanz verleihen, sie damit bestätigen und für diese Erfahrungen auch mögliche Deutungen bereitstellen, die nicht unbedingt den (gesellschaftlich und kulturell) vorherrschenden Geltungen entsprechen müssen. Die Bedeutung feministischer Theoretikerinnen als ‚Vor-Bilder‘¹¹ ist dabei nicht zu unterschätzen, repräsentieren sie doch die ‚Möglichkeit weiblicher Intellektualität‘ selbst¹², ein in der vorherrschenden symbolischen Ordnung nach wie vor nicht selbstverständlicher Umstand (vgl. Schuller 1990).

ren sicherlich auch „medienbiographische Erfahrungen“ (vgl. Maurer 2010) generell aufschlussreich.

- 11 Die gerade erwähnte Gesprächspartnerin erläutert ihre Idee vom ‚Vor-Bild‘ ungefähr so: Indem sie Frauen erlebt, die denken, handeln und sich selbst mit Lust und Kraft in der Welt vertreten, fühlt sie sich ermutigt und bestärkt darin, ihren eigenen Weg zu gehen. Dabei gehe es nicht um ‚Nachahmung‘ oder ‚Nacheifern‘, sondern – auf einer sehr allgemeinen Ebene – um die grundsätzliche ‚Erlaubnis‘, dem eigenen Interesse zu folgen und eine eigenständige Existenz für sich in Anspruch zu nehmen.
- 12 Für einige Gesprächspartnerinnen (Geburtsjahrgänge 1940 bis 1960) verknüpfte sich eine solche Erfahrung mit Simone de Beauvoir als Person und Schriftstellerin sowie als ‚weibliche Intellektuelle‘. Heute wäre vielleicht eher die Bedeutung von Autor_innen wie Judith Butler oder Gayatri Spivak vor einem solchen Hintergrund zu interpretieren.

Das – häufig auch autodidaktisch vorgenommene – gemeinsame Sich-Erschließen von Wirklichkeiten und ‚Welt‘ über die kritische Auseinandersetzung mit Theorie(n) bzw. über die theoretisierende Reflexion der eigenen Erfahrungen spielte gerade in den Anfängen der Neuen Frauenbewegung eine zentrale Rolle. Dafür bilden die sogenannten Consciousness-Raising-Gruppen ein hervorragendes Beispiel: Frauenbewegte Frauen fanden sich in selbstorganisierten Arbeitsgruppen zusammen, um ihre eigenen Erkenntnisinteressen zu verfolgen, entwickelten eigene Themenstellungen und Untersuchungsmöglichkeiten und betrieben – überwiegend neben oder außerhalb der Wissenschaftsinstitutionen – feministische Forschung und Theoriebildung. Diese Praxis ist nicht zuletzt als ‚Gegen-Verhalten‘ zu den vorherrschenden Auffassungen von ‚Wissenschaft‘ zu verstehen – entstanden aus der Erkenntnis androzentrischer Verzerrungen in der Praxis und im Konzept von Wissenschaft selbst sowie aus der Erfahrung des konkreten, systematischen und auch symbolischen Ausschlusses von Frauen.

Frauenbewegungen in Geschichte und Gegenwart ermöglich(t)en in vielfacher Hinsicht eine kollektive Erkenntnis-Praxis unter Frauen. Auch die Gesprächspartnerinnen der hier herangezogenen Studie thematisieren ihre Zugehörigkeit zu konkreten wie imaginären, symbolisch bedeutsamen Erkenntnis-‚Gemeinschaften‘ im Kontext des Feminismus (vgl. Maurer 1996: 309ff.). Dass die Gesprächspartnerinnen ähnlich existentielle Erfahrungen auch in anderen oppositionellen bzw. subkulturellen Szenen gemacht haben, soll hier zumindest erwähnt werden. Geistiges Wach-Werden und die Entdeckung ‚neuer Welten‘ geschehen in bestimmten Lebensphasen oft zusammen mit Freundinnen und Freunden: „Also was im Leben eines Menschen prägend ist, haben wir alles zusammen erlebt – auch die ganzen wichtigen gesellschaftlichen Ereignisse, die damals stattgefunden haben“ (zit. in Maurer 1996: 310).

Die Intensität der gegenseitigen Bezugnahme wirkt noch in Tempo und Stil der Erzählungen nach. Eine andere Gesprächspartnerin kommt explizit auf diese Intensität und auch Beschleunigung oder Verdichtung von Erfahrung und Erkenntnis zu sprechen:

„Ja, das ist im Grunde das, was man mit Bewegung meint, es gehen plötzlich die Lernprozesse irgendwie zehn Mal so schnell und alles wird mitteilbar und die einzelnen Elemente und die einzelnen Anteile und Fähigkeiten, die die Frauen haben, die schießen produktiv zusammen, es wird was Neues ...“ (zit. in Maurer 1996: 232).

Die Erfahrung, die eigenen Wahrnehmungen, Gefühle und Gedanken interessierten *anderen* Frauen mitteilen zu können und damit verstanden zu werden, setzt offenbar noch einmal besondere Energien frei. Als eine Art ‚Schatten-seite‘ dieses Zusammenhangs soll hier aber auch eine spezifische *Grenze* angesprochen werden, die von einer anderen Gesprächspartnerin sehr scharf markiert wird. Sie macht dies an ihren „aktiven Erfahrungsversuchen“ (zit. in Maurer 1996: 244) deutlich. Nicht nur die Auseinandersetzungen um Ras-

sismus in der ,weißen' Frauenbewegung werden für sie dabei zum Bezugspunkt, sondern auch die Verständigungsschwierigkeiten zwischen Feministinnen in ,Deutschland/Ost' und ,Deutschland/West':

„... das sind ungeheure Konfrontationen mit einem völlig anderen Denken zum Teil, auch mit ganz anderen Vorstellungen, was Feminismus eigentlich sein könnte ... dass wir alle – ich schließe mich da ein – im Grunde völlig überfordert sind durch das Problem der Grenzöffnung ... Das ist ja der Punkt, wenn man sich konfrontiert mit Menschen und Frauen aus anderen Kulturen und Gesellschaften, wird es eben *nicht* zu meiner Erfahrung! ... wenn die von ihren ... Verletzungen erzählen, dann ist das nicht unsere Erfahrung! Dann ist die Frage, was machen wir mit diesen Erfahrungen, was machen wir mit der Erfahrung anderer Menschen. Die ganz anders sind als unsere, und die wir erstmal – überhaupt niemals nachvollziehen können, weil wir sie niemals haben werden“ (zit. in Maurer 1996: 245).

Die Gesprächspartnerin betont hier eindringlich die Grenzen der Nachvollziehbarkeit der Erfahrungen anderer, die ihres Erachtens dazu zwingen müssen, eine Kehrtwendung in der eigenen Haltung zu vollziehen, weg vom Postulativen (,wie es sein sollte') hin zu einer Haltung der Vorsicht, der Zurückhaltung, des Zuhörens. Anders formuliert: die ,anderen' Frauen überhaupt erst einmal wahrzunehmen, auch jenseits der eigenen feministischen Ansprüche und ,Bilder' oder Denk-Voraussetzungen. Auf der Ebene des politischen Handelns und politischer Verständigung bedeutet das für sie die Hinwendung zum konkreten, direkten Kontakt, zum konkreten, direkten Bündnis in Bezug auf konkrete Fragestellungen und Problemlagen.

Zeigt sich das, was ,Subjekt' bedeuten könnte, womöglich gerade angesichts solch scharfer Differenz- oder auch Grenz-Erfahrungen?

4. ,Subjekt' in der Konfrontation: Grenzen und Differenzen

Das Thema ,Grenzen' spielte für die Herangehensweise und den Prozess des Fragens im Kontext der hier nochmals herangezogenen Studie eine zentrale Rolle. So bildete etwa die Hypothese, dass Grenz-Erfahrungen (nicht nur) im Kontext von Frauenbewegungen und Feminismus Anlässe für weiteres Suchen, Fragen und Über-Denken darstellen können einen der Ausgangspunkte für die Untersuchung. Die Frage der Forscherin nach erlebten und erfahrenen ,Engführungen' im Kontext feministischer Theoriebildung bzw. im Zusammenhang politischer, sozialer und kultureller Praxis von Frauenbewegungen beinhaltete die Vorstellung von – bewusst oder unbewusst – vorgenommenen Grenzziehungen und von Begrenztheit. Die Gesprächspartnerinnen selbst thematisierten ,Grenzen' auf verschiedene Weise und mit durchaus vielschichtigen Bezugspunkten. In einem Versuch der Systematisierung lassen sich die

dabei angesprochenen Grenz-Erfahrungen auf folgende Dimensionen beziehen:

- die in sich oder an sich *selbst erlebten Grenzen* der eigenen Möglichkeiten, Fähigkeiten oder Haltungen sowie die subjektiven Einstellungen gegenüber diesen eigenen Möglichkeiten oder Fähigkeiten (z.B. geringes Selbst-Vertrauen oder Selbstabwertung);
- die erfahrenen *Grenzen in sozialen Beziehungen* der verschiedenen ‚Intimitätszonen‘ das meint verschiedene Grade und Gründe von Nähe und Distanz, Beziehungen im ‚Privaten‘, in der Arbeit oder im ‚Politischen‘, im Kontext größerer oder kleinerer Gemeinschaften;
- die *strukturellen Grenzen* der ‚gesellschaftlichen Verhältnisse‘ sowie der Denkverhältnisse und der Denkmöglichkeiten –, dazu gehören soziale Positionierungen, Verweisungen und Zuschreibungen, vorhandene bzw. nicht-vorhandene Zugänge zu Lebensbereichen und Handlungsmöglichkeiten sowie vorherrschende kulturelle und soziale Praxen.

Insgesamt wurde deutlich: ‚Grenzen‘ strukturieren das Feld der Erfahrung und des Handelns, sie fordern gelegentlich (aber nicht zwangsläufig) zum Kampf oder zur Überschreitung heraus und setzen auch schmerzliche Zeichen. Für den hier verfolgten Gedankengang ist dabei vor allem die Frage interessant, inwiefern gerade auch die Konfrontation mit ‚Grenzen und Differenzen‘ zur ‚Subjektwerdung‘ beitragen kann. Im Versuch, dieser Frage empirisch wie theoretisch-philosophisch nachzugehen, kristallisiert sich etwas heraus, das man tatsächlich als ‚Subjekt-Bildungs-Prozess‘ im ‚Dagegen-Halten‘ resp. im Medium des ‚Gegen-Verhaltens‘ bezeichnen könnte.

Die interviewten Gesprächspartnerinnen thematisieren ‚Differenz-Erfahrungen‘ in ganz unterschiedlicher Hinsicht: So erleben sie sich etwa in Differenz zu angebotenen ‚Welt-Erklärungen‘, die ihnen im Prozess des Aufwachsens zur Verfügung stehen oder gestellt werden. Als ‚weibliche‘ Individuen werden sie zudem mit den Differenz-Konstruktionen entlang der Trennlinie ‚Geschlecht‘ konfrontiert und müssen sich dazu verhalten. Finden sie sich in Gemeinschaften mit anderen Mädchen oder Frauen zusammen (Freundschaftsbeziehungen, Frauengruppen), so stilisieren sie sich womöglich selbst in dieser ‚Geschlechter-Differenz‘, um sich einen Ort zu verschaffen, von dem aus sie die Welt betrachten können¹³ und von dem aus sie auch handeln können. Geschieht diese Gemeinschaftsbildung im Kontext der Frauenbewegung und des Feminismus, so wird daraus ein gemeinsames politisches Konzept und eine optionelle Denkmöglichkeit.

Innerhalb der Gruppen und Kollektive erfahren die Individuen die schwierigen, widersprüchlichen Verhältnisse von ‚Differenz‘ und ‚Gleichheit‘ (oder

13 So spricht eine Interviewpartnerin etwa von einer ‚Gemeinschaft der Außenseiterinnen‘, die sie mit anderen Mädchen in ihrer Klasse bildete.

‚Ähnlichkeit‘) *unter Frauen*, die jedoch nicht unbedingt als problematische Verhältnisse thematisiert werden können, ohne dadurch die – meist unter dem Vorzeichen ‚Gleichheit‘ gebildeten – Gemeinschaften und Kollektive sogleich wieder zu gefährden. In Bezug auf die Denkangebote feministischer Theoriebildung erleben sich die einzelnen Frauen ebenfalls in widersprüchlichen Verhältnissen: Sie erkennen sich darin zum einen wieder und sehen ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen als Teil eines neuen, ‚anderen‘, *oppositio-nellen* ‚Allgemeinen‘ repräsentiert. Zum anderen erleben sie sich aber auch in Differenz zu diesen Denkangeboten, da nicht unbedingt *alle* Facetten ihrer Existenz darin aufgehoben sind (und sein können). Sie sind ‚die Frauen‘, deren Erfahrungen und Leistungen feministische Forschung und Theoriebildung thematisiert, und sind doch auch ‚andere‘.

In den (historischen) Kämpfen um Sichtbarkeit, Bedeutung und Anerkennung, die durch die strukturell verankerte Unsichtbarkeit und Entwertung ‚weiblicher Existenz‘¹⁴ herausgefordert waren, finden Prozesse der Identifizierung statt, die sich der Notwendigkeit von Be-Schreibung, Kennzeichnung und Wertschätzung verdanken. Den gesellschaftlichen Bildern von Weiblichkeit und den normativ gesetzten Vorstellungen von Geschlechter-Beziehungen in der heterosexuellen Matrix setzten Frauen – gerade auch im Kontext von Frauenbewegungen und Feminismus – kritisch-utopisch eigene Bilder entgegen, die allerdings (zwangsläufig) auf die in der dominanten symbolischen Ordnung vorgesehenen ‚Orte der Frau‘ bezogen blieben. Erst die Wahrnehmung und Anerkennung der *Differenz unter Frauen* ermöglichte es, diese ‚eigenen Bilder‘ und Identifizierungen wieder zu öffnen.

Hier zeigt sich eine Dialektik von ‚Zuschreibung und Selbstgestaltung‘ (vgl. Maurer 1996), in der sich auch feministische Entwürfe stets bewegen. Indem Frauenbewegungen Kollektivität und gesellschaftliche Beziehungen unter Frauen ermöglichen, schaffen sie allerdings neue Öffentlichkeiten, in denen solche Versuche der ‚Selbst-Gestaltung‘ neu verhandelt und erprobt werden können. Sie stellen damit einen sehr konkreten und gleichzeitig symbolischen Raum her, in dem die einzelnen Individuen sich in ihren Erfahrungen auch (selbst)kritisch mit anderen austauschen und sich ihrer Wahrnehmung, ihrer ‚Subjekthaftigkeit‘ vergewissern können. ‚Subjekt-Werdung‘ findet also über (Bildungs-)Praktiken und in Lebenszusammenhängen statt; ‚Subjekte‘ werden somit als ‚situier‘ im sozialen Kontext und Feld erkennbar.

Festzuhalten bleibt, dass die damit verbundenen Prozesse durchaus widersprüchlich und spannungsvoll akzentuiert sind. Die verschiedenen Ambivalenz-Erfahrungen, die von den Gesprächspartnerinnen thematisiert wurden, verweisen auf die widersprüchliche, spannungsgeladene Strukturierung weib-

14 Damit ist hier wiederum gemeint: die Entwertung der Arbeit, der Erfahrung, des Beitrags von Frauen zum gesellschaftlich-menschlichen ‚Allgemeinen‘.

licher Lebenszusammenhänge unter den Bedingungen der Geschlechterhierarchie ebenso wie auf problematische Konzeptualisierungen ‚weiblicher Existenz‘ im Bereich der Theorie. Welche Strategien die Befragten im Umgang mit Mehrdeutigkeit, Vielschichtigkeit und Ambivalenz entwickelt haben, wurde mit Bezug auf das Interview-Material differenziert herausgearbeitet (vgl. Maurer 1996: 391-420 und 429ff.). Am Beispiel einer Gesprächspartnerin soll im Folgenden gezeigt werden, inwiefern ‚Subjekthaftes‘ sich gerade in seinen Schwierigkeiten als solches erweisen kann.

5. ‚Subjekt‘ im Dilemma: ‚Bin ich’s, oder bin ich’s nicht?‘

Die Erzählungen der hier referierten Interviewpartnerin, die aus einer ‚Arbeiterfamilie‘ stammt, zeugen immer wieder von großen Zweifeln, von einer grundlegenden Skepsis gegenüber den eigenen Fähigkeiten – und gleichzeitig von einer großen Erkenntnislust. So holt sich die Gesprächspartnerin über ihr Studierverhalten z.B. ‚die ganze Welt des Geistes‘, der ‚Allgemein-Bildung‘ einfach in ihr ‚Kompromiss-Studienfach‘ (Pädagogik) hinein. Allerdings stößt sie damit manchmal auch schmerzlich an Grenzen – z. B. dann, wenn sie sich mit ihrer Sprache und ihren Ideen nicht vermitteln kann, was sie selbst im Interview unter anderem am Prozess ihrer Examensarbeit demonstriert. Sie hat sich dafür ein anspruchsvolles philosophisch-psychoanalytisches Thema ausgesucht, in einer Art widerspenstigem und eigensinnigen Akt der ‚Grenzüberschreitung‘:

„... also ... der Konflikt ... um die Diplomarbeit ... der hat mich sehr beeindruckt! ... weil einer der Gutachter mir dann ja doch vermittelt hat, ... dass ich mich da an etwas heranwage, ... dem ich nicht gewachsen bin! ... Das hat der mir vermittelt, aber es war auch irgendwo richtig! Ich war dem ja auch – so gut wie nicht gewachsen, ... das Gefühl hatte ich ja selber ... Aber dass der mir dann so stark gezeigt hat, dass ich da über meine – Berechtigungen ‚rausgeschlagen bin ... das hat mich schon in Angst und Schrecken versetzt ...“ (zit. nach Maurer 1996: 248).

Eine Konsequenz, die sie aus den vergangenen Erfahrungen zieht, ist die ungeheure Vorsicht, mit der sie danach grundsätzliche Kritik formuliert. Dass ihre Gegenüber der vorsichtigen Sprache die subversive Absicht dennoch anmerken, zeigt ihr, dass die Wirkung des eigenen Handelns nicht so ohne Weiteres steuerbar ist. Im folgenden zeichnet sich eine weitere Grenz-Erfahrung auf anderer Ebene ab, die beide Gesprächspartnerinnen im Interview immer wieder zu Lachstürmen hinreißt:

„Und dann hab‘ ich mir überlegt: Ja, wie frag‘ ich? (lacht) Dann hab‘ ich mich zuerst daheim hingesetzt und ... hab‘ abgewogen, wie kann ich fragen, um nicht allzu blöd

dazustehen ... im Seminar wurde mir dann schon vorgeführt, wie es ist, wenn man sich da ungünstig verhält ... (beide lachen) ... Dann dachte ich: Na ja, gut, dann muss ich immanent argumentieren und – muss auf diese zwei Artikel verweisen. Dann dachte ich aber: Wie genau darf ich das machen? Ich hab' dann natürlich hübsch und brav diese zwei Artikelchen nachgelesen ... und dann hab' ich gedacht: Aber so mit Zitieren und so – das mach' ich auf gar keinen Fall! Weil, das klingt dann – zu präzise. Das klingt dann zu – kämpferisch, oder – zu wenig meiner Position als Unwissende, oder: relativ Unwissende auch angemessen ... (beide lachen) Ich muss jetzt einfach versuchen, irgendwie eine Argumentation zu finden, die mich nicht ganz unwissend dastehen lässt, aber die jetzt auch nicht rechthaberisch ist ... Und ich fand das wirklich schwierig, und – es hat aber auch nicht gut funktioniert! (beide lachen)“ (zit. nach Maurer 1996: 248f.).

Diese Passage zeigt, wie die Gesprächspartnerin in der von ihr erzählten Situation auf ihrer Frage, ihrem Zweifel besteht und gleichzeitig alle möglichen Anstrengungen unternimmt, ihre Kompetenz zu verstecken. Meines Erachtens ,versteckt' sich gerade in diesem Doppelten ihre ,Subjekthaftigkeit'. Davon zeugt auch die folgende Passage:

„Na ja (lacht), da bin ich ja echt furchtbar davon angetan, von dieser Auseinandersetzung (ironisch)! ... Da musst Du geschickt fragen, wenn Du was rauskriegen willst! ... Ich glaub', da kriegst Du aus mir nix raus! ... Da weht eisiges Schweigen (lacht)! ... es hat mich auch sehr irgendwie immer sehr beschäftigt. Das ist schon so ... Ich kann da jetzt nicht mehr so weiterreden wie bisher ... das merk' ich deutlich, deshalb hab' ich geradezu einen gewissen Widerstand ...“ (zit. in Maurer 1996: 374).

In der Analyse des Interviews (vgl. Maurer 1996: 366ff.) wird zunächst das Unbehagen der Gesprächspartnerin gegenüber ,falschen Gemeinschaften' diskutiert (gemeint ist hier v.a. deren normative Dimension und der damit potentiell verbundene ,Gruppendruck'), wobei sie selbst in ihrer Erzählung gleich das Problem des ,Einzelgängerischen' und ,Randständigen' (letztlich: der Einsamkeit) aufwirft, wenn anstelle dieser ,falschen Gemeinschaften' keine *alternativen* kollektiven Handlungs-Räume bestehen. In einem zweiten Schritt wird die Faszination – und das gleichzeitig auch als bedrohlich Empfundene – einer Perspektive der ,radikalen Kritik' (in ihrer Dimension als Dekonstruktion) herausgearbeitet. Hier ergibt sich etwa die Frage, wie eine solche Perspektive von den Einzelnen ,ausgehalten' werden kann bzw. was eine solche Sicht auf die Welt mit den Individuen macht. Die Gesprächspartnerin formuliert in diesem Zusammenhang z.B. die Notwendigkeit von ,Eindeutigkeit' in bestimmten Lebenssituationen und das Problem der Überanpassung als mögliche subjektive Reaktion auf Auflösungserscheinungen (des Selbst?) im Zuge eines Denkens der radikalen Dekonstruktion.

Schließlich wird die Auseinandersetzung über ,dieses Thema' zwischen beiden Beteiligten im Interview selbst einer analytischen Betrachtung unterzogen, denn die Gesprächspartnerin stellt ihr Dilemma als ,unüberbrückbare Kluft' dar, während die Interviewerin nach Möglichkeiten der Vermittlung und nach einem ,inneren Zusammenhang' sucht. Selbstkritisch und selbstiro-

nisch wird in dem daraus entstehenden gemeinsamen Denk-Versuch das Problem der eigenen Grenzen und eine durchaus vorhandene ‚Sehnsucht nach Ganzheit‘, nach ‚Erlösung‘ und ‚Trost‘ erörtert. Am Ende steht die Frage nach entscheidenden Voraussetzungen für ‚Bewegung‘, für ‚Veränderung‘ in den gesellschaftlichen Strukturen, den Lebensverhältnissen der Individuen und ihrer ‚Gemeinschaften‘.

Mit dem hier gewählten Interview-Beispiel komme ich auf die eingangs formulierte These zurück, dass in der ‚gelebten Praxis‘ schon immer mit der Brüchigkeit und Mehrdeutigkeit des ‚Subjekthaften‘ umgegangen wird und dass genau dieses ‚Umgehen damit‘ (‚Bin ich nun Subjekt meines Fragens, oder bin ich’s nicht?‘) auf ‚Subjekthaftes‘ verweist. Damit verbunden sind Anstrengungen und Konflikte, aber auch subversive Strategien und eine gewisse Dynamik. Das ‚Subjekt‘ zeigt sich dabei zum einen als ‚flüchtiges Wesen‘ – momenthaft, situativ, mit vielen Übergängen und Unschärfe-Bereichen. Zum anderen tritt ‚Subjekt‘ in Erscheinung als etwas, das eigensinnig (auf etwas) beharrt, sich als widerständig – auch gegenüber Veränderung – erweist, geradezu als ‚harter Brocken‘, also alles andere als ‚flüchtig‘.

Bevor ich zu meinem abschließenden Fazit (oder besser Ausblick) komme, möchte ich noch eine Frage aufgreifen, die ebenfalls herausfordert: Brauchen wir – heute noch, heute wieder, oder heute erst recht – einen klaren Subjekt-Begriff, um einen Ankerpunkt, einen Ausgangs- und auch Bezugspunkt für (gesellschaftliche) Veränderung zu haben?¹⁵ Und inwiefern kann die Kategorie und konkrete Dimension der *Intersubjektivität* hier als Erinnerungsspur hilfreich sein, weil mit ihr zwischenmenschliche Abhängigkeit, Begehren und die Möglichkeit der Solidarität – auch unter ‚Fremden‘ – thematisierbar werden?

6. Ein Schritt zur Seite: 'Das Subjekt' zwischen unterschiedlichen kritisch-theoretischen Bezügen

Der Soziologe Albert Scherr weist darauf hin, dass *Subjekt* wie *Subjektivität* vielfach umstritten und umkämpft, immer auch konstruiert und kontextuell, so widersprüchlich wie veränderlich und zudem *Schnittpunkte* oder auch *Verbindungspunkte* sind. Laut Scherr muss Subjektivität als sozial ermöglicht

15 Im Rahmen eines von Barbara Stauber und Christine Riegel veranstalteten Workshops im Juni 2011 an der Universität Tübingen hatte ich Gelegenheit, über diese Frage erneut mit einigen Kolleg_innen zu diskutieren. Mit vorbereiteten Statements haben sich an dieser Debatte außer mir selbst Rudi Leiprecht, Albert Scherr und Josef Held beteiligt. Eberhard Bolay, Lucie Billmann, Christine Riegel und Barbara Stauber waren ebenfalls aktive Diskutant_innen.

und eingeschränkt zugleich vorgestellt werden. Sie kann daher als *widersprüchliche Einheit von Bestimmtheit und Selbstbestimmung* konzeptualisiert werden. Im Kontext dialektischen Denkens wäre das eben dies – ein *dialektisches Subjektverständnis*. Subjektivität könnte in diesem Zusammenhang – neben der „Spontaneität des Ich“ (im Sinne George Herbert Meads) – auch in einer graduierbaren Qualität beschrieben und rekonstruiert werden: Als wie eigensinnig, wie moralisch urteilsfähig, wie rational bzw. kritisch denkfähig, wie selbstbestimmungsfähig, wie selbstreflexiv erweisen sich konkrete Individuen? Insofern zeigt sich Subjektivität als sozial außerordentlich voraussetzungsvolle Qualität und könnte – im Hinblick auf die letztgenannten Aspekte – auch als normatives Konzept gelten. So wird etwa im Diskurs der Menschenrechte und in sozialphilosophischen Reflexionen *Menschenwürde* auch als *Respekt vor der Autonomie des Subjekts* im Sinne seiner prinzipiell gegebenen Subjektivität, seines Subjekt-Potentials gedacht. In der von Amartya Sen vorgeschlagenen Perspektive der ‚capabilities‘ werden die dafür bedeutsamen Möglichkeits- und Ermöglichungsbedingungen formuliert.

Josef Held, der die Denkmöglichkeiten der Kritischen Psychologie mit komplexen empirischen Studien zur Lebensführung und zur politischen Orientierung weiter entwickelt, setzt anderes an. Er unterscheidet zwischen der theoretischen Kategorie *Subjekt* und der empirischen Rekonstruktion von oder Annäherung an *Subjektivität*. In diesem Zusammenhang fasst er auch *Handlungsfähigkeit* in einer doppelten Weise. Mit Bezug auf Klaus Holzkamp weise der ‚Subjektstandpunkt‘ über die *restriktive* – da gesellschaftlich bedingte – Handlungsfähigkeit hinaus, im Streben nach *verallgemeinerter* Handlungsfähigkeit, die nicht mehr einfach ‚bedingt‘, sondern vielmehr bewusst ‚begründet‘ sei. Laut Held verbindet sich damit nicht ein emphatischer Bezug auf ein idealistisch gedachtes ‚Subjekt des Bewusstseins oder der Erkenntnis‘ sondern vielmehr die Vorstellung, über einen Prozess des (politischen) Lernens zu anderen Handlungsoptionen gelangen zu können. Folgerichtig erscheint von daher Helds Bezug auf die *empirische Subjektivität*, die sich zeigt, indem situations- und personenspezifisches Handeln in ganz bestimmten „Möglichkeitsräumen“ untersucht wird (vgl. hierzu auch die Studie von Held et al. 2011).

Wie bereits Karl Marx im 18. Brumaire schreibt, machen die Menschen ihre Geschichte zwar nicht ‚aus freien Stücken‘, aber sie machen sie selber (vgl. Marx 2007). ‚Widerständiges Handeln‘ ist in diesem Zusammenhang – und hier ergeben sich deutliche Korrespondenzen zu anderen kritisch-theoretischen oder machtanalytischen Denkangeboten – restriktive und verallgemeinerte Handlungsfähigkeit zugleich. Da jedes Handeln sozial vermittelt – also auch von „struktureller Gewalt“ (Galtung) oder dem „Netz der Macht“ (Foucault) durchzogen – ist, bleibt es in sich widersprüchlich bzw. mehrdeutig.

Die Mehrdeutigkeit sozialer Praktiken wird auch von Vertreter_innen der Cultural Studies aufgegriffen. Auch dort zeigt sich übrigens die Foucault'sche Inspiration, die nicht zuletzt darin besteht, zu forschen, um ‚nicht

mehr dasselbe zu denken wie zuvor‘, also: Fragen von unerwarteten Blickwinkeln her aufzuwerfen und sich von den Befunden auch überraschen zu lassen. Für die Frage nach dem ‚Subjekt‘ besonders relevant ist das von Foucault mit seinen Studien verfolgte Interesse an mikrophysischen Machtbeziehungen. Es setzt meines Erachtens eine besondere Aufmerksamkeit und auch Respekt für das konkrete Über-Leben in widrigen Verhältnissen voraus, auch eine Haltung der Mit-Verantwortlichkeit für die (Re-)Konstruktion von Handlungsfähigkeit.

Rainer Winter (2001) verweist in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten von Michel de Certeau: Bei de Certeau ist von ‚Spielen mit der Macht‘ die Rede, welche die herrschende Ordnung zwar nicht verlassen können, die aber doch temporäre und räumlich begrenzte Fluchtlinien eröffnen, indem sie ihre eigenen Regeln, Haltungen und Zwecksetzungen einbringen. Certeau nennt dies auch ‚kreatives Vorgehen im Alltag‘ (vgl. Certeau 1988). Machtverhältnisse werden durch das Einwirken von Handlungen auf Handlungen bestimmt. Machtwirkungen kommen also durch Praktiken zustande, und jene eröffnen gleichzeitig Veränderungsmöglichkeiten – dieser Gedanke wurde besonders im Kontext der Cultural Studies empirisch produktiv gemacht (vgl. dazu insgesamt Lindner 2000, Winter 2001). ‚Subjekte‘ konstituieren sich demnach in spezifischen Machtrelationen und nicht abstrakt, sondern konkret-körperlich, durch sehr konkrete Praktiken im Alltag.

7. Subjekt-Perspektiven? Ein Hoffnungshorizont...

„Der Mensch ist keine Idee, Rambert.“ (Albert Camus 1947)¹⁶

Werden ‚Subjekte‘ als ‚Menschen in Kräftefeldern‘ gedacht, so können auch diejenigen Praktiken ins Feld der Wahrnehmung gelangen, die direkt gegen das vorgehen, was einer/einem nicht passt, was eine(n) überhaupt erst ‚regierbar‘ macht, wie z.B. die Zuschreibung von subjektiven Eigenschaften, die naturalisierende Festlegung, das Einordnen und im Raum Verteilen, das Hierarchisieren. Ein solches Denken muss sich nicht auf ‚Identität(en)‘ und ‚Zugehörigkeit(en)‘ berufen, sondern kann die widerspenstigen Kräfte in den Individuen, Gruppen und ‚Szenen‘ selbst aufsuchen, die in *Selbstverständnissen*, *Positionen* und anderen *Definitionen* nicht eindeutig aufgehen (vgl. hierzu insgesamt Wenta 1997, Maurer 2001). So schlägt etwa der Historiker Philipp Sarasin vor, ein „Subjekt der agency“ zu denken, um „jenseits der Fallen

16 Gefunden habe ich diesen Satz auf Seite 67 der spannenden Diplomarbeit von Reiner Baur, „Das permanent überforderte Subjekt“ (2008). Das Originalzitat findet sich in Albert Camus Roman „Die Pest“ aus dem Jahr 1947.

der Bewusstseinsphilosophie“ fragen zu können, „wie Subjekte sich in den Widersprüchen der symbolischen Ordnung als eigenständige, eigensinnige Produkte dieser Ordnung einnisten“ (Sarasin 2003: 55). Seine Überlegungen führe ich hier nicht zuletzt deshalb an, weil er sich mit einem Spannungsfeld auseinandersetzt, das auch für diesen Beitrag von zentraler Bedeutung ist: das Spannungsfeld von *Diskurs*, *Politik* und *Erfahrung*. In diesem Spannungsfeld erscheint ein sozial situiertes, kontextuiertes ‚Wissen‘ (als ‚Erfahrung‘ und ‚Erkenntnis‘) angebracht, das sich seiner Gespaltenheit, seiner Vieldeutigkeit und Instabilität immer wieder gewahr wird.

Gemäß Sarasin wird auch für Foucault das Subjekt zum Punkt des Widerstands gegen die politische Macht (vgl. Sarasin 2005: 192). In seiner „Hermeneutik des Subjekts“ (2004) schreibt Foucault: „... wenn es denn wahr ist, dass es keinen anderen, ersten und letzten Punkt des Widerstandes gegen die politische Macht gibt als die Beziehung seiner zu sich selbst“, so wäre es „eine dringende, grundlegende und politisch unabdingbare Aufgabe, eine Ethik des Selbst zu begründen“ (Foucault 2004: 313). Damit bekennt sich Foucault zu einer Strategie, die „versucht, das Subjekt wieder im historischen Bereich jener Praktiken und Prozesse anzuedeln, in denen es nie aufgehört hat, sich zu wandeln“ (Foucault 2004: 640).¹⁷ Er lässt hier also „das Subjekt in seiner Unhintergebarkeit“ (Foucault 2004: 81) – nicht: Gegebenheit! – hervortreten (vgl. Sarasin 2005: 193).

Mit dem ‚konkreten Subjekt‘ und mit der *Subjektivität* dieses ‚konkreten Subjekts‘ wird jede gesellschaftliche Bewegung erst lebendig. Es führt also kein Weg an *diesem* ‚Subjekt der Geschichte‘ vorbei. Die für diesen Beitrag herangezogene Studie fokussierte dabei das Moment des Unbehagens in den gesellschaftlichen Verhältnissen, aber auch das Widerstreben im Innern der oppositionellen Milieus und Strömungen, die sich kritisch auf diese gesellschaftlichen Verhältnisse beziehen.

‚Subjekthaftes‘ wurde dabei deutlich im ‚sich artikulieren‘, auch im ‚etwas re-artikulieren‘ – im Erheben von *Einspruch* gegen Ungerechtigkeit und *Anspruch* auf Demokratie und Teilhabe. ‚Subjekthaftes‘ wurde auch deutlich über Konflikthaftes und Kontroverses, zeigte sich angesichts von Differenz, im Dissens, und bleibt so ‚subjektiv‘ auch weiterhin spürbar. Nicht zuletzt wurde ‚Subjekthaftes‘ im ‚Widerstand‘ erkennbar, der noch die eigenen Bewegungen und Bestrebungen unterläuft und durchkreuzt.

Physikalisch verweist ‚Widerstand‘ auf Spannung – sozial wird daraus die Spannung des Konflikts, aber auch die Lust auf Veränderung. Aus beiden entstehen Bewegung und Entwicklung immer wieder neu. Und das alles meint die Rede vom *Subjekt als Widerstand*.

17 In der Tradition der Kritischen Theorie wäre dies wohl die Rekonstruktion der subversiven, Herrschaft immer auch unterlaufenden, Subjektivität (vgl. etwa Rudolf zur Lippe 1987).

Literatur

- Baur, Reiner (2008): Das permanent überforderte Subjekt. Sozialpädagogik und die Zumutungen der Moderne. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Tübingen: Universität Tübingen/Institut für Erziehungswissenschaft.
- Beauvoir, Simone de [1949] (1979): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bloch, Ernst (1985): Werkausgabe. Band 5: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bovenschen, Silvia (1979): Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Braun, Christoph (2007): Die Stellung des Subjekts. Lacans Psychoanalyse. Berlin: Parodos.
- Butler, Judith (1993): Ort der politischen Neuverhandlung. Der Feminismus braucht „die Frauen“, aber er muss nicht wissen „wer“ sie sind. In: Frankfurter Rundschau vom 27.07.1993.
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, Judith (2002): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Certeau, Michel de (1988): Die Kunst des Handelns. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1978): Die Machtverhältnisse durchziehen das Körperinnere. Ein Gespräch mit Lucette Finas. In: François Ewald (Hrsg.): Dispositive der Macht – Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1986): Die Sorge um sich. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2004): Hermeneutik des Subjekts. Vorlesung am Collège de France. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Frank, Manfred (2006): Die Unhintergebarkeit von Individualität. Reflexionen über Subjekt, Person und Individuum aus Anlass ihrer "postmodernen" Toterklärung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hall, Stuart (1992): The Question of Cultural Identity. In: Hall, Stuart/Held, David/McGrew, Tony (Hrsg.): Modernity and its Futures. Cambridge: Polity Press, S. 273-326.
- Haug, Frigga/Hauser, Kornelia (Hrsg.) (1985): Subjekt Frau. Kritische Psychologie der Frauen. Berlin: Argument.
- Hauskeller, Christine (2000): Das paradoxe Subjekt. Widerstand und Unterwerfung bei Judith Butler und Michel Foucault. Tübingen: edition diskord.
- Held, Josef/Bibouche, Seddik/Billmann, Lucie/Holbein, Melanie/Kempf, Martina/Kröll, Tobias (2011): Was bewegt junge Menschen? Lebensführung und solidarisches Handeln junger Beschäftigter im Dienstleistungsbereich. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Holzcamp, Klaus (1993): Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung. Frankfurt am Main: Campus.
- Ivekovic, Rada (1990): Die Postmoderne und das Weibliche in der Philosophie. In: Nagl-Docekal, Herta (Hrsg.): Feministische Philosophie. Wien/München: Oldenbourg, S. 123-135.
- Landweer, Hilge (1990): Das Märtyrerinnenmodell. Zur diskursiven Erzeugung weiblicher Identität. Pfaffenweiler: Centaurus.

- Leiprecht, Rudolf (1990): Da baut sich ja in uns ein Haß auf – Zur subjektiven Funktionalität von Rassismus und Ethnozentrismus bei abhängig beschäftigten Jugendlichen – eine empirische Untersuchung. Hamburg/Berlin: Argument.
- Lindner, Rolf (2000): Die Stunde der Cultural Studies. Wien: Universitätsverlag Wien.
- List, Elisabeth (2001): Grenzen der Verfügbbarkeit: die Technik, das Subjekt und das Lebendige. Wien: Passagen.
- Marx, Karl (2007): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. Kommentar von Hauke Brunkhorst. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maurer, Susanne (1996): Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung. Feministische Identitätspolitiken im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie. Tübingen: edition discord.
- Maurer, Susanne (2001): Zentrierte Vielfalt? Zur Frage von Subjekt und Handlungsfähigkeit in der Auseinandersetzung mit poststrukturalistischem Denken. In: Fritzsche, Bettina et al. (Hrsg.): Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, S. 105-118.
- Maurer, Susanne (2001): Das Soziale und die Differenz. Zur (De-)Thematisierung von Differenz in der Sozialpädagogik. In: Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hrsg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 125-142.
- Maurer, Susanne (2006): Gouvernementalität ‚von unten her‘ denken: Soziale Arbeit und soziale Bewegungen als (kollektive) Akteure ‚beweglicher Ordnungen‘. In: Weber, Susanne Maria/Maurer, Susanne (Hrsg.): Gouvernementalität und Erziehungswissenschaft: Wissen – Macht – Transformation. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 233-252.
- Maurer, Susanne (2010): „Medienbiografien“ – ein Zugang zu den Lebenswelten von Adressatinnen und Adressaten Sozialer Arbeit? In: Hauptert, Bernhard/Schilling, Sigrid/Maurer, Susanne (Hrsg.): Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Professionen. Bern: Peter Lang, S. 117-132.
- Maurer, Susanne (2011): Bildung als gelebte Kritik und (soziale) Bewegung oder: „Was mich vergangene Woche interessiert hat am Feminismus...“. In: Lederer, Bernd (Hrsg.): „Bildung“: was sie war, ist, sein sollte. Zur Bestimmung eines strittigen Begriffs. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH, S. 151-172.
- Michalitsch, Gabriele (2006): Die neoliberale Domestizierung des Subjekts. Von den Leidenschaften zum Kalkül. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Projekt feministische Theorien im Nordverbund (Hrsg.) (2000): Subjekt und Erkenntnis. Einsichten in feministische Theoriebildungen. Opladen : Leske + Budrich.
- Roth, Roland (1985): Rebellische Subjektivität. Herbert Marcuse und die neuen Protestbewegungen. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Sarasin, Philipp (2003): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sarasin, Philipp (2005): Michel Foucault zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Sattler, Elisabeth (2009): Die riskierte Souveränität. Erziehungswissenschaftliche Studien zur modernen Subjektivität. Bielefeld: transkript.
- Schäfer, Thomas (1995): Reflektierte Vernunft – Michel Foucaults philosophisches Projekt einer antitotalitären Macht- und Wahrheitskritik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schuller, Marianne (1990): Vergabe des Wissens. Notizen zum Verhältnis von ‚weiblicher Intellektualität‘ und Macht. In: Schuller, Marianne: Im Unterschied. Frankfurt am Main: Verlag Neue Kritik, S. 189-198.

- Sen, Amartya (1985): *Commodities and Capabilities*. Amsterdam: North-Holland.
- Soiland, Tove (2005): Kritische Anmerkungen zum Machtbegriff in der Gender-Theorie auf dem Hintergrund von Michel Foucaults Gouvernementalitätsanalyse. In: *Widersprüche* 25, 1, S. 7-25.
- Wenta, Anke (1997): Individualität serienmäßig. Zur Produktivität der Kategorie Macht für die Praxis der Sozialpädagogik am Beispiel des Rassismus. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Tübingen: Universität Tübingen/Institut für Erziehungswissenschaft.
- Winter, Rainer (2001): *Die Kunst des Eigensinns: Cultural Studies als Kritik der Macht*. Weilerswist: Velbrück.
- Zur Lippe, Rudolf (1987): *Sinnenbewusstsein. Grundlegung einer anthropologischen Ästhetik*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Die Praxis der Geschlechter(in)differenz und ihre Infrastruktur¹

Stefan Hirschauer

Ein wissenschaftsgeschichtlicher Zufall will es, dass ein subjekttheoretischer und ein soziologischer Geschlechtsbegriff ihren Ausgangspunkt in den 1960er Jahren an derselben Person nahmen: An ‚Agnes‘, wie der Soziologe Harold Garfinkel eine Patientin des kalifornischen Psychoanalytikers Robert Stoller nannte, die nach einer Genitaloperation verlangte. Stoller nahm Agnes zum Anlass, eine neuartige Subjekttheorie über das Geschlecht zu begründen, die eine von der Psychoanalyse gestellte Herausforderung aufgriff: Wie lässt sich die Annahme der Kastrationsangst dogmatisch aufrechterhalten, wenn es doch Menschen gibt, die ihre körperliche Integrität offenbar zugunsten von irgendetwas anderem preisgeben? Stollers Antwort war die ‚core gender identity‘, eine früh angelegte innerpsychische Repräsentanz von Geschlecht.

Der soziologische Hospitant an der UCLA war dagegen der Ansicht, dass es unter der Schädeldecke sowieso nichts wirklich Interessantes gab. Er nahm Agnes' Schilderungen und ihr körperliches Auftreten daher nicht als Ausdruck einer inneren Überzeugung wahr, sondern schlicht als solche: als Formen der Schilderung und des Auftretens, die in der Lage waren, sowohl bei ihm als auch bei den klinischen Diagnostikern und im sozialen Umfeld der Patientin den überzeugenden Eindruck zu erwecken, dass Agnes eine Frau war. Garfinkel betrachtete Agnes als Ethno-Methodologin, als Erforscherin der Methoden ihrer eigenen Kultur, um soziale Phänomene zur Erscheinung zu bringen, z.B. das Frausein: Wer die Seiten wechseln will, ist auf existentielle Weise darauf angewiesen, herauszufinden, *wie man das macht* – und zwar ohne dass Benimmbücher über Geschlechtsrollen oder die innere Überzeugung vom eigenen Frausein irgendeine Hilfe dabei böten, diese kunstvolle Praxis eines ganz natürlichen Geschlechts zu erlernen: die Geschlechtsdarstellung, das ‚doing gender‘.

1 Dieser Aufsatz ist eine gekürzte Fassung von „Zwischen ungeschlechtlichen Personen und geschlechtlichen Unpersonen“ (in: H. Richter-Appelt/A. Hill (Hrsg.): *Geschlecht zwischen Spiel und Zwang*. Psychosozialverlag 2004). Stärker ausgeführt findet sich seine Argumentation in Hirschauer 1994 und 2001.

Charakteristisch für diesen Geschlechtsbegriff ist eine Prozessualisierung und eine neue *Lokalisierung* von Geschlecht. Es wird vom Individuum dezentriert: Personen haben bestimmte Gesten, Gesichter und Haltungen nicht als ihre geschlechtliche Eigenschaft, sondern umgekehrt: Sie haben ihr Geschlecht nur als Eigenschaft jener Gesten und Tätigkeiten – es liegt *in* ihren Praktiken. Dieser Grundgedanke, den die Soziologie in den folgenden Jahrzehnten weiterentwickelte, wurde 25 Jahre später in einer anderen Disziplin und Theorietradition gewissermaßen neu entdeckt: in Judith Butlers post-strukturalistischer These von der Performativität des Geschlechts. Dieses wird in situativen Akten inszeniert. Butlers Arbeiten öffneten freilich die Tür für ein weit verbreitetes Missverständnis dieses Gedankens. Da sie im Kontext nicht etwa einer Soziologie, sondern einer politischen Philosophie der Geschlechterdifferenz formuliert wurden, platzierten sie das Subjekt in eine ebenso hoffnungsschwangere wie aussichtslose Opposition zu gesellschaftlichen Strukturen. Das Performative winkte mit Freiheitsversprechen.

Die soziologische Theoriebildung hatte dagegen den Grundgedanken Garfinkels in eine ganz andere Richtung weiterentwickelt. Wenn das Geschlecht primär in unseren Praktiken liegt, wie sind diese dann *sozial organisiert*, so dass wir es immer wieder hervorbringen? Schon Garfinkel betonte an Agnes nicht den Freiheitswillen, sondern die Zwangslage, sich ein praktisches Wissen aneignen zu müssen, das andere Menschen im Modus des Selbstverständlichen haben: Die Geschlechtsdarstellung ist eine hochgradig körperlich verankerte Routine, die wir keinesfalls nach Belieben wechseln können. Außerdem konnte Agnes sich diese Praxis eben nicht im Rahmen eines Spiels aneignen – das wir jederzeit zugunsten des Alltagslebens beenden können –, sondern ganz ohne die Möglichkeit des Ausstiegs, fortlaufend, “with no time out”, wie Garfinkel formulierte. Susan Kessler und Wendy McKenna fügten eine weitere Verankerung des Geschlechts hinzu: das im ersten Eindruck erworbene Wissen eines Gegenübers, der unsere Geschlechtszugehörigkeit kognitiv festhält, auch wenn wir alle möglichen abweichenden Verhaltensweisen zeigen.

Es sind aber nicht nur diese in Interaktionen wirksamen Zwänge, die die so flüchtig erscheinende Elementarpraxis der Geschlechterdifferenz zu einer stabilen sozialen Tatsache machen. Die Praxis findet nicht in einem luftleeren Raum statt. Sie ist zum ersten selbst strukturbildend und findet zum zweiten in einem vorstrukturierten Kontext statt.

Selbststabilisierung der Praxis: Die geschlechtliche Fixierung von Individuen

Die erste Frage der Strukturbildung ließ sich ebenfalls gut am Fall der Transsexualität untersuchen. Wenn man fragt, warum die Geschlechtsdarstellung einer Person nicht einfach von Situation zu Situation wechselt, stellt man fest, dass die Darstellungspraxis im zeitlichen Verlauf eine Reihe von Selbstrestriktionen erzeugt, die Individuen auf die Darstellung eines der beiden Geschlechter festlegen.

So erzeugen Geschlechtsdarstellungen zugleich eine Art *korporales Gedächtnis*, eine fleischliche Biographie, deren Umschreiben mindestens so mühsam ist wie die der Erzähltexte der Lebensgeschichte. Ein Körper, der lange in der Darstellung des einen Geschlechts gebraucht wurde, benötigt Jahre des Trainings, um für die Darstellung des anderen tauglich zu sein. Unsere kulturellen Verhaltenscodes prägen sich ihm ein und machen ihn zu einem Darstellungsmedium – ein Umstand, der sich im Rahmen einer *Texttheorie* des Körpers schlecht fassen lässt. Dies hat einen Nachteil für den Geschlechtswechsel: Es erschwert es uns, umstandslos auf ein anderes Darstellungsrepertoire zurückzugreifen. Andererseits hat es einen Vorteil für die Mühelosigkeit der Darstellung: Körperliche Routinen entlasten uns von einem mentalen Wissen, wie wir unsere Geschlechtszugehörigkeit darstellen. Wir müssen wissen, wie es zu tun ist, aber ohne gleichzeitig zu wissen, wie wir es tun. Was unser Körper weiß und behält, müssen wir uns nicht merken.

Auf ganz andere Weise hält das *Gedächtnis der ‚Mitwisser‘* (Angehörige, Freunde, Bekannte von Transsexuellen) eine einmal vollzogene Geschlechtsdarstellung fest, z.B. in Anredeformen, die sie zur geschlechtlichen Ordnung rufen. Die Geschlechtskategorisierung von Personen wird auch als konstitutives Element in Beziehungen stabilisiert, in denen jemand zum einen als Frau oder Mann *bekannt*, zum anderen als ‚Tochter‘, ‚Freund‘ etc. *verbunden* ist und erhalten werden soll. In dieser Hinsicht deckt ein Geschlechtswechsel die affektive Besetzung einer Geschlechtszugehörigkeit durch *andere* auf: Wir sind *ihre* Frauen und Männer.

Weitere Verankerungen der Geschlechtszugehörigkeit sind das Gedächtnis der Akten, das die Geburtszuschreibung festhält; die Erinnerungen der Lebensgeschichte, die umzudeuten sind; und natürlich die körperlichen Geschlechtszeichen, die als symbolisch aufgeladene ‚Merkmale‘ wie Platzanweiser erlebt werden können.

Die Infrastruktur der Praxis

Wenn man auf diese Weise die Konstanz individueller Geschlechtszugehörigkeit rekonstruiert, hat man erklärt, warum Geschlechtsdarstellungen nicht leicht gewechselt werden können, nicht aber, warum sie überhaupt stattfinden. Dazu muss man nach den gesellschaftlichen Kontextbedingungen fragen, die uns unsere geschlechtskonstruierenden Praktiken ständig wiederholen lassen.

Die Geschichte der geschlechtlichen Differenzierung hat eine Vielzahl von institutionellen Arrangements hervorgebracht, in denen sich die Praxis der Geschlechterunterscheidung gewissermaßen wieder begegnet und an sich selbst erinnert. Der ‚Wille zum Wissen‘ der Geschlechtszugehörigkeit ist in einer ganzen Infrastruktur institutionalisiert, deren elementare Bausteine die Kenntlichmachung von Männern und Frauen im Modedesign und die geschlechtsdifferenzierenden Vornamen sind. Die visuelle und sprachliche Dauerpräsenz des Geschlechts bilden seine basale Institutionalisierung. Sie stellen Weichen für die interaktive Konstruktion der Geschlechterdifferenz.

Dasselbe gilt für die vermutlich älteste Struktur, in die das Geschlecht eingeschrieben ist: das *grammatische Genus*. In den Strukturen vieler Sprachen steckt insofern der ‚Wille zum Wissen‘, als das Genus von Pronomen dazu zwingt, das Geschlecht eines Individuums zu kennen, wenn man es in der dritten Person bezeichnen will.

Weitaus wandlungsfähiger als grammatische Strukturen sind die *Geschlechterstereotypen*. Sie existieren unter anderem in einem massenmedialen Bilderdiskurs, der für eine ästhetische Mobilisierung seiner RezipientInnen sorgt. Er platziert Individuen insofern auf einer abschüssigen Vertikale der Geschlechtsgeltung, als er nicht die ‚naturegegebene Konstanz‘, sondern das kontingente (Zurecht)Gemacht-Sein der Geschlechtszugehörigkeit betont: Sie muss herausgestellt, vertreten und repariert werden. Die professionell erzeugten Idealbilder streuen Makel unter die Rezipienten und rufen Kompensationsleistungen in Bezug auf die Beschaffenheit der Körper (Diät, Kosmetik, Bodybuilding) und die soziale Figur, die man ‚abgibt‘, hervor. Diese dauerhafte Stimulation von Darstellungsleistungen gibt Darstellungen einen chronisch kompensatorischen Zug. Entscheidend ist nicht der ‚Sex-Appeal‘, den die Modelle haben, sondern der, den sie an die Betrachter richten: „Hallo Sie, Sie sind doch eine Frau. Sind Sie keine Frau? Durch dieses Produkt werden Sie es garantiert!“ Idealbilder machen uns zu Mängelwesen.

Es gibt aber auch *materielle Artefakte*, denen es nicht egal ist, welches Geschlecht jemand hat. Viele Waren stellen die Geschlechterdifferenz im Medium von Produktlinien dar: Kleidungsstücke, Taschen, Luxusartikel usw. Einige werden explizit als ‚Paare‘ angeboten (etwa Windeln oder Parfums). Andere Artefakte *machen* einen Geschlechtsunterschied, ohne ihn zu symbolisieren, indem sie potentiellen Nutzern eine unpassende Geschlechtszugehö-

rigkeit geben. Frauen in Männerberufen kennen das von Urnierbecken, Werkbänken oder Pilotensitzen, Hausmänner kennen es von Bügelbrettern, Kinderwagen, Wickeltischen und Spülen. Diese Artefakte enthalten mit der technischen Norm eines weiblichen oder männlichen Normalkörpers von einer bestimmten Durchschnittsgröße auch ein Skript für geschlechtliche Positionszuweisungen.

Auch die zahlreichen Konventionen, die den Umgang zwischen den Geschlechtern vom Umgang unter den Geschlechtern unterscheiden (z.B. Kontaktinitiativen, Berührungstabus, Gesprächsorganisation etc.), kommen nicht einfach auf der Basis einer Geschlechtsklassifikation von Personen ‚zur Anwendung‘, sondern aktualisieren umgekehrt eben diese Klassifikation. Auch in ihnen ist ein ‚Wille zum Wissen‘ institutionalisiert, der eine geschlechtliche Anonymität kaum zulässt. Umgangskonventionen aktualisieren die Geschlechterunterscheidung in mikroskopischen Details der Proxemik, des Blickverhaltens und der Wahl von Gesprächsthemen in Interaktionen. Ferner halten sie die Geschlechtszugehörigkeit thematisch aufrecht, weil der ständige Wechsel zwischen gleich- und verschiedengeschlechtlichen Begegnungen – die geschlechtliche *Rhythmisierung* des Alltags eines Individuums – mit einem (nicht stressfreien) Wechsel der Darstellungsrepertoires verbunden ist.

Typisch für die Umgangskonventionen ist, dass sie das Geschlecht zur Lösung von Sequenzierungsproblemen einsetzen, also zur Regelung des Nacheinander von Handlungszügen: wer zuerst zum Tanz auffordert oder das Wort ergreift, wem man zuerst die Hand schüttelt, wer zuerst durch die Tür tritt, wer im Restaurant zuerst bedient wird, wer beim Orgasmus den Vortritt hat oder wer zuerst das sinkende Schiff verlässt.

Der Wechsel zwischen homo- und heterosozialen Begegnungen ereignet sich nun nicht zufällig, sondern ist seinerseits sozial organisiert. Die Trennung und Begegnung der Geschlechter folgt z.B. ihrer lokalen Verteilung durch Segregationsmaßnahmen: Die räumlichen Separierungen von sanitären Anlagen, Umkleidekabinen, Schulstunden, Kaufhaus- und Klinikabteilungen sind nicht nur Fälle institutioneller Geschlechterdarstellung, sondern stiften als monosexuelle Schauplätze auch gewissermaßen Orte ‚geschlechtlicher Besinnung‘.

Auch die ‚geschlechtliche Arbeitsteilung‘ hat neben dem Aspekt der Zuweisung bestimmter Personen auf bestimmte Arbeitsplätze zwei Dimensionen der kulturellen Reproduktion der Geschlechterdifferenz. Zum einen ist sie eine *Geschlechterteilung durch Berufe*: Sie macht den ‚Geschlechterunterschied‘ sozial augenfällig – ähnlich wie die parallele Organisation von Sportdisziplinen. Zum anderen ist sie eine *Sexuierung von Tätigkeiten*, die über verschiedene Prozesse hergestellt wird, darunter die Konstruktion eines Berufsimages und verschiedene Formen der Diskriminierung zwischen Geschlechtern: in der Personalauswahl, in Arbeitsschutzbestimmungen oder in jenen sozialen Schließungen am Arbeitsplatz, in denen etablierte Kollektive

sich als geschlechtliche Monokulturen verteidigen. Eine solche Sexuierung von Tätigkeiten bietet den Akteuren Gelegenheiten, die Sexuierung ihrer selbst an der Durchführung oder Vermeidung dieser Tätigkeiten zu ‚erwärmen‘.

Zu den wichtigsten sozialen Strukturen, in die die Geschlechterdifferenz eingebaut ist, gehören schließlich alle Gesellungsformen, die explizit durch ihre Geschlechtskomposition bestimmt sind: als geschlechtlich exklusiv oder Geschlechter verbindend. Dies reicht von informellen Beziehungen wie Freundschaften und Freundinnenschaften, ‚befreundeten Paaren‘, Männer- und Frauen-Cliquen und politischen Seilschaften bis zu formellen Zusammenschlüssen wie Vereinen, Burschenschaften und geschlechterpolitischen Organisationen. Die zentrale Institution ist hier natürlich das heterosexuelle Paar, jene Einrichtung, die das Unterschiedene wieder zu einer sozialen Einheit zusammenfügt. Auch das Paar, die Ehe oder die Unterscheidung von Homo- und Heterosexualität bauen nicht einfach auf der Geschlechtsklassifikation von Personen auf, sondern katalysieren auch umgekehrt eben diese soziale Praxis.

Dies gilt schon für Konventionen der *Paarbildung*. Zu den soziologischen Binsenweisheiten gehört in diesem Zusammenhang der Nachweis der ‚Homogamie‘, einer Neigung, sich innerhalb der gleichen Schicht, Hautfarbe, Bildungsgruppe, Religion usw. zu paaren. Wahrlich staunenswert ist nun, dass diese Paarungsneigung vor der gleichen Geschlechtszugehörigkeit Halt macht: dass Gesellschaften also bevorzugt jene Personen in sexuellen Kontakt und langfristige Beziehungen bringen, die ihr Begehren wechselseitig *nicht* verstehen. Goffman (1977) verwies in diesem Kontext darauf, dass Frauen und Männer, wollen sie sich den ihnen zugeschriebenen ‚Eigenarten‘ entsprechend verhalten, voneinander abhängig sind: Sie sind ‚essentiell unvollständig‘ – ein weiteres Mal Mängelwesen. Die Geschlechterunterscheidung wird aber natürlich auch bei der Bildung gleichgeschlechtlicher Paare eingesetzt. In beiden Fällen ist die Geschlechtszugehörigkeit aufs engste mit der Wahrnehmung sexueller Chancen verknüpft, sie ist ein Ticket auf dem Beziehungsmarkt. Ein Grund dafür ist, dass die Einbindung emotionaler und erotischer Regungen in die Reproduktion der Geschlechterdifferenz nicht über ein Schema erfolgt, das allein sexuelle Vorlieben klassifiziert (dann würden wir ‚Androphile‘ von ‚Gynophilen‘ unterscheiden), sondern über ein Schema, das mit der Konzentration auf den Beziehungstyp (‚homo‘/‚hetero‘) zugleich die Geschlechtszugehörigkeit des Begehrenden thematisiert.

Zahlreiche soziokulturelle Strukturen nehmen die Geschlechterdifferenz also in sich auf und machen sie konsequenzenreich, indem sie sie für die Lösung multipler Organisationsprobleme nutzen: für die Paarbildung, die Sequenzierung von Handlungen, die Zuweisung von Tätigkeiten usw. Zugleich katalysieren diese Einsätze aber auch umgekehrt die Geschlechterunterscheidung von Personen: Entweder indem sie die *Nachfrage* nach eindeutiger Ge-

schlechtszugehörigkeit verschärfen (so verlangen Grammatik wie Sportdisziplinen nach ‚Geschlechtsdiagnostik‘) oder indem sie *Gelegenheiten* für Geschlechtsdarstellungen bereitstellen (Umgangsformen oder ‚Männerberufe‘ bieten es an, ‚den Mann zu machen‘). Man kann die Geschlechtszugehörigkeit von Individuen daher nicht nur als Effekt ihrer situativen Darstellungspraxis betrachten, sondern ebenso als Effekt von segregierten Toiletten und bestimmten Artefakten, von Arbeitswelten und Paarstrukturen: Sie erklären uns ‚zu Mann und Frau‘.

Undoing gender: Praktizierte Geschlechtsindifferenz

Die Soziologie hat den Grundgedanken einer interaktiven Praxis der Geschlechtsdifferenzierung also in Richtung zweier Formen von Zwängen ausgearbeitet, die Geschlechtsdarstellungen sozial organisieren. Zum einen Zwänge, die Personen auf eine Seite der Unterscheidung fixieren, zum anderen institutionelle Weichenstellungen, die Akteure in ihrer Fixierung zur Produktion von Geschlechtsdarstellungen anhalten. Vor diesem Hintergrund stellt sich nun die Frage, wo eigentlich Spielräume für die Entfaltung von Individualität auftauchen. Die Antwort, die ich im Folgenden geben will, lautet: Diese Spielräume liegen nicht primär im Entfalten des besonderen Geschlechts, das wir angeblich haben, sondern in den Möglichkeiten, das Geschlecht, das wir tun, zu unterlassen. Für letzteres können wir uns auf jene Institutionen demokratisch verfasster Gesellschaften stützen, die das Geschlecht *nicht* wissen wollen: Erwartungen, dass unabhängig vom Geschlecht z.B. Wählerstimmen gezählt, Zensuren gegeben, Gerichtsurteile gefällt und Stellen besetzt werden. Dies sind nicht nur abstrakte Rechtsgarantien, deren Verletzung wir rechtlich oder politisch einklagen können, es ist auch eine Alltagserfahrung, dass das Absehen vom Geschlecht eine Routine ist, die zu modernen Gesellschaften ebenso gehört wie das zur Kenntnis nehmen und relevant machen.

Das Thema der Neutralisierung von Geschlecht lässt sich gut aus historischen und ethnologischen Vergleichen entwickeln, die zeigen, dass unsere Gesellschaft keine Genus-Gesellschaft ist, also keine Gesellschaft, die durch und durch beherrscht würde von der Geschlechterunterscheidung. Die Geschlechterforschung selbst hat das Thema dagegen lange vernachlässigt. Denn die Geschlechtsneutralität ist insofern der ‚blinde Fleck‘ jeder wissenschaftlichen Thematisierung der Geschlechterdifferenz, als Umstände, in denen das Geschlecht langweilig, nichtssagend, nebensächlich und uninteressant ist, sich systematisch Fragestellungen entziehen, die es zuallererst einmal interessant finden müssen. Forschungen, die die Geschlechterdifferenz zu ihrer eigenen Wissensproduktion gebrauchen, sind unempfindlich für so-

ziale Prozesse, die keinen Gebrauch von der Geschlechterunterscheidung machen. Das ist das Obstakel aller Gender Studies.

Dieser bias spiegelt sich in einer Frage, die Candace West und Don Zimmerman Ende der 80er Jahre formulierten: „Can we ever *not* do gender?“. Diese Frage zu verneinen, hat die Plausibilität für sich, dass uns Interaktionen unter Anwesenden ohne Geschlechtszuschreibung und -erinnerung in der Tat schwer vorstellbar sind: Ein ‚Inkognito‘ wäre fast überall provokant. Wir unterliegen hier einem Ausweiszwang. Geschlechtszugehörigkeit ist in diesem Sinne eine omnirelevante Hintergrunderwartung. Andererseits ist die Omnirelevanz-Annahme in zwei Hinsichten unbefriedigend: Zum ersten lässt sie das *relative* Gewicht der Geschlechterunterscheidung im Vergleich zu anderen Klassifikationen ganz unbestimmt: „can we ever not do age/ethnicity/class?“. Zum zweiten stellt sie sich nicht der Frage, wann, wie und wo die Hintergrunderwartung denn in den Vordergrund sozialer Situationen tritt, also zu ihrem Thema wird.

Die interaktive Konstruktion von zwei Geschlechtern erschöpft sich nicht in der routinierten Darstellung und Identifikation einer Erscheinungsweise, mithilfe derer sich Teilnehmer gegenseitig klassifizieren. Eine mindestens ebenso wichtige Frage ist, ob sie diese initiale Geschlechterunterscheidung im Verlauf der Interaktion auch *aktualisieren*, d.h. fortsetzen, aufrechterhalten und für die Interaktion in Gebrauch nehmen – oder ob sie sie in den Hintergrund treten lassen und nicht weiter berücksichtigen.

Wenn man diese Erfahrung unseres Interaktionsgeschehens soziologisch rekonstruieren will, muss man Garfinkels Annahme eines permanent fortlaufenden Konstruktionsprozesses fallenlassen. Stattdessen müssen wir davon ausgehen, dass das Elementargeschehen der Geschlechtskonstruktion aus *Episoden* besteht, in denen das Geschlecht in sozialen Situationen auftaucht und verschwindet. Man muss sich diesen Prozess so vorstellen, dass sich Teilnehmer im Verlauf von Interaktionen als Frauen oder Männer konstituieren, indem sie sich nicht nur als solche erkennen, sondern in ihrer Erkennbarkeit adressieren (und adressieren lassen). In diesem Sinn wird z.B. eine Frau zur sozialen Existenz gebracht, sobald eine Äußerung, eine Geste oder ein Blick eines der Stereotypen aktualisiert, die eine anwesende Person in die Position einer ‚Frau‘ versetzt und als Exemplar dieser Kategorie kenntlich macht. Bleibt eine solche Aktualisierung der Geschlechterdifferenz aus, praktizieren die Teilnehmer eher ein aktives ‚Absehen‘ von ihr, eine Art *soziales Vergessen*, ein ‚undoing gender‘.

Aber wie können wir das Geschlecht eines anderen nur übersehen, wo wir es doch immer blitzschnell zur Kenntnis nehmen und niemals mehr vergessen? Die Geschlechtszugehörigkeit ist aufgrund ihrer habituellen Darstellung durch eine kulturell garantierte *Sichtbarkeit* bestimmt. Sie ist visuell omnipräsent. Das unterscheidet sie von anderen sozialen Identitäten (wie geographische und soziale Herkunft, Beruf oder sexueller Orientierung). Da-

her sind wir auch nicht zeit- und ortsspezifisch ein Geschlecht, sondern *konstant* und *ubiquitär*.

Auf der anderen Seite speichern die Wahrnehmungs- und Erinnerungsleistungen von Personen aber auch einen Überschuss an Information, der *sozial* gar nicht mehr weiterverarbeitet wird. Die Sichtbarkeit der Geschlechterdifferenz ist im Hinblick auf ihre soziale Relevanz ambivalent. Einerseits machen Geschlechtsdarstellungen Männer und Frauen zu Memorabilien, die jederzeit aktualisiert werden kann, andererseits stiften sie aber auch informationelle Redundanz: Die Geschlechtszugehörigkeit ist i.d.R. geheimnislos, man kann sie nicht ‚outen‘. Eben dies macht die Geschlechter *sozial vergessbar*. Das Wissen von der Geschlechtszugehörigkeit kann im Verlauf von Interaktionen risikolos vergessen werden, eben weil es durch die Darstellungen ihrer Teilnehmer gespeichert wird. Omnipräsente Geschlechtsdarstellungen erleichtern das interaktive Vergessen ganz ähnlich wie die Rückholfunktion eines Computers das Löschen.

Das personale Vergessen ist für das soziale Vergessen zweitrangig, entscheidend ist, was die Teilnehmer *tun*: ob sie an die Geschlechterunterscheidung zu Beginn ihrer Begegnung anknüpfen oder sie außer Kraft setzen. Mit seiner visuellen Omnipräsenz ist das soziale Geschlecht zwar abrufbar ‚ankonstruiert‘, ohne Gebrauch für den Fortgang sozialer Prozesse bliebe es aber ein ‚Halbfertigteil‘, ein Unterschied, der keinen Unterschied macht. Die für ein praxeologisches Verständnis von Geschlechtsdifferenzierung und -neutralisierung entscheidende Frage ist daher, ob die Teilnehmer die initiale Geschlechterunterscheidung im Verlauf von Begegnungen auch *aktualisieren* oder nicht. Dass wir allerorten und ein Leben lang ein Geschlecht sind, bedeutet nicht, dass wir es jederzeit sind.

Dies ist ein gewöhnungsbedürftiger Gedanke. Schauen wir uns daher einmal genauer an, wie Interaktionen an das Geschlecht erinnern oder es vergessen. Diese Alternative stellt sich wiederholt an spezifischen Gabelungspunkten einer Begegnung: von ihrer Präformierung in Kleidungsstil und Dekor über Gruß- und Anredeformen, Blickmuster und Proxemik bis hin zur Wahl von Gesprächsthemen. Interaktionszug für Interaktionszug kann die Geschlechterdifferenz als relevantes Schema aufgerufen oder vernachlässigt bzw. abgewehrt werden. Z.B. können sich Akteure durch Anredeformen in ihrer Erkennbarkeit als Männer und Frauen adressieren. Es macht einen Unterschied, ob das Geschlecht nur beiläufig mitregistriert wird („Hallo Simone“) oder in einer Grußformel ratifiziert wird („Tach Frau Beauvoir“) *oder* ob es gar mit einem Platzanweiser vergegenwärtigt wird, der Teilnehmer daran erinnert, als was sie initial klassifiziert wurden („Was meinen Sie als Frau dazu?“). Solche Adressierungen können Teilnehmer in ihrer *Mitgliedschaft* in einer Geschlechtskategorie aktivieren, sie machen Personen zu Subjekten ihrer Geschlechtszugehörigkeit.

Die Vergessenschance hängt in dieser Hinsicht daran, dass Mitgliedschaften unterschiedliche Aktivierungsgrade haben. So wie Organisationen (etwa

Parteien oder Kirchen) ‚ruhende Mitgliedschaften‘ kennen, so kennen Interaktionen inaktive Kategorien. Wir können ihre Aktualisierung daher als einen *Mobilisierungsprozess* auffassen, der ruhende Mitglieder der Geschlechtsklassen als Männer und Frauen in ‚soziale Bewegung‘ versetzt und damit erst zu jenen ‚Geschlechtsaktivisten‘ macht, von denen Garfinkel angesichts von Agnes’ unentwegtem *doing gender* ausging. Adressierungen der Geschlechtszugehörigkeit stimulieren dafür einen sozialen Sinn, eine innere Erwartung, die sich fallweise aufrufen lässt. Diese besteht auch aus jenen Ängsten, die Individuen für die Drohung mit ‚Geschlechtsverlust‘ empfänglich machen.

Dieser soziale Sinn, mit dem wir auf unsere Geschlechtszugehörigkeit geeicht sind, ist unter den Menschen vermutlich höchst unterschiedlich verteilt. Er dürfte bei denen stärker entwickelt sein, die seit dem 19. Jh. genötigt werden, das Geschlecht zu verkörpern: bei den Frauen. Er dürfte aber auch mit Alter, Klasse, und sexueller Orientierung variieren. Differentialpsychologisch ist es in dieser Hinsicht interessant, so wie Sandra Bem danach zu fragen, wie stark Personen in der Wahrnehmung ihrer selbst und anderer überhaupt nach Geschlecht kategorisieren.

Soziologisch stehen zwei andere Fragen im Vordergrund. Zum einen die Frage nach den Beziehungen zwischen ‚Aktiven‘ und ‚Inaktiven‘. Man kann Personen vermutlich auf einem Kontinuum der Zuständigkeit fürs Geschlecht ansiedeln. Es finden sich dort solche, die ihr Geschlecht als Beruf haben (Aktivisten und Konvertiten etwa), aber es gibt auch Verräter, Ausgetretene und innere Emigranten. Und eine Entlastung von der Mitgliedschaft wird sicher auch durch eine partielle Delegation der Geschlechtszuständigkeit an Menschen erleichtert, die das Geschlecht inkarnieren: die ‚für uns‘ akrobatisch, schön oder kinderreich sind, das Geschlecht perfektionieren, politisieren, wechseln, zur Entscheidung bringen und nicht zuletzt: theoretisieren.

Eine zweite soziologische Frage ist, welche *Mechanismen* den sozialen Sinn stimulieren können. Prototypische Praktiken einer solchen Evokation von Geschlechtszuständigkeit lassen sich gut bei der Paarbildung und bei der Rekrutierung von Kindern in die Geschlechtsklassen beobachten. So hat Spencer Cahill (1986) beschrieben, wie Kleinkinder emotional in die Geschlechtsklassen geködert werden, indem man ihnen zwei Sorten von Kategorien anbietet: eine diskreditierend gebrauchte geschlechtsneutrale – ‚Baby‘ – und eine, die mit sozialer Anerkennung verbunden wird: ‚Junge/Mädchen‘. Barry Thorne (1993) sieht einen ähnlichen Mechanismus in den Praktiken des Aufziehens und Hänselns unter Schulkindern. Evozierende Praktiken des von Goffman (1977) fokussierten Werbungskomplexes sind etwa Komplimente oder die Annäherung, in deren Konventionen für Frauen die Zwickmühle eingebaut ist, dass sie auf die Aktualisierung ihrer Geschlechtszugehörigkeit durch Männer oft nur als Frauen reagieren können.

Evokationen treten aber nicht nur durch andere auf, sondern auch in Form von Selbstrekrutierungen für die Geschlechtskategorien. So kann der

Darstellungsstil die Geschlechtszugehörigkeit nicht nur beiläufig-konventionell, sondern auch deklaratorisch markieren, etwa durch Kumulation von Sexualsymbolen, die jede Äußerung mit dem Präfix „ich als Frau“ versieht. Eine solche Verlautbarung der Geschlechtszugehörigkeit intensiviert auch die Wahrnehmung von Geschlecht (sie verlangt ein Publikum) und macht seine Neutralisierung (das ‚Übersehen‘) zu einer Anstrengung, die dem Betrachter aufgebürdet wird. Es ist eben auch eine Frage des Darstellungsstils, ob die Visualisierung der Geschlechterdifferenz eine Interaktion von diesem Thema entlastet oder es ihr aufdrängt.

Umgekehrt können Darstellungsstile die Geschlechterdifferenz auch herunterspielen oder ‚kaltstellen‘ und so ihrer Aktualisierung vorbeugen. Ein Beispiel ist die Graumäusigkeit, die Bettina Heintz im Beruf der Sachbearbeitung feststellte. Andere Formen der Neutralisierung versuchen, bereits stattgefundene Evokationen zu blockieren und ergebnislos zu lassen: das explizite Konterkarieren („das tut hier nichts zur Sache“), das Übergehen einer Anspielung, das Ausschlagen einer Offerte, das Unterlaufen und Leerlaufen lassen von Adressierungen.

Schließlich können Adressierungen der Geschlechtszugehörigkeit auch der Konkurrenz anderer Mitgliedschaftskategorien erliegen. Eine solche Überlagerung durch andere Unterscheidungen kann durch die Teilnehmer aktiv unterstützt werden, indem sie Altersdifferenzen akzentuieren, Statusdifferenzen in den Vordergrund stellen usw. Entscheidend ist: Werden Mobilisierungen der Geschlechtszugehörigkeit erfolgreich abgewehrt oder bleiben sie von vornherein aus, werden Interaktionen nicht von Aktivisten eines Geschlechtskollektivs durchgeführt – von ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ im vollen Wortsinn –, sondern von Karteileichen der Geschlechtsregistrierung.

Aber verfolgen wir weiter, wie die Geschlechterdifferenz als relevante Unterscheidung aufgebaut werden kann. Neben ihrer Etablierung als Mitgliedschaftskategorie kann man das Geschlecht auch dadurch relevant machen, dass man es als *Relationskategorie* aufbaut. Wird eine Geschlechtszugehörigkeit nicht nur individuell ‚festgeklopft‘, sondern *zusammen mit der anderen* bestätigt, wird zugleich ihre wesentliche Interaktionsbedeutung markiert: gleich oder verschieden zu sein. Dieser Einbau in die Interaktionsstruktur schafft einen Rahmen, durch den das gesamte Interaktionsgeschehen als Durchführung einer Geschlechterbeziehung inszeniert werden kann. Dieser Rahmen besteht darin, dass die Geschlechtergrenze entweder zwischen den Teilnehmern oder um sie herum verläuft. Ein solcher Rahmen stiftet auch in der Interaktion Fremder sofort mögliche Anknüpfungspunkte einer primordialen ‚Bekannschaft‘: Man ist sich unvertraut, kann die daraus entstehende Komplexität aber mit einem Blick auf bereitliegende Interaktionsschemata reduzieren. Gleichheit oder Verschiedenheit von Geschlecht bietet je spezifische Möglichkeiten, aus Fremden Bekannte zu machen. Die Geschlechterdifferenz ist insofern ein Passepartout der Kommunikation.

Die Teilnehmer behandeln sich dann nicht mehr als ‚eine Frau‘ und ‚ein Mann‘ (z.B.), sondern als ‚die Frau‘ und ‚den Mann‘, d.h. als Figuren vorfabrizierter Stücke, die mit jemandem besetzt werden können. Sie starten ein Set von Skripten, die ihren Verhaltensspielräumen bestimmte Formate anbieten (etwa ‚wie Freundinnen‘ oder ‚von Mann zu Mann‘ zu kommunizieren). Wir schwenken auf solche Skripte i.d.R. ganz ohne Bewusstseinsbeteiligung ein: Der praktische Vollzug von Geschlechtsgleichheit kann sich ebenso un bemerkt einstellen wie man vom Hochdeutschen in den Dialekt der gemeinsamen Herkunftsregion wechselt – der von Geschlechtsverschiedenheit so wie man in einen Flirt verwickelt wird, indem aus dem Blickmuster, das Bekanntschaftsvermeidung gewährt (zu gucken, wenn der andere *nicht* guckt), das Muster wird, mit dem sich ein Flirt eröffnen lässt: zu gucken, ob der andere *auch* guckt.

Ohne diese Markierung der Interaktionsbeziehung als gleich oder verschieden bleibt die Geschlechtszugehörigkeit unseres Gegenüber *in-different* i.S. von gleichgültig und aktuell ununterschieden von unserer eigenen. Die Differenz verbleibt im Schwebezustand der In-differenz. Wenn nun ein Interaktionspartner versucht, die Geschlechterunterscheidung als gleich/ungleich-Unterscheidung zu handhaben, so kann der andere dies immer noch unterbinden, z.B. in Form einer ‚Spielverweigerung‘ gegenüber einem initialisierten Skript: Eine Flirtofferte wird übergangen, eine ‚kumpelhafte‘ Geste oder eine Anzüglichkeit ignoriert, der Rückpass auf eine Anspielung verweigert und das Gesprächsthema abgeschnitten, bei dem die Geschlechterbeziehung der Sprecher von Bedeutung wäre.

Neben solchen nachträglichen Neutralisierungen der Geschlechterdifferenz finden sich auch präventive Neutralisierungen, etwa Formen der Distanzwahrung, die verschieden- wie gleichgeschlechtlichen Formen der Assoziation vorbeugen, also auf Abstand zu Paarbeziehungen und Geschlechtskollektiven gehen, von denen die eigene Geschlechtszugehörigkeit jeweils einen expansiveren Sinn beziehen könnte. Und schließlich gibt es auch informelle Darstellungsstile, die soziale Beziehungen von vornherein auf individualistischer Basis anzulegen versuchen, etwa indem sie ein Vertrauen unterstellen, auf dessen Grundlage die Geschlechterdifferenz „übersprungen“ wird: eine Art ‚grenzüberschreitender‘ Offenheit.

Im Gegensatz zu solchen Praktiken der Neutralisierung sorgt ein *Einbau* der Geschlechterdifferenz in die Interaktionsstruktur für eine Veränderung der Mechanismen der sozialen Herstellung der Geschlechter. Die Gestaltung einer Interaktion durch Grußformen (Handschlag, Schulterklopfen, Wangenkuss), durch Themenwahl, Proxemik, Blickwechsel und emotionale Tönung kann Typen von Geschlechterbeziehungen darstellen, die das ‚relative Geschlecht‘ der Teilnehmer für die Interaktion festlegen. Männer und Frauen entstehen, indem sich Interaktionsteilnehmer in spezifische ‚Geschlechterverhältnisse‘ setzen. Erst einmal angestoßen und auf den ‚Zahnrädern‘ der Interaktion wird die Ge-

schlechtszugehörigkeit ihrer Teilnehmer zu einem *Effekt* des Interaktionsverlaufs. Die *Trägerschaft* für die Geschlechterdifferenz geht dann von den Akteuren auf Interaktionsskripte über.

Institutionalisierungen von Geschlechtsindifferenz

Solche Skripte entlasten uns als Handelnde von der Herstellung der Geschlechterdifferenz. Das gilt wie gesagt auch für die anderen vorher genannten Institutionen. Wenn wir unser Augenmerk nun aber auf das Thema der Geschlechtsneutralität richten, stellt sich die Frage, wo diese institutionellen Arrangements offen sind für das Aussetzen der Geschlechterunterscheidung.

Hierzu ist zunächst festzustellen, dass die genannten gesellschaftlichen Einrichtungen weder konkurrenzlos noch überhistorisch stabil sind. Wir haben ein geschlechtsdifferenzierendes Namenssystem, aber eben dies erlaubt auch die Einführung expliziter ‚Unisex‘-Namen (oder Rufnamen). Wir haben zahlreiche Waren, die geschlechtsdifferenziert sind, aber eben dies erlaubt auch explizite ‚Unisex‘-Produkte (etwa Kleidung, Parfums). Wir haben noch geschlechtsdifferenzierte Umgangskonventionen, aber die Geschlechteretikette wird in vielen sozialen Milieus sowohl durch Formalisierung als auch durch Informalisierung von Umgangsformen zurückgedrängt. Wir haben noch viele Formen sozialer Ungleichheit zwischen Männern und Frauen, aber rechtliche Egalitätsnormen haben auch dafür gesorgt, dass die Geschlechterdifferenz in immer mehr Lebensbereichen normativ inhibiert wird. Insbesondere staatliche Institutionen interessieren sich immer weniger für das Geschlecht, etwa bei der Regulierung legitimer Paarbildungen, bei Sorgerechtsfragen, bei der Rekrutierung von Militärpersonal oder beim Arbeitsrecht. Wir haben geschlechtsdifferenzierte Gesellungsformen, aber einige von ihnen *verlieren* auch ihren Geschlechtsindex: Bei den dyadischen Beziehungen etwa gibt es Tendenzen einer Ausdehnung der Ehe auf gleichgeschlechtliche, der Freundschaft auf verschiedengeschlechtliche Dyaden (‚crossgender friendships‘) und es gibt einen Abbau der paarinternen Relevanz der Geschlechterunterscheidung durch Partnerschaftsnormen. Wir haben einen geschlechtlich segregierten Arbeitsmarkt, aber dieser wird zunehmend durch berufliche Geschlechtsmigranten angetastet und die Entfesselung gegengeschlechtlicher Konkurrenz in der Berufswelt löst alte geschlechtsexklusive Räume auf. Ähnliche Entgrenzungen ereignen sich heute auch in der Konsumkultur. Denken Sie nur an die Internet-Pornografie und an den elektronischen Geschlechtswechsel, das Gender-Zapping im Internet. Das Internet macht niedrigschwellige Angebote an gegengeschlechtlichen Erfahrungsmöglichkeiten.

Ebenso wie es also eine starke institutionelle Infrastruktur der Geschlechtsdifferenzierung gibt, es auch eine (wachsende) institutionelle Infra-

struktur der Geschlechtsneutralisierung. Historisch alte Einrichtungen, die uns an unser Geschlecht erinnern, stehen gegenwärtig in einer massiven Konkurrenz zu jüngeren Einrichtungen, die es vergessen machen wollen.

Die soziale Praxis ist dieser Verdrängungskonkurrenz nun nicht einfach ausgeliefert, da sie sich nicht in einem einfachen Determinationsverhältnis zu sozialen Strukturen befindet. Strukturen, die nicht zugleich praktisch aufrechterhalten und mit Leben gefüllt werden, werden ausgehöhlt. Das Musterbeispiel einer solchen praktischen Irrelevanz einer ultrastabilen Struktur ist das Genus von Substantiven. Es ist unter der Drohung sprachlicher Inkompetenz zwingend zu berücksichtigen, aber ebenso zwingend auch zu ignorieren (wir können seinetwegen z.B. schlecht unseren Wortgebrauch auf Femina beschränken). Das grammatische Genus ist nur in Bezug auf Personen ‚aktiv‘ (als Pronomina), ansonsten *bindet* es die Akteure nicht.

Der Einbau der Unterscheidung in soziale Strukturen sagt daher oft wenig über die lokale Relevanz der Unterscheidung für die Teilnehmer, d.h. über den kulturellen Sinn, den es für sie selbst macht, nach Geschlecht zu unterscheiden. Die Feststellung von Gelegenheitsstrukturen wird etwa dadurch relativiert, dass der Gelegenheitscharakter von Situationen für Geschlechtsdarstellungen von den Akteuren auch interaktiv ausgehandelt und strategisch durchgesetzt wird. Sexuierende Strukturen *eröffnen* also zwar eine Nachfrage nach und Gelegenheiten für die Aktualisierung von Geschlecht, tatsächlich aktualisiert wird die Geschlechterdifferenz aber erst durch den interaktiven Vollzug der Anschlussstellen von Praxis und Struktur.

Dieser Vollzugsvorbehalt gilt nicht nur für Interaktionsprozesse, sondern auch für biographische Prozesse, für die Praxis der Lebensführung. Strukturell gesehen stiften sexuierte Gesellungsformen oder Berufe mächtige kulturelle Bindungen von Frauen und Männern an bestimmte Tätigkeiten oder bevorzugte Interaktionspartner. Sie bieten den Akteuren Strukturen an, die ihr Geschlecht biographisch tragen können (man kann dann z.B. als Teil eines Ehepaares, einer Frauengruppe, eines Frauenberufes, oder des Million-Men-March agieren). Umgekehrt werden solche Strukturen jedoch auch erst in biographischen Entscheidungen konstituiert, in denen die Geschlechtszugehörigkeit als Mitgliedschaftskategorie *gehandhabt* wird (aus der irgendetwas für den Lebensverlauf folgt). Der Frauenberuf etwa behält sein Geschlecht nur solange, wie Frauen ihm ihres geben (und Männer es unterlassen). Wer sich davon unabhängig macht und sich unter Absehung vom Geschlecht eines Berufes für diesen entscheidet, praktiziert ‚undoing gender‘ potentiell in zwei Richtungen: primär in Bezug auf diesen Beruf, sekundär in Bezug auf sich selbst. Auch diese Entscheidungsprozesse bilden ein Scharnier, das das Geschlecht der Personen mit dem anderer kultureller Objekte assoziiert oder es eben dissoziiert und ihre semantische Verbindung aufrennt.

Das Ergebnis dieser losen Kopplung von Praxis und Struktur ist eine tiefe Ambivalenz kultureller Strukturen in Bezug auf den Relevanzaufbau der

Geschlechterdifferenz. Nehmen wir ein ganz alltägliches Beispiel: Kinder eines bestimmten Alters praktizieren massive Geschlechtersegregation, d.h. Auswahl bzw. Ausschluss von Interaktionspartnern nach Geschlechtszugehörigkeit. Auch dies verläuft natürlich nicht unstrukturiert. In Schulklassen finden sich trotz ‚Koedukation‘ zahlreiche Einsätze der Geschlechterunterscheidung: von institutioneller Seite etwa für die Reihenfolge des Tafelwischens, für die Zimmerbelegung auf der Klassenfahrt, die Bildung von Tischgruppen und Sitzplänen, oder die i.S. geschlechtsbewusster Pädagogik eingerichtete ‚Jungengruppe‘. Für die Schüler bilden sich innerhalb oder neben diesem pädagogischen Rahmen weitere u.U. spontane Gelegenheiten zum Gebrauch der Geschlechterdifferenz, etwa für die Gruppenbildung bei Spielen: Bestimmten Spielen (z.B. dem ‚Knutschpacken‘) ist das Geschlecht eingeschrieben; bei anderen können die Geschlechtsklassen als ‚Parteien‘ aktualisiert werden, wenn das quantitative Angebot von Mädchen und Jungen bei der Organisation von ‚Mannschaften‘ ausgeglichen ist. Verlangt das Spiel aber gerade Kräftegleichheit (z.B. Tauziehen), wird der Einsatz von Geschlecht sofort wieder verworfen. Gibt es nur ein überzähliges Mädchen, so kann es zum ‚Ersatzmann‘ des Fußballspiels werden. Oder gibt es nur eine Lehrerin, so kann die ‚Jungengruppe‘ von ihr geleitet werden (ihr Geschlecht wird neutralisiert), nicht aber wenn auch ein Lehrer zur Verfügung steht. In beiden Fällen wird die Geschlechtszugehörigkeit eines Einzelnen außer Kraft gesetzt, aber aus verschiedenen Gründen: Das einzelne Mädchen wird in eine Gruppe von Mitspielern sozial integriert, die einzelne (pendant-lose) Lehrerin wird vor allem als statusverschieden wahrgenommen usw.

Es gibt also eine situative Pragmatik, einen Gebrauch der Geschlechterunterscheidung *im Kontext* von institutionellen Zwängen, biographischen Konjunkturen, lokalen Gelegenheitsstrukturen und situationsspezifischen Gegebenheiten, in denen die Geschlechterdifferenz den Teilnehmern Sinn macht oder nicht.

Vor dem Hintergrund solcher Beobachtungen muss man ein ambivalentes Bild moderner Gesellschaften zeichnen. Einerseits sind sie durch verfassungsrechtliche Garantien von Geschlechtsneutralität charakterisiert und auch durch eine ganz routinierte Praxis, von Geschlecht abzusehen (etwa in vielen Professionen und Dienstleistungsinteraktionen). Andererseits gehört es zu unserer Alltagserfahrung, dass unser Geschlecht jederzeit und allerorten erwartbar oder überraschend veranschlagt werden kann. Moderne Gesellschaften zeigen ein unberechenbares Nebeneinander von Aktualisierung und Neutralisierung der Geschlechterdifferenz, das in je konkreten Praktiken zur Entscheidung gebracht wird.

Das Verschwinden der Geschlechter

Es ist schwer, in einer solchen Situation vorherzusagen, welcher Trend in welchen Zeiträumen und welchen Praxisfeldern dominieren wird. Ich möchte abschließend aber einmal ein Szenario durchspielen, das danach fragt, welche Konsequenzen ein Relevanzverlust der Geschlechterdifferenz für jene basale Praxis der Geschlechtsdifferenzierung hätte, die unsere *Erkennbarkeit* als Frauen und Männer sichert. Wie würde das Geschlecht aus unseren Augen verschwinden? Diese Frage sei in zwei Richtungen verfolgt: zum einen im Hinblick auf die Geschlechtswahrnehmung (1.), zum anderen mit Blick auf die Geschlechtskategorien (2.).

1. Ich hatte ausgeführt, dass sich das Geschlecht von Personen auch als Effekt von Institutionen beschreiben lässt. Es ist auch *ihr* Wille zum Wissen, der unseren aufrechterhält. Daher würde eine Auflösung der komplexeren Institutionalisierungen der Geschlechterdifferenz sich auch auf ihre basale Institutionalisierung auswirken (auf die Moden, Gesten, Namen und Gesichter). Und sie würde auch unsere Kompetenzen der Geschlechtswahrnehmung schwinden lassen. Nehmen wir als hypothetisches Telos eines solchen Szenarios jene Agnosie und Amnesie des Geschlechts, die sich Michel Foucault (1998) als „glücklichen Limbus“ der Hermaphroditin Hercu(l)in)e Barbin vorstellte. Was wären die Etappen eines solchen Weges – die Stadien des Vergessens?

Ich habe das soziale Vergessen als eine Art von Takt eingeführt, das Geschlecht von Teilnehmern aus Interaktionen auszuklammern, es einer zivilisierten Unaufmerksamkeit zu unterziehen, wie sie für viele körperliche Merkmale in Begegnungen unter Fremden verlangt wird. Dieser Takt kann die konturierte Form einer Höflichkeit haben, er tritt aber auch interaktiv normalisiert auf (etwa als ein ‚Übersehen‘, das durch berufliche Sachlichkeit gestützt wird). Diese höfliche oder habituelle Unaufmerksamkeit für das Geschlecht könnte nun bis zu einer Anonymitätszusicherung ausgedehnt werden, die die Geschlechtszugehörigkeit als Privatsache aus den meisten Begegnungen ausklammert. Juristisch würde dem entsprechen, dass sie dem Datenschutz unterstellt wird, sprachlich würde ihm entsprechen, dass das heute generisch verwendete „er oder sie“ i.S. einer ambisexuellen Bezeichnung auf *eine* konkrete Person bezogen wird. Dies setzte eine *Ambiguitätstoleranz* für unklare oder unstete Geschlechtsdarstellungen voraus, also einen entspannteren Willen zum Wissen. Eine solche Toleranz findet sich empirisch aktuell kaum in face to face Situationen, gelegentlich aber bei Interaktionen mit geringerer Kontaktintensität: bei flüchtigen Begegnungen (von Passanten oder in Dienstleistungen) oder in fernmündlicher oder schriftlicher Kommunikation. Institutionell ist Ambiguitätstoleranz dagegen kaum zu erkennen. Zwar gibt es in anderen Rechtssystemen als hierzulande (etwa in den USA) eine

größere Toleranz für Unisex-Vornamen, aber das Recht ist insgesamt weiter von der Anerkennung einer ‚doppelten Geschlechtszugehörigkeit‘ entfernt als von der einer doppelten Staatsangehörigkeit.

Ein weiteres Stadium wäre eine *Agnosietoleranz*. Als Agnosie bezeichnet man in der Neurologie das Phänomen, dass Menschen bestimmte Dinge, die sie sehen, nicht mehr erkennen und unterscheiden können – z.B. Bekannte oder Gemüsesorten. Dieses Stadium bezeichnet also nicht eine kulturelle Zusatzkompetenz des ‚Übersehens‘ des Gesehenen, sondern einen Kompetenzverlust: das Verlernen der Kulturtechnik der Geschlechterunterscheidung. Sie könnte aus dem Alltag verlagert und an Laboratorien delegiert werden, sofern staatliche Institutionen nicht einfach Desinteresse zeigen: Streichung des Geschlechts aus dem Geburtsregister, Ausklammerung aus dem Personenstand, Verschwinden aus den Formularen, Zeugnissen und Bewerbungsschreiben.

In Interaktionen ginge eine Agnosietoleranz insofern über Ambiguitätstoleranz hinaus, als das Zuschreibungsproblem nicht mehr auf die wahrgenommene Person zugerechnet würde, sondern auf den Betrachter. Agnosietoleranz dürfte insofern aus einer Selbstbescheidung der Betrachter angesichts der Pluralisierung der Codes entstehen: „dass man das heute nicht mehr so genau wissen kann“.

2. Was die Bedeutung der Geschlechtskategorien betrifft, ist zu bedenken, dass Personen ihr Geschlecht nicht nur im Verhältnis zu menschlichen Betrachtern gewinnen und verlieren, sondern auch im Verhältnis zu anderen kulturellen Objekten. Die Existenz von Männern und Frauen wäre sozial bedeutungslos, wenn sie nicht durch zahlreiche kulturelle Objekte validiert würde, die ebenfalls mit den Geschlechtskategorien geordnet werden: Charaktereigenschaften, Gesten, Tätigkeiten, Kleidungsstücke, Waren, Tiere, Chromosomen usw.

Wenn eine Gesellschaft nun wie im 19. Jh. die Zuschreibung von Eigenschaften an eine Kategorie von Personen *ausdehnt*, um den Sinn der Kategorisierung zu steigern – wenn sie also etablieren will, ‚Männer‘ seien von kräftiger Statur, Inhaber bestimmter Testosteronwerte, an Karriere und an Frauen interessiert – so erzeugt dies zwangsläufig wachsende Klassifikationsprobleme: ‚unrichtige‘ Männer und Frauen, die falsch begehren, sich falsch kleiden, das Falsche arbeiten und falsche Körper haben. Das ‚Sinnstiftungsrisiko‘ von expansiven Zuschreibungen besteht also darin, dass sie die binäre Unterscheidung von Personen sprengen. Es kommt zu einer Kreolisierung der Geschlechter, zu einer Freisetzung multipler Geschlechtskategorien, die eine Gesellschaft als Pathologien bestaunen oder als postmoderne Inkohärenz von Identitäten feiern kann. Der Prototyp dieser Multiplikation ist das ‚Dritte Geschlecht‘ des auslaufenden 19. Jh.s: Wenn Frausein (z.B.) wesentlich bedeutet, Männer zu begehren, dann sind auch Männer, die dies tun, essentiell weiblich. Die Welt füllt sich mit unzähligen ‚Zwischenstufen‘.

Wenn die Gesellschaft des 21. Jh.s nun aber umgekehrt eine Unterscheidung zur Kategorisierung von Personen immer *weniger* auf Charaktereigenschaften, Tätigkeiten und anderes ausdehnt, dann gewinnt die Personenkategorisierung in dem Maße an Trennschärfe, wie sie an substantiellem kulturellen Sinn verliert. Mit einer Neutralisierung kultureller Umwelten verfällt auch der Sinn der Geschlechtszugehörigkeit von Individuen, sie wird trivialisiert. Relevanz und Binarität stehen klassifikationslogisch also in einem Spannungsverhältnis zueinander. Geschlechter werden nur dann unterschieden, wenn dies einen Unterschied macht. Je mehr soziale Konsequenzen die Geschlechterunterscheidung aber tragen soll, desto schwieriger wird das saubere Durchhalten der Unterscheidung. Und umgekehrt: Je weniger Konsequenzen die Unterscheidung hat, desto konsequenter kann unterschieden werden, aber desto mehr schwindet auch das Interesse, diese überhaupt zu machen.

Hieraus ergibt sich für unser Szenario des Relevanzverlustes eine doppelte Konsequenz. Zum einen entsteht eine neue Form sozialer *Mobilität*: ein ganz undramatisches Einsickern von Männern und noch mehr von Frauen in vormalig gegengeschlechtliche Domänen des Berufs, der sexuellen Präferenz, der Kleidungsstile, Gefühlslagen und Krankheitsbilder. Keine transsexuelle Grenzüberschreitung, bloße Indifferenz – die Schlagbäume sind weg, man fährt einfach weiter und trifft biografische Entscheidungen, ohne die eigene Geschlechtszugehörigkeit dabei von Bedeutung zu finden. Zum anderen entsteht ein neues *Kontingenzbewusstsein*. Das Geschlecht von Personen stellt sich heute zunehmend als *wählbar* dar: das von Sexualpartnern (in der Bisexualität), das von Kindern (in der Geschlechtsdetermination) und das eigene – ebenfalls nicht mehr nur in Form der ‚tragic choices‘ von Transsexuellen, sondern spielerischer, situativ: Gender Blending, Gender Zapping, Gender Fucking. Die Trivialisierung der Geschlechtskategorien ermöglicht beides: Entscheidungen unter Absehung vom Geschlecht und Wahlentscheidungen in Bezug auf das Geschlecht. Das Geschlecht macht keinen so großen Unterschied mehr – sonst könnten wir nicht *wählen*, es macht nach wie vor einen großen Unterschied, sonst *würden* wir gar nicht wählen.

Prototyp einer solchen trivialisierten Geschlechtskategorie ist die Figur des ‚Spenders‘ von Fortpflanzungsmaterialien. Genau da, wo der kulturelle Sinn der Geschlechterunterscheidung am tiefsten verwurzelt erscheint – in der Fortpflanzung –, haben die Personen ihre kulturelle Trägerschaft für das Geschlecht an Laborsubstanzen abgetreten. An die körperliche Möglichkeit, entweder Samen- oder Eizellen bereitzustellen, müssen ebenso wenig weitere Prozesse sozialer Differenzierung anschließen wie an das Blut- oder Organpenden. Insofern haben wir mit dieser Figur, damals im 20. Jahrhundert, eine ‚geschlechtsneutrale Geschlechtskategorie‘ geschaffen, die auf dem Höhepunkt der Suche nach biologischen Essenzen von Männern und Frauen diesen sozialen Kategorien ihre kulturelle Bedeutung nimmt.

Literatur

- Bem, Sandra Lipsitz (1993): *The Lenses of Gender*. New Haven, CT: Yale University Press.
- Breidenstein, Georg (1997a): Der Gebrauch der Geschlechterunterscheidung in der Schulklasse. In: *Zeitschrift für Soziologie* 26, 5, S. 337-351.
- Breidenstein, Georg (1997b): Verliebtheit und Paarbildung unter Schulkindern. In Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus. (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur*. Frankfurt: Suhrkamp, S. 53-83.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht*. Berlin: Akademie Verlag.
- Cahill, Spencer (1986): Childhood Socialization as a Recruitment Process. In: *Sociological Studies of Child Development* 1, S. 163-186.
- Foucault, Michel (1998): Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin. Frankfurt: Suhrkamp.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Goffman, Erving (1971): *Interaktionsrituale*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1977): The Arrangement Between the Sexes. In: *Theory and Society* 4, S. 301-331.
- Heintz, Bettina/Nadai, Eva/Fischer, Regula/Ummel, Hannes (1997): Ungleich unter Gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes. Frankfurt: Campus.
- Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46, S. 668-692.
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Heintz, B. (Hrsg.) *Geschlechtersoziologie*. Sonderheft 41 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 208-235.
- Hirschauer, Stefan (2003): Wozu Gender Studies? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz. In: *Soziale Welt* 54, S. 461-482.
- Kanter, Rosabeth Moss. (1977): *Men and Women of the Corporation*. New York: Basic Books.
- Kessler, Suzanne/McKenna, Wendy (1978): *Gender An Ethnomethodological Approach*. New York: Wiley.
- Lautmann, Rüdiger (1990): *Die Gleichheit der Geschlechter und die Wirklichkeit des Rechts*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lindemann, Gesa (1993): *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt: Fischer.
- Stoller, Robert (1968): *Sex and gender. The Development of Masculinity and Femininity*. London: Karnac Books.
- Thorne, Barrie (1993): *Gender Play. Girls and Boys in School*. New Brunswick: Rutgers.
- Weber, Rachel (1997): Manufacturing Gender in Commercial and Military Cockpit Design. In: *Science, Technology & Human Values* 22, S. 235-253.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender & Society* 1, S. 125-151.

Ich sehe was, was Du nicht siehst!

Anmerkungen zu den Praktiken der Neutralisierung

Ortrun Brand

Intro: Watch out, Luca!

Eine gute Nachricht für die Lucas, Jonas und Kims dieser Welt: Geschlecht wird immer weniger relevant – ja, es besteht gar die Chance, es zu vergessen, es zu neutralisieren, es irrelevant zu machen. *There is your personal way out, swap your gender*,¹ vom Unisex-Vornamen über das Parfum bis zur Sitzungsgestaltung. Dies ist die Hauptaussage der Ausführungen von Stefan Hirschauer, die fast schon einem (Heils-)Versprechen gleichkommt. Versprochen wird das Ende der Geschlechterungleichheit, realisiert dadurch, dass die praktisch-interaktive Unterscheidung nach Mann und Frau schlicht und ergreifend irrelevant wird. Es gebe Praktiken der Neutralisierung von Geschlecht, so Hirschauer (vgl. Hirschauer 2012: 158ff.), die zwar mit fortbestehenden, vor allem institutionell angebundenen Gelegenheiten zur Aktualisierung von Geschlechterdifferenzierung koexistieren. In der schlichten Existenz von Praktiken der Neutralisierung liege aber ein Weg heraus aus der omnipräsenten gesellschaftlichen Bedeutung von Geschlecht. Mit einer solchen Perspektive scheint eine wesentliche Forderung und ein wesentliches Ziel der Frauenbewegung(en) eingelöst, und zwar dass die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Geschlecht gerade nicht mehr als sozialer Platzanweiser fungiert. Wäre Kim ein/e geschulte/r feministisch orientierte/r Wissenschaftler/in, dann würde sie/er ob eines solchen Versprechens aus dem Herzen der Wissenschaft vermutlich einiges Misstrauen entwickeln, hat sich doch die Institution Wissenschaft nicht gerade als besonders durchlässig für Forderungen nach einer Gleichberechtigung der Geschlechter sowie für Forderungen nach einer Revision ihrer Inhalte aufgrund der Ergebnisse kritisch-feministischer Forschung ausgezeichnet.

1 Das Phänomen des Gender Swapping oder auch des virtuellen Crossdressings sowie des Gender Bendings bezeichnet die Möglichkeit, im Netz zum Beispiel bei Online-Spielen, aber auch in Sozialen Netzwerken o. Ä. ein anderes Geschlecht zu wählen (vgl. Huh/Williams 2010; Francino/Guiller 2011). Dazu bilden sich im Netz sogar regelrechte „Clubs“ (vgl. <http://myanimelist.net/clubs.php?cid=10804>, [27.01.2012]).

Was ist also von diesem Versprechen zu halten? Wie nachvollziehbar und überzeugend ist das, was Stefan Hirschauer als *undoing gender*, als Neutralisierung von Geschlecht beschreibt? Reichen die Potenziale der Interaktionsebene für ein Vergessen, eine Neutralisierung, eine (soziale) Irrelevanz von Geschlecht tatsächlich aus, wird damit die Wirkmächtigkeit der Strukturen ausgehebelt? Was geschieht in dieser Perspektive mit dem Zweck und der Funktion der Geschlechterdifferenz für die Gesamtheit der Gesellschaft, d.h. mit denjenigen gesellschaftlich-ökonomischen Strukturen und Funktionsweisen, die grundlegend auf dieser Differenz aufbauen? Und jenseits einer durch diese Fragen geleiteten Überprüfung der Thesen Hirschauers stellt sich die Frage: Was haben die Lucas, Jonas und Kims dieser Welt, mithin die Breite der Bevölkerung außerhalb der Wissenschaft und speziell der Gender Studies, davon, wenn Geschlecht im Hirschauer'schen Sinne tatsächlich langweilig bis irrelevant wird? Die Lucas, Jonas und Kims dieser Welt werden diese Betrachtung und Überprüfung begleiten, und dies nicht nur als illustrative Beispiele, sondern um deutlich zu machen, welche Relevanz einzelne Aspekte für die Individuen haben, gleich ob sie weiblich oder männlich sozialisiert sind. Sie stehen, dank der derzeit häufigen Vergabe dieser Vornamen, auch für die breite Masse dieser Gesellschaft und für die Frage, ob, und wenn ja, wie sich die von Hirschauer diagnostizierten Neutralisierungen in der Breite der Bevölkerung wiederfinden und wirksam werden.

Ich vertrete mit diesem Beitrag die These, dass Hirschauer zwar eine interessante Perspektive auch und gerade für die Frauen- und Geschlechterforschung sowie die Gender Studies liefert, dass er dabei aber die tatsächlichen strukturellen Folgen der Geschlechterungleichheit übersieht. Diese dürfen nicht vorschnell aufgrund des zunächst nicht sichtbaren sozialen Sinns als irrelevant kategorisiert werden. Vielmehr gilt es, die vielfachen Folgen überhaupt erst sichtbar zu machen und diese systematisch zu erfassen. Insbesondere darf der Fokus auf die Praktiken der Neutralisierung nicht verschleiern, wohin sich aktuell die soziale Bedeutung von Geschlecht verschiebt.

Um diesen Fragen nachzugehen und die o.g. These zu entfalten, soll in einem ersten Schritt die Argumentation von Hirschauer rekonstruiert und ihre Nachvollziehbarkeit überprüft werden (Abschnitt 2). Anschließend widme ich mich der Frage, wie überzeugend die Annahmen und die von Hirschauer formulierte Aussicht sind (Abschnitt 3). Hierzu werden zwei Beispiele aufgegriffen. Zum einen werden rechtliche Veränderungen in Bezug auf Vornamen betrachtet und zum anderen das Strafrecht mit besonderem Blick auf Tötungsdelikte und ihre mögliche oder unmögliche geschlechterneutrale Behandlung in der Rechtsprechung untersucht. Diese Beispiele sind deshalb zur Überprüfung dienlich, weil Hirschauer gerade diese Instanzen bzw. gesellschaftlichen Strukturen als Beispiele dafür nennt, wie sich Neutralisierung/en entwickeln. Das abschließende Fazit resümiert zunächst die Ergebnisse der Betrachtungen mit Blick darauf, ob von tatsächlicher Neutralisierung zu

sprechen ist und auf welche Weise diese vollzogen wurde. Zudem wird an dieser Stelle kritisch die Frage nach dem tatsächlichen sozialen Zweck und der Funktion der Geschlechterdifferenz in den Blick genommen.

Das „Vergessen von Geschlecht“ – zur Rekonstruktion der Argumentation Hirschauers

„Das Geschlecht macht keinen so großen Unterschied mehr – sonst könnten wir nicht wählen, es macht nach wie vor einen großen Unterschied – sonst würden wir ja gar nicht wählen“ (Hirschauer 2012: 168). Dieser Satz fasst das Kernargument der Ausführungen von Hirschauer zusammen. Ihnen liegt die These zugrunde, dass die Spielräume für eine individuelle Entfaltung jenseits von Geschlecht auch gesellschaftlich betrachtet gerade im Unterlassen von Geschlecht liegen (vgl. ebd.).

Wie gelangt Hirschauer nun argumentativ zur Begründung dieser These? Hirschauer bezieht sich auf die Entwicklung der Ethnomethodologie und Harold Garfinkel und verortet Geschlecht in den Praktiken und den Handlungen der Individuen und Akteur/inn/en. Die Trägerschaft für Geschlecht sei dabei sukzessive auf die Handlungsskripte übergegangen (vgl. ebd.). Zudem habe sich eine „*Infrastruktur der Praxis*“ (ebd.) entwickelt, d.h. eine Vielzahl von institutionellen Arrangements und soziokulturellen Strukturen, die die Geschlechterdifferenzierung in sich aufgenommen hätten. Sie nutzen diese zum einen, um Abfolgeprobleme zu lösen,² die Differenz sei in den Strukturen aber auch folgenreich, „*indem sie* [die Strukturen, d. Verf.] *sie für die Lösung multipler Organisationsprobleme nutzen*“ (ebd.). Das von Hirschauer als Lösung anvisierte Unterlassen von Geschlecht könne gerade gestützt werden durch gesellschaftlich-demokratische Einrichtungen, die das Geschlecht – offenbar zunächst idealiter gedacht – nicht wissen wollen, wie etwa die Notenvergabe, Gerichtsurteile und Stellenbesetzungen (vgl. ebd.). Das Absehen von Geschlecht gehöre auch im Alltag zur Routine. Dieses allerdings systematisch in den Blick zu nehmen gelinge den Gender Studies wegen ihrer Fixierung gerade auf Geschlecht nicht; Geschlechterneutralität präsentiere sich damit als „*Obstake!*“ (ebd.) der Gender Studies. Nach Hirschauer ist vor allem das *soziale* Vergessen von Geschlecht bedeutsam: Im sozialen Gedächtnis ist die Geschlechterdifferenz nur dann relevant, wenn sie in der Interaktion auch wieder aktualisiert und mithin zur Geltung gebracht wird, also daran

2 Die wichtigsten sozialen Strukturen, in die die Geschlechterdifferenz eingebaut sei, seien dabei alle Formen von Gesellung und insbesondere von Paarbildung (vgl. Hirschauer 2012: 160).

angeknüpft wird (vgl. ebd.). Erbringt die Unterscheidung in Geschlechter keinen sozialen Sinn, dann ist sie sozial irrelevant und wird neutralisiert.

Wie können gerade institutionelle Arrangements und soziokulturelle Strukturen die Möglichkeit enthalten, *nicht* nach Geschlechtern zu unterscheiden, die Geschlechterdifferenz also zu vergessen? Hirschauer verweist als Beispiele einerseits auf die wachsende Menge an Unisex-Waren und die Möglichkeit, Unisex-Vornamen zu wählen; zudem würden andererseits Geschlechteretikette zurückgedrängt. Auch paarintern sei die Unterscheidung nach Geschlechtern längst nicht mehr so relevant wie noch vor einigen Jahrzehnten. Gerade in der Berufswelt würden viele geschlechtsexklusive Räume aufgelöst, und insbesondere virtuelle Praktiken wie Gender Zapping/Swapping³ und Gender Blending im Internet stünden für eine Entgrenzung binär gedachter Geschlechterdifferenz. Es existiere mithin nicht nur eine starke institutionelle Infrastruktur der Geschlechterdifferenz, sondern auch eine stark wachsende Infrastruktur ihrer Neutralisierung, die mit ersterer konkurriert (vgl. ebd.). Bedeutsam sei weniger der faktische Einbau der Geschlechterdifferenz in die sozialen Strukturen als vielmehr die jeweilige „lokale“ Relevanz bzw. der kulturelle Sinn in der jeweiligen Interaktion (vgl. ebd.). Die tatsächliche Aktualisierung der in den Strukturen als Gelegenheit angebotenen Geschlechterdifferenz erfolge erst durch den „interaktiven Vollzug der Anschlussstellen von Praxis und Struktur“ (ebd.). Hirschauer rückt damit Strukturen in starke Nähe zur Interaktion, überlässt das ‚Ob‘ der Aktualisierung allerdings der Praxis; ihr obliege ein „Vollzugsvorbehalt“ (ebd.). Hinsichtlich der Geschlechtskategorien liege die Chance in der wachsenden Neutralisierung von kulturellen Umwelten, die den sozialen Sinn von Geschlechtszugehörigkeit mehr und mehr in Frage stellten. Es schwinde schlicht das Interesse an der Unterscheidung (vgl. ebd.). Es könne sich vielmehr eine neue Form sozialer Mobilität vollziehen, indem ein „undramatisches Einsickern“ (ebd.) in vormals gegengeschlechtliche Berufsbereiche vorgenommen werde. Zudem könne sich als weitere Konsequenz des Relevanzverlusts ein Bewusstsein der Wählbarkeit der eigenen Geschlechtsidentität – Hirschauer verweist hier erneut auf Netzphänomene wie Gender Zapping/Swapping – entwickeln.

Hirschauer formuliert damit, und darauf sei hier explizit hingewiesen, *nicht* die Aussage, dass Geschlecht zu de-thematisieren sei, wie es beispielsweise im Rahmen der Systemtheorie durch Ursula Pasero erfolgt ist (vgl. Hirschauer 2002: 211). Er behauptet auch *nicht*, dass Geschlecht aktuell nicht

3 Hirschauer verwendet den Begriff des Gender Zapping, der jedoch eher selten in der Literatur auftaucht. Ein etablierter Begriff im Zusammenhang mit virtuellem Geschlechtswechsel, von dem Hirschauer explizit spricht (Hirschauer 2012: 163), ist jedoch der des Gender Swapping (vgl. Fußnote 1). Zudem erwähnt Hirschauer in diesem Zusammenhang den Begriff des Gender Blending, der mehrfach gemeinsam mit dem Phänomen des Gender Swapping erwähnt wird.

mehr relevant ist. Vielmehr fragt er aus einer durch Ethnomethodologie und Poststrukturalismus (Hirschauer 2002: 209) inspirierten praxeologischen Perspektive danach, wie es möglich ist, dass Geschlecht in sozialen Situationen und Institutionen manchmal relevant ist und manchmal nicht, aktiviert wird oder eben inaktiv bleibt. Hirschauer formuliert explizit ein aktuell bestehendes Nebeneinander von Aktivierung und Nicht-Aktivierung, mithin von Wegen der Neutralisierung: „Moderne Gesellschaften zeigen ein unberechenbares Nebeneinander von Aktualisierung und Neutralisierung der Geschlechterdifferenz, das in je konkreten Praktiken zur Entscheidung gebracht wird“ (Hirschauer 2012: 165).

Neutralisierung auf dem Prüfstand

Wenn die/der aufmerksame Leser/in die Ausführungen zu Hirschauer zur Kenntnis genommen hat, bleibt vor allem das Versprechen des zuletzt zitierten Szenarios des Relevanzverlusts haften: Die Nicht-Aktualisierung von Geschlecht in den Interaktionen in der Praxis der Akteur/innen ist die Chance, es bedeutungslos werden zu lassen. Geschlechterdifferenz und -ungleichheit wird damit neutralisiert, die Geschlechtszugehörigkeit trivialisiert. Diese Idee löst sofort einiges Misstrauen aus, hat doch die feministische Sozialwissenschaft mehrfach herausgearbeitet, dass Geschlechterungleichheit substanziell in gesellschaftliche Strukturen eingelassen ist. Hirschauer ignoriert, so könnte man zunächst konstatieren, weitgehend die Wirkmächtigkeit der gesellschaftlich-institutionellen Arrangements von Geschlecht und Geschlechterungleichheit. Dieser Standard-Vorwurf feministisch orientierter Wissenschaft gegenüber Ansätzen der Meso- und der Mikroebene erscheint in Sachen Hirschauer zunächst umso berechtigter, da erstens kaum eine Reflexion der eigenen Position innerhalb der Wissenschaft zu erkennen ist und zweitens in seiner inhaltlichen Position und ‚Vision‘ nur wenige Ambivalenzen und nur wenige Fragezeichen hinsichtlich des eigenen Entwurfs auftauchen.

Aber so einfach gestaltet sich eine Kritik Hirschauers nicht, und dies aus zwei Gründen: Erstens betont er sehr wohl die Eingebundenheit der Interaktion in gesellschaftliche Strukturen und Institutionen. Praxis und Interaktion fänden nicht im luftleeren Raum statt, sondern, so Hirschauer, in einem vorstrukturierten Kontext (vgl. Hirschauer 2012: 152). Zudem habe die Geschichte der Differenzierung nach zwei Geschlechtern eine Vielzahl von institutionellen Arrangements hervorgebracht, die die Geschlechterdifferenz zur Lösung ganz unterschiedlicher Probleme (Sequenzierung, Organisation) einsetzen (vgl. ebd.). Und auch in seinen Ausführungen über die Infrastruktur der Neutralisierung betont Hirschauer mehrfach, dass die Interaktionen der Akteur/inn/en an die Strukturen gekoppelt seien, wenn auch nur lose (vgl.

ebd.). Mitnichten also kann man aus feministischer Perspektive dem Hirschauer'schen Ansatz vorwerfen, er ignoriere völlig die institutionelle Gerinnung von Geschlechterungleichheit.

Berücksichtigt der Ansatz aber die Wirkmächtigkeit von Strukturen und stellt er sich tatsächlich der Frage, wie denn von der Interaktionsebene aus eine Veränderung der Struktur erfolgen kann? Hirschauer spricht in diesem Zusammenhang zwar von der „losen Kopplung“ (ebd.) von Struktur und Praxis, die hier als Interaktion gefasst wird; zudem weist er der Praxis den „Vollzugsvorbehalt“ (ebd.) zu, die in den Strukturen angelegten Gelegenheiten zur Aktualisierung von Geschlechterdifferenz zu nutzen oder eben nicht. Aber reicht dies? Zwei Beispiele, die Hirschauer als Potenzial anspricht, sollen dafür näher in den Blick genommen werden, und zwar zum einen der Umgang mit (Unisex-)Vornamen und zum anderen die Rechtsprechung, hier exemplifiziert am Beispiel des Umgangs mit Tötungsdelikten im Strafrecht. Beiden Bereichen spricht Hirschauer grundsätzlich zu, Potenzial für einen geschlechterneutralen Umgang zu haben: Vornamen oder mindestens Rufnamen könnten in der Unisex-Variante gewählt werden (vgl. Hirschauer 2012: 163). Zudem gebe es in demokratisch verfassten Gesellschaften Institutionen, die das Geschlecht nicht wissen wollten; dazu gehöre die Erwartung, dass unabhängig vom Geschlecht Gerichtsurteile gefällt würden (vgl. ebd.).

Wenden wir uns zunächst dem Komplex der geschlechtsneutralen Vornamen zu. Hirschauer hat diese Möglichkeit aufgeführt: „Wir haben ein geschlechtsdifferenzierendes Namenssystem, aber eben dies erlaubt auch die Einführung expliziter Unisex-Namen (oder Rufnamen)“ (ebd.). In andere Worte gekleidet: Zwar kann man mittels Vornamen Geschlecht aktivieren, es besteht aber via Unisex-Namen auch die Möglichkeit, dies nicht zu tun – und in letzterem liegt die Chance. Zu diesem Beispiel werden im Folgenden mehrere Anmerkungen gemacht. Erstens bestand zum Zeitpunkt der Original-Publikation Hirschauers, also 2004, hierzulande zwar die Möglichkeit, einen Unisex-Vornamen zu vergeben – Luca, Jona und Kim sind Beispiele dafür. Allerdings beinhaltete dies zu dem Zeitpunkt für die Erziehungsberechtigten auch die Pflicht, einen eindeutig das Geschlecht ausweisenden Zweitnamen zu vergeben – so entstanden die Luca Maias, Jona Sophies und Kim-Leons. Zwar gab es dafür keinen Gesetzesgrundlage, sondern lediglich eine Verwaltungsvorschrift in den Dienstabweisungen für Standesbeamte, trotzdem galt die Praxis der Vergabe eines eindeutig das Geschlecht belegenden Zweitnamens. Diese uneindeutige Rechtslage hat sich seit 2008 hierzulande deutlich geändert, und zwar durch höchstrichterliche Rechtsprechung im so genannten Kiran-Fall (Bundesverfassungsgericht 2008). Das Bundesverfassungsgericht (BVerfG) entschied in diesem Fall, dass es für einen eindeutig das Geschlecht identifizierenden Vor- oder Zweitnamen weder eine Gesetzesgrundlage gebe noch dass dies im Sinne des Kindeswohls notwendig sei (BVerfG 2008, Randnummer 14). Dieses höchstrichterliche Urteil stellte damit einen

deutlichen Umbruch jüngster Art im Namensrecht und in der Verwaltungspraxis dar; zudem hob es damit ein Urteil des Oberlandesgerichts München auf, das sich explizit auf naturalisierend-dichotome Grundlagen von Geschlecht und mithin von Namensgebung stützte:

„Diese Grenze sei [nach Auffassung des Oberlandesgerichts München, d. Verf.] dann nicht eingehalten, wenn bei der Namensgebung der natürlichen Ordnung der Geschlechter nicht Rechnung getragen würde, wenn also Jungen oder Mädchen Vornamen beigelegt würden, die das Geschlecht nicht kennzeichneten. Es sei herrschende Auffassung, dass die einem Kind gegebenen Vornamen geeignet sein sollten, das Geschlecht des Kindes erkennen zu lassen. (...) Das wohlverstandene Interesse des Kindes bestehe gerade in einer das Geschlecht eindeutig kennzeichnenden Vornamensgebung“ (aus dem Urteil des Oberlandesgerichts München, zitiert nach BVerfG 2008, Randnummer 6).

Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zeigt im Kontrast zu den Ausführungen des Oberlandesgerichts den deutlichen Umbruch in der Rechtsprechung in Richtung Geschlechterneutralität. Zwar verschwindet Geschlecht und die Möglichkeit zur dichotom-geschlechtlichen Identifizierung nicht gänzlich aus dem Urteil des Verfassungsgerichts, heißt es doch in der Urteilsbegründung unter Randnummer 17, dass *„von einer Gefährdung des Kindeswohls allenfalls dann auszugehen [sei], wenn der gewählte Vorname dem Kind offensichtlich und nach keiner Betrachtungsweise die Möglichkeit bietet, sich anhand des Vornamens mit seinem Geschlecht zu identifizieren“*. Der Praxis, die Geschlechtsidentifikation bei einem Unisex-Namen nur über einen Zweitnamen zu garantieren, der eindeutig einem Mädchen oder Jungen zuzuordnen ist, wurde mit diesem höchstrichterlichen Urteil jedoch ein Ende gesetzt. Für die Performanz von Geschlechterneutralität ist für Luca, Jona und Kim also qua Vorname nun der Weg frei.

Aber wie kam es zu diesem Wandel? Wie verändern sich, mit den Worten von Hirschauer, *die Infrastrukturen der Praxis*? Wie kommt ein Bundesverfassungsgericht dazu, im Jahr 2008 ein solches Urteil zu sprechen, das, wie gezeigt, zwar nicht gänzlich frei ist von Geschlechterdichotomie, aber für eine Infrastruktur der Geschlechterneutralität in Sachen Vornamen nun sehr viel mehr Spielraum lässt? Diese Frage lenkt den Blick auf Institutionen und mithin auf die Struktur der Rechtsprechung. Und weit muss man nicht suchen: Blickt man an das Ende des Urteils, dann zeigen sich die Richter Hohmann-Dennhardt, Gaier und Kirchhof (ganz geschlechtsneutral ohne Nennung der Vornamen) für das Urteil verantwortlich. Dahinter stehen Christine Hohmann-Dennhardt, Reinhard Gaier und Ferdinand Kirchhof. Christine Hohmann-Dennhardt ist dabei eine Akteurin, die sich auch publikatorisch mit Fragen von Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit befasst (vgl. u.a. Hohmann-Dennhardt/Körner/Zimmer 2010). Dass die ‚große Wende‘ des Bundesverfassungsgerichts also auch etwas damit zu tun haben könnte, dass an diesem Urteil eine Person beteiligt war, die mit ihrer Kenntnis um die Struk-

tur von und das Wissen um Geschlecht in die Inhalte hineingewirkt hat, liegt also auch ohne einen Einblick in die Detaildiskussionen um dieses Urteil nahe. Mithin: Die Struktur, hier die Rechtsprechung, verändert sich nicht ‚einfach so‘ und/oder durch die wachsende Geschlechterneutralität oder -irrelevanz der Praxis. Vielmehr veränderte sie sich in diesem Falle offensichtlich dadurch, dass eine genderorientierte bzw. -sensible Akteurin auf höchster Ebene in der Lage war, auf die Struktur fundiert Einfluss zu nehmen.

Als zweites Beispiel führt Hirschauer Gerichtsurteile an, die dem Anspruch nach (geschlechts)neutral gefällt werden sollen – und zwar im Unterschied zum obigen Beispiel mit Blick auf diejenigen, die vor Gericht angeklagt werden oder die vor Gericht klagen. Nun ist, und da liegt auch das Verführerische der Idee Hirschauers, evident, dass heutige Gerichtsurteile hierzulande ganz sicher nicht mehr offen ersichtlich nach Geschlecht unterschiedlich gefällt werden, wie es etwa Normen aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch vor der Eherechtsreform Ende der 1970er Jahre erlaubten. Kein Gerichtsurteil hierzulande könnte heute noch mit einer Formulierung bestehen, die sich darauf bezöge, das Frauen (oder Männer) *als* Frauen (oder *als* Männer) dieses und jenes dürften oder nicht. Die folgenden Ausführungen zeigen aber, dass ‚das Geschlecht‘ in Form von Androzentrismus in weitaus subtilere Prägungen einzelner Normen Eingang gefunden hat – und aus diesen auch längst nicht so leicht zu eliminieren ist. Als Beispiel sollen hier die Tötungsdelikte im Strafrecht dienen. Es gehört zum Grundwissen der Rechtswissenschaften, die Strafbarkeit von Tötungsdelikten zu überprüfen, wie sie in den §§ 211 bis 222 Strafgesetzbuch (StGB) formuliert sind. Dazu fragt man – vereinfacht dargestellt – zunächst nach der Erfüllung von Tatbestandsmerkmalen objektiver sowie subjektiver Art. Vor allem für die Unterscheidung von Mord (§ 211 StGB) und Totschlag (§ 212 StGB) ist dabei die Prüfung der so genannten Mordmerkmale relevant, also ob der/die Täter/in aus Mordlust, Habgier oder aus niedrigen Beweggründen sowie heimtückisch, grausam, gemeingefährlich oder um eine andere Straftat zu verdecken gehandelt hat (§ 211 Absatz II StGB). Sind diese Merkmale erfüllt, stellt sich allerdings hinsichtlich der Strafbarkeit der Person die Frage, ob die Tat vielleicht gerechtfertigt ist, etwa weil die Person in Notwehr oder aus Notstand gehandelt hat. Für ersteres ist dabei entscheidend, ob ein so genannter gegenwärtiger Angriff vorliegt oder nicht. Kommt eine Rechtfertigung der Tat nicht in Betracht, dann gilt es als Nächstes zu prüfen, ob der Täter schuld ist bzw. sein kann, ob also ggf. Entschuldigungsgründe vorliegen. Dazu gehört beispielsweise die verminderte Schuldfähigkeit, etwa aufgrund von Alkoholeinfluss. Ist die Handlung einer Person gerechtfertigt oder sogar entschuldigt, dann wirkt sich dies mildernd auf das Strafmaß aus. Soweit das stark vereinfachte Grundschema der Prüfung eines Tötungsdelikts bzw. eines Mordes, das an sich zunächst keine Geschlechterdifferenziertheit zeigt. Die Analysen feministisch orientierter Rechtswissenschaftlerinnen haben aber Anderes zutage gefördert (vgl. Fol-

janty/Lembke 2006). Wie Ulrike Lembke ausführt, sind Tötungsdelikte zum einen häufig Beziehungsdelikte (vgl. Lembke 2006: 166), zum anderen ist die kriminologische Statistik hochgradig geschlechterdifferenter ausgeprägt (vgl. ebd.: 163-166). Anders formuliert: Frauen morden anders als Männer, weil sie überwiegend im sozialen Nahraum und so gut wie nie eine ihnen völlig unbekannte Person töten. Wie Lembke belegt, resultiert die Mehrheit der Tötungsdelikte von Frauen *„spontan nach einer langen, von Gewalthandlungen des Partners geprägten Beziehung“* (Lembke 2006: 166), während bei den Männern häufig die Trennungsabsicht der Partnerin die Tat auslöst. Dieses geschlechterdifferente Verhalten wird nun vor allem an zwei Punkten hinsichtlich der Rechtsprechung zu Mord und Totschlag relevant: Erstens verurteilten misshandelte Frauen oft das Mordmerkmal der Heimtücke, weil sie, wie Lembke ausführt, zwar spontan, aber nicht ohne Strategie handelten, um ihre eigene Überlebenschance zu erhöhen (vgl. ebd.). Heimtückisch handelt nach gängiger juristischer Definition eine Person dann, wenn sie die Arg- und Wehrlosigkeit des Tatopfers ausnutzt – etwa wenn sie eine andere Person im Schlaf tötet. Es liegt auf der Hand, dass eine Person in einer Misshandlungsbeziehung kaum ungeplant und auf eine gewisse Wehrlosigkeit setzend handeln kann – und dies ist juristisch eine heimtückische Handlung, womit ein Mordmerkmal erfüllt ist. Über die deutlich häufigere Erfüllung des Mordmerkmals der Heimtücke, das aus der Zwangs- und Misshandlungslage resultiert, werden die Taten tötender Frauen als Mord klassifiziert. Zudem stellen die Gerichte bei den Tötungsdelikten von Männern, etwa die Tötung der Partnerin nach Trennung(sabsicht), weitaus eher auf das Mordmerkmal der niedrigen Beweggründe ab, oder diagnostizieren eher eine Affekt-Tat und mithin Totschlag statt Mord. Das Geschlecht, das nach Hirschauer im Verschwinden begriffen ist, findet sich hier in der rechtswissenschaftlichen und durch die Rechtsprechung multiplizierten Definition und Ausbuchstabierung der Rechtsnormen: *„Die Tötungsdelikte gehen ersichtlich von dem Konzept des ehrenhaften Zweikampfes aus, bei dem sich gleich starke Gegner/innen gegenüber stehen. Dies privilegiert Aggressivität und Körperkraft (...). Und es diskriminiert Opfer häuslicher Gewalt, die kaum jemals arglos sein dürften, da sie permanent mit Angriffen auf ihre Unversehrtheit rechnen müssen“* (Lembke 2006: 167).

Die auf leisen Sohlen Geschlechterungleichheit reproduzierende Rechtsprechung setzt sich zweitens bei der weiteren Prüfung der Straftat in Sachen Rechtfertigung und/oder Entschuldigung fort. Nun könnte der gesunde Menschenverstand annehmen, dass eine Person, die in einer Situation häuslicher Gewalt lebt, eingesperrt wird etc., durchaus in Notwehr handelt und mithin die Straftat gerechtfertigt ist. Für Notwehr muss aber nach klassisch-juristischer Definition eine so genannte Gegenwärtigkeit des Angriffs vorliegen, das heißt, der Angriff muss unmittelbar bevorstehen. Dass auch hier die normative Folie der Jurisprudenz diejenige von zwei gleichstarken (männli-

chen) Gegnern im Duell ist, zeigt das höchstrichterliche Urteil des Bundesgerichtshofs, das „*die Bemühungen von Landgerichten, misshandelte Ehefrauen aus Notwehr zu rechtfertigen, (...) an der mangelnden Gegenwärtigkeit des Angriffs scheitern*“ (Lembke 2006: 168) ließ. Was allerdings nach höchstrichterlicher Rechtsprechung sehr wohl möglich ist, das ist die Entschuldigung der Tötung eines Familytyrannen aus *Notstand* (vgl. ebd.).⁴ Problematisch daran ist allerdings, dass jenseits einer möglicherweise unterschiedlichen Strafmilderung die Entschuldigung im Unterschied zur versagten Rechtfertigung die Frauen pathologisiert, weil in dem Fall auf den psychischen Ausnahmezustand der misshandelte Person abgestellt wird (Lembke 2006: 168f.). Nun mag es zunächst kleinlich erscheinen, die Milderung des Strafmaßes aus der einen oder der anderen Sache zu beziehen. Die Folge der Zuschreibung des (entschuldigenden) Notstandes statt der (gerechtfertigten) Notwehr ist aber, dass das Problem der Zwangs- oder Misshandlungslage in die Psyche des Opfers verlagert wird, und nicht im Handeln des Täters beziehungsweise der Täterin gesehen wird. Dauerhaft misshandelte Personen in einer Situation häuslicher Gewalt, in der sie um ihr Leben fürchten, sind aber *de facto* – und anders, als es die Rechtsprechung derzeit noch vertritt – nicht krank (und deshalb ‚entschuldigt‘), sondern handeln aus Notwehr (und mithin, je nach Tatumständen, gerechtfertigt).

Dieses Beispiel im Umgang mit Tötungsdelikten in der Rechtsprechung zeigt mit Blick auf die Hirschauer’schen Überlegungen Folgendes: An der Oberfläche ist hier Geschlechtszugehörigkeit als relevantes Phänomen nicht erkennbar, in den Praktiken und Wirkungen (der Urteile) scheint eine Nicht-Aktualisierung des Geschlechts von Täter und Opfer zu liegen. Allerdings sind Geschlechterkonstruktionen wie die Subjekte des Angriffs so grundlegend in Normen und in dem sehr hierarchisch geordneten Wissen der Jurisprudenz angelegt, dass eine Nicht-Aktualisierung und oberflächliche Irrelevanz zwar im Hirschauer’schen Sinne möglich ist, aber völlig unnötig: Denn Geschlecht und die Herstellung von Geschlecht(erungleichheit) lebt hier ganz ohne Aktualisierung fort, da es nicht nur in die Rechtsnormen und -definitionen eingeschrieben ist, sondern sich auch über ein Verhalten in die Lebenssituation eingeschrieben hat, die ein bestimmtes Verhalten im Tötungsdelikt hervorbringt und in einem nur sehr subtil geschlechterdifferenten juristischen System entsprechend bestraft wird. Allein die Tatsache, dass sich aus solchermaßen konstruierten Rechtsbegriffen eine tendenziell unterschiedliche Beurteilung von Männern und Frauen in Sachen Tötungsdelikten ergibt, zeigt, dass Geschlecht und seine Folgen in Sachen Gerichtsurteilen nur kaum irrelevant sind und vergessen werden können.

4 Außer Acht gelassen wurde hier die Möglichkeit des minder schweren Totschlags nach § 213 StGB; mehr dazu in Lembke (2006: 169).

Fazit: Watch out, Luca!

Geschlecht wird praktisch in den Praxen und Interaktionen irrelevant – dieser Annahme Hirschauers wurden hier die beiden Beispiele zu Unisex-Vornamen und zu Gerichtsurteilen gegenüber gestellt, um die Frage zu eruieren, ob die Potenziale der Interaktionsebene für ein ‚Vergessen von Geschlecht‘ ausreichen und ob die Wirkmächtigkeit der Strukturen damit ausgehebelt werden kann. Die Betrachtung der geschlechtsneutralen Vornamen hat dabei gezeigt, dass sich in diesem Feld tatsächlich die Möglichkeiten zu Unisex-Bezeichnungen erweitert haben, wenngleich ohne eine Dichotomie der Geschlechter aufzulösen. In Alltag gibt es damit tatsächlich mehr Geschlechterneutralität auf der Ebene der eindeutigen Kennzeichnung als Frau oder Mann. Errungen wurde dies aber nicht nur und nicht in erster Linie durch die Bedeutung (oder Nicht-Bedeutung) der Interaktion im Alltag, sondern, so ist anzunehmen, vielmehr durch das Urteilen und das Handeln geschlechterpolitisch aufgeklärter AkteurInnen in einer höchst wirksamen gesellschaftlichen Struktur, in diesem Fall dem Bundesverfassungsgericht. Und das Ende vom Lied ist auch nicht Geschlechterneutralität oder –irrelevanz, sondern mehr Möglichkeiten, sich mit *irgendeinem* Geschlecht zu identifizieren – und *nicht* mit *keinem* Geschlecht. Die Ausführungen zu den Gerichtsurteilen in Sachen Tötungsdelikte unterstreichen die Wirkmächtigkeit der Strukturen – Geschlecht scheint hier oberflächlich vergessen und letztlich in der scheinbar neutralen Figur des Täters auch nie eine Rolle gespielt zu haben. In Konstruktionen der Rechtswissenschaft wie der Heimtücke, der Arg- und Wehrlosigkeit sowie der Frage, ob ein/e Täter/in gerechtfertigt oder entschuldigt ist, werden geronnene Strukturen des differentiellen Denkens über die Geschlechter wirksam, die keine Neutralität oder Irrelevanz zur Folge haben. Vielmehr haben sie in ihrer konkreten Wirkung jenseits eines möglicherweise unterschiedlichen Strafmaßes schwer abschätzbare Folgen, die die Geschlechterdifferenz subtil reifizieren.

Jenseits dieser Ausführungen bleibt eine weitere Frage an Stefan Hirschauer ungeklärt. Dieses Fragezeichen verbindet sich vor allem mit dem von ihm selbst herausgearbeiteten *Zweck* der Geschlechterdifferenz in dieser Gesellschaft: Die Geschlechterdifferenz dient(e) historisch wie aktuell zur Lösung von Abfolge- und Organisationsproblemen. Zu letzterer zählt er vorrangig die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Diese macht sich aktuell vor allem an zweierlei fest: an der Überantwortung von Hausarbeit/Familienarbeit/Betreuungsarbeit an die Frauen und vor allem an der Zuständigkeit der Frauen für die Ausbalancierung der deutlichen Unvereinbarkeiten von Erwerbsarbeit und dem ‚Drumherum‘ – Privatleben, Versorgen von anderen sowie Organisation und Erholung für andere etc. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung verschwindet mitnichten, vielmehr transformiert sie sich und wird – vor allem durch die wachsende Integration von Frauen in Erwerbstätigkeit – subtiler (vgl. u.a. den Sammelband von Auth/Buchholz/Janczyk

2010). Und selbst wenn man der Annahme folgte, dass sie sich neutralisiere und irrelevant werde, dann bliebe die Frage, wie das dahinterstehende Organisationsproblem gesellschaftlich gelöst wird oder wurde (je nachdem, ob man annimmt, dass schon Geschlechterneutralität herrscht oder nicht): Wenn denn nun Neutralität durch das „*undramatische Einsickern*“ (Hirschauer 2012: 168) von Frauen in den Erwerbsarbeitsmarkt bzw. in bestimmte Segmente desselben⁵ hergestellt wird, wer erledigt dann die Arbeit, die sie vorher oftmals unbezahlt ausgeführt haben? Wenn die Zahl der pflegebedürftigen älteren Menschen wächst, aber die Zahl derjenigen sinkt, die diese Menschen bisher unentgeltlich nebenher gepflegt haben, wer übernimmt dann diese Pflege? Oder schlichter formuliert: Wer wird in der geschlechtsneutralen Gesellschaft Kinder hüten, Alte pflegen, Dreck wegwetzen und dafür sorgen, dass die Menschen angesichts der Omnipräsenz von Erwerbsarbeit und Leistungszwang auch noch etwas Erholung erhalten? Diese Fragen sollen nun keinesfalls ein Plädoyer für die Zuschreibung dieser Tätigkeitsbereiche an Frauen sein, um nur ja nicht diese Organisationsprobleme entstehen zu lassen. Sie sind vielmehr ein Hinweis darauf, dass diese Organisationsprobleme erstens de facto gesellschaftlich bestehen, zweitens durch vermeintliche und tatsächliche geschlechtsneutrale Praktiken noch längst nicht gelöst sind und drittens ihre ‚Lösung‘ womöglich *gerade* vermittelt des Anscheins von Geschlechterneutralität bzw. des Abbaus von Geschlechterungleichheit verschleiert wird, und zwar indem diejenigen (Frauen), die diese Arbeit derzeit in zunehmendem Maße und zu vor allem prekären Bedingungen erledigen, nicht sichtbar werden. Die Rede ist von der Pflege-Polin, der migrantischen Reinigungskraft und der schlecht verdienenden und von unsicheren Einkommen abhängigen Tagesmutter auf dem Land, die ihre Existenzweise nur in Abhängigkeit von einem Ehemann oder von aufstockenden Geldern vom Jobcenter realisieren kann (vgl. u.a. Lutz/Palenga-Möllenbeck 2011, Baatz/Schroth 2006, Zennig/Schritt/Brand 2011).

Die Überlegungen Stefan Hirschauers liefern der Frauen- und Geschlechterforschung, den Gender Studies und der feministischen Wissenschaft einige wichtige Hinweise: Einerseits findet sich hier prägnant ausgeführt, dass und wie die Geschlechterdifferenz durch das Handeln der Menschen, durch Interaktion und Praxis hergestellt wird. Andererseits verweist Hirschauer die feministische und die genderorientierte Wissenschaft auf die Konstruktion der eigenen Erkenntnis: Ihr blinder Fleck, ihr selbst konstruiertes (Denk-)Hindernis bestehe darin, die Möglichkeiten dazu, dass Geschlecht auch einfach *sozial* irrelevant und unwichtig sein könnte, nicht wahrzunehmen. Dies ist insofern ein wichtiger Hinweis, als das Anliegen feministischer und gender-

5 Hirschauer bezieht sich hier auf das Einsickern in formals gegengeschlechtlich dominierte Segmente des Arbeitsmarktes, was für bestimmte Bereiche wie etwa Medizin und Jurisprudenz zutrifft.

orientierter Wissenschaft tatsächlich darin besteht, nach Geschlechterungleichheiten zu forschen und qua (kritischer) Wissenschaft zu deren Abbau beizutragen. Mithin kann auch eine Art Tunnelblick auf diese Ungleichheit entstehen – die systematische Untersuchung dessen, dass sie irrelevant sein könnte, fehlt aber in der Epistemologie feministischer und genderorientierter Wissenschaft. Dieses Argument Hirschauers ähnelt dabei stark einer Debatte, die feministische und genderorientierte Wissenschaft schon seit Langem in unterschiedlichen Ausprägungen begleitet und derzeit vor allem mit den Schlagworten Intersektionalität sowie Postcolonial-Studies und Critical Whiteness zusammengefasst werden kann. Bei diesen Debatten wird das Verhältnis und die Verwobenheit von Geschlecht zu anderen Kategorien sozialer Ungleichheit hervorgehoben sowie die blinden Flecken, die sich durch einen kolonialisierenden weißen Blickwinkel westlicher Wissenschaft(ler/innen) ergeben.

In der Tat sollte die Möglichkeit der Irrelevanz und der Geschlechterneutralität stets mit bedacht werden. Allerdings besteht dabei die Herausforderung, unter Beachtung dieser Möglichkeit der Irrelevanz die (strukturellen) Folgen von Geschlechterungleichheit nicht zu übersehen und nicht vorschnell als irrelevant zu kategorisieren. Die Folgen von der auf einer Dichotomie von Frau-Mann basierenden Geschlechterungleichheit überhaupt erst zu entbergen und sichtbar zu machen ist ein durchaus komplexes und für viele wissenschaftliche Bereiche und Disziplinen un abgeschlossenes Unterfangen (vgl. u.a. IAQ/FIA/GendA 2009), insbesondere angesichts der Transformation von Geschlechterverhältnissen, die mit der Transformation anderer Verhältnisse (so etwa die der Arbeit, wie sich in der zunehmenden Prekarisierung ausdrückt) verwoben ist. Anders formuliert: Die *systematische* Erfassung und Bewertung aller Facetten von Geschlechterverhältnissen steckt auch nach 30 bis 40 Jahren feministischer und genderorientierter Sozialwissenschaft noch im Übergang von den Kinderschuhen zu jugendlichen Schuhgrößen.

Die Denkmöglichkeit in Betracht zu ziehen, dass statistisch oder durch andere Beobachtung ausgemachte Geschlechterdifferenz welchen Ausmaßes auch immer keine relevante Wirkung (mehr) entfaltet, sowie auch die Bereiche und Aspekte systematisch in den Blick zu nehmen, in denen die Unterscheidung nach welchem Geschlecht auch immer entweder nicht vorgenommen wird oder unbedeutsam ist, ist eine wichtige Aufgabe für eine wissenschaftlich-kritische Auseinandersetzung mit Geschlecht. Dies darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen und beiseite schieben, welche unerkannten Wirkungen die Geschlechterdifferenz nach wie vor entfaltet. Gerade die wachsende Infrastruktur der Geschlechterneutralität, die ihr durch Aufnahme reißerischer Bezeichnungen wie „*Gender Fucking*“ (Hirschauer 2012: 168) zukommt, könnte verschleiern, was im Wortsinne unter der Hand mit dem damit verbundenen Organisationsproblem passiert. Ein übertriebener Fokus auf wachsende Geschlechtsneutralität in der Interaktion könnte somit einen neuen geschlechtsblinden Fleck konstituieren – und zwar blind für die Ungleichheit, die nach wie vor gerade *nicht* im

Fokus des Mainstream (sozial-)wissenschaftlicher Untersuchungen steht. Ergo: Vielleicht liegt das Problem und/oder die Chance nicht in den Praktiken im Umgang mit Geschlecht bzw. in der Herstellung oder Nicht-Aktivierung von Geschlechtszugehörigkeit, sondern vielmehr in der Frage, welche Geschlechterverhältnisse wie genutzt werden, um die Organisationsprobleme von Produktion und Reproduktion unter kapitalistischen Bedingungen zu lösen. Den Lucas, Jonas und Kims dieser Welt sei deshalb zugerufen: Bleiben wir misstrauisch und warten wir auf bessere Belege.

Literatur

- Auth, Diana/Buchholz, Eva/Janczyk, Stefanie (Hrsg.) (2010): *Selektive Emanzipation: Analysen zur Gleichstellungs- und Familienpolitik*. Opladen [u.a.]: Leske + Budrich.
- Baatz, Dagmar/Schroth, Heidi (2006): *Du putzt Deutschland: Die Prekarisierung von Erwerbsarbeit in der Reinigungsbranche*. In: Degener, Ursula/Rosenzweig, Beate (Hrsg.): *Die Neuverhandlung sozialer Gerechtigkeit: feministische Analysen und Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 281-300.
- Francino, Ferdinand/Guiller, Jane (2011): "Is That Your Boyfriend?" An Experiential and Theoretical Approach to Understanding Gender-Bending in Virtual Worlds. In: Peachey, Anna/Childs, Mark (Hrsg.): *Reinventing Ourselves: Contemporary Concepts of Identity in Virtual Worlds*. Hamburg: Springer Verlag, S. 153-175.
- Foljanty, Lena/Lembke, Ulrike (Hrsg.) (2006): *Feministische Rechtswissenschaft*. Baden-Baden: Nomos
- Hirschauer, Stefan (2002): *Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung*. In: Heintz, Bettina (Hrsg.): *Geschlechtersoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 208-234.
- Hirschauer, Stefan (2013): *Die Praxis der Geschlechterdifferenz und ihre Infrastruktur*. In: Graf, Julia/Ideler, Kristin/Klinger, Sabine (Hrsg.): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich Verlag, S. 153-161.
- Hohmann-Dennhardt, Christine/Körner, Marita/Zimmer, Reingard (Hrsg.) (2010): *Geschlechtergerechtigkeit*. Baden-Baden: Nomos.
- Huh, Searle/Williams, Dmitri (2010): *Dude Looks like a Lady: Gender Swapping in an Online Game*. In: Bainbridge, Williams Sims (Hrsg.): *Online Worlds: Convergence of the Real and the Virtual*. Hamburg: Springer Verlag, S. 161-174.
- IAQ; FIA; GendA (2009): *Die Bewertung der SGB II-Umsetzung aus gleichstellungspolitischer Sicht. Abschlussbericht*. http://www.uni-marburg.de/fb03/genda/projects/projekte/abgeschlprojects/sgb2_endbericht.pdf [Zugriff: 24.03.2010]
- Lembke, Ulrike (2006): *Gewalt und Freiheit*. In: Foljanty, Lena/Lembke, Ulrike (Hrsg.): *Feministische Rechtswissenschaft. Ein Studienbuch*. Baden-Baden: Nomos, S. 155-173.
- Lutz, Helma/Palenga-Möllnbeck, Ewa (2011): *Das Care-Chain-Konzept auf dem Prüfstand. Eine Fallstudie der transnationalen Care-Arrangements polnischer und ukrainischer Migrantinnen*. In: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 1, S. 9-27.
- Zennig, Karin/Schritt, Katarina/Brand, Ortrun (2011): *Care-Arbeit in der Transformation: Arbeitsbedingungen von Tagesmüttern und -vätern im Prozess von Vermarktlichung, Flexibilisierung und Prekarisierung*. GendA-Discussionpaper (i.E.).

Geschlecht, wo steckst du? Überlegungen zu den Konsequenzen einer kritisch-feministischen Wissenschaft und Politik

Julia Graf, Kristin Ideler und Sabine Klinger

In diesem Band versammeln sich viele spannende Ansätze, deren Gedanken rund um das Thema Subjekt – Struktur – Geschlecht kreisen. Wie bereits in der Einleitung deutlich wird, ist das Ziel der Beschäftigung mit diesem Thema nicht, Geschlecht an einem bestimmten Punkt, auf einer bestimmten Ebene zu suchen und dort festzumachen. Die Quintessenz zahlreicher hier zusammengestellter Beiträge stellt vielmehr ein Plädoyer für eine Verbindung subjekt- und strukturtheoretischer Überlegungen dar. Denn – und das ist ein zentraler Aspekt der Denkbewegungen des Veranstaltungs- und Buchprojektes „Geschlecht, wo steckst du?“ – feministische und (geschlechter-)theoretische Brillen sind auch immer gesellschaftskritisch und -politisch gefärbt und beeinflussen das, was ich überhaupt sehe, sehen will bzw. sehen kann. Daher kann es nie nur *einen* geschlechtertheoretischen Ansatz geben, um mehr Geschlechtergerechtigkeit zu erreichen, sondern es bedarf vielmehr diverser Herangehensweisen und Konzeptionalisierungen. Allerdings scheint es Ansätze zu geben, die den Persistenzen und Wandlungsbewegungen sowie damit einhergehenden Herrschaftsverhältnissen in den Geschlechterverhältnissen „besser“ beikommen können und damit beispielsweise eher in der Lage sind, Brüche bzw. Problematiken in den Geschlechterverhältnissen feministisch zu wenden als andere.

Der folgende abschließende Beitrag ist im Anschluss an diese Überlegungen die Aufforderung für ein bewusstes Wahrnehmen des Spannungsfeldes von Wissenschaft und Politik durch die Stärkung wissenschaftlicher Reflexivität, die unter anderem von Denkbewegungen der Frauenbewegung(en) inspiriert ist. Reflexivität fungiert hier als eine Forschungsperspektive, die versucht, die gesellschaftspolitischen Dimensionen des wissenschaftlichen Diskurses zu verdeutlichen, um sie in die eigene Forschungsperspektive und Analyse mit einzubeziehen. Diese Forderung nach Selbstreflexivität ist verbunden mit einer Sensibilisierung für die eigene Verbundenheit mit gesellschaftspolitischen Normierungsprozessen und soll auf die Konsequenzen bzw. die gesellschaftliche Verantwortung wissenschaftlicher Positionen und

Ansätze hinweisen. Zudem soll sie auf das notwendige Fortbestehen eines feministischen Projektes zur Bekämpfung von Ungleichheit und Ungerechtigkeit aufmerksam machen. Ziel dieses Beitrags ist es nicht, neue Forderungen und Strategien zu formulieren, sondern bereits bestehende Überlegungen zu reaktivieren und revitalisieren.

Zu Beginn ist es uns ein Anliegen, herauszustellen, dass das bipolare Alltagsverständnis von Geschlecht in unserer Gesellschaft nach wie vor Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten (re)produziert, auch wenn dies oftmals subtiler geschieht als noch vor hundert Jahren, wo die (erste) Frauenbewegung für grundlegende Rechte wie das Wahl- und Studienrecht kämpfte, oder als in den 1970er Jahren die Frauenbewegung die alltägliche Gewalt gegen Frauen thematisierte. Während der feministischen Aktivitäten gegen die Tabuisierung von *Alltagsgewalt* gegen Frauen in jener Zeit wurde die Forderung „Das Private ist politisch!“ zum Slogan dieser sozialen Bewegung. In dieser Zeit des Aufbegehrens gegen asymmetrische Verhältnisse auf allen gesellschaftlichen Ebenen und der Infragestellung der Weberischen Vorstellung der Wertfreiheit der Wissenschaft formulierte Maria Mies 1978 methodische Postulate¹ für eine emanzipatorische, bewegungsorientierte Frauenforschung. (vgl. Mies 1984: 12-15, vgl. Müller 2010: 340). In diesen Postulaten greift Mies Forderungen der Frauenbewegung auf, formuliert politische Positionierungen für eine feministische Frauenforschung und übt gleichzeitig Wissenschaftskritik. Zusammengefasst lässt sich diese Mies'sche Kernaussage wie folgt auf den Punkt bringen: „Das Private ist politisch, Wissenschaft auch!“ Als erkenntnisgenierend sieht sie ihre eigene Beteiligung als Forscherin an sozialen(-emanzipatorischen) Bewegungen, die Herrschaftsverhältnisse in den Blick nehmen und zu transformieren versuchen. Die Soziologin Mies folgt hier dem Mao'schen erkenntnistheoretischen Paradigma, dass man das Wesen eines Phänomens nur erkennt, wenn und indem man es verändert (vgl. Müller 2010: 340):

„Während meiner Teilnahme an der Aktion zur Erkämpfung eines Hauses für mißhandelte Frauen in Köln gingen mir eine Reihe methodologischer Lichter auf. Ich begriff vor allem, daß ‚Kulturen des Schweigens‘ (Paolo Feire), zu denen (...) auch die

1 Maria Mies formulierte sieben methodische Postulate, die eine emanzipatorische, bewegungsorientierte Frauenforschung zu beachten hat: 1. Bewusste Parteilichkeit statt Wertfreiheit und Neutralität; 2. Austausch einer vertikalen Beziehung zwischen ForscherIn und Erforschten durch eine gemeinsame Sicht von unten; 3. Die aktive Teilnahme an emanzipatorischen Aktionen und Kämpfen der Bewegung statt deren neutrale Beobachtung; 4. Die Veränderung gesellschaftlicher Prozesse als Ausgangspunkt wissenschaftlicher Erkenntnis; 5. Abhängigkeit der Wahl des Forschungsgegenstands von den allgemeinen Zielen der Frauenbewegung; 6. Der Forschungsprozess als Bewusstwerdungsprozess; 7. Die theoretische Auseinandersetzung über Bewegungsziele und -strategien und die Entwicklung einer feministischen Gesellschaftstheorie (vgl. Mies 1984: 12-15, vgl. Müller 2010: 340).

Frauen der ganzen Welt gehören, nicht zunächst durch Diskurse aufgebrochen werden können, sondern daß erste elementare Veränderungen der Situationen geschaffen werden müssen, um überhaupt ein Sprechen über die Situation und Dialoge zu ermöglichen.“ (Mies 1984: 9)

Die Teilnahme an den verschiedenen Kämpfen um Befreiung bedeutet für Mies, das theoretische Potenzial der Bewegungsakteure entwickeln zu helfen und „die Borniertheit des WissenschaftlerInnenstatus aufzugeben“ (Müller 2010: 341). Maria Mies versuchte mithin zu Zeiten der zweiten Frauenbewegung, Handlungspraxis mit Wissenschaft zu verbinden.

Daran anschließend stellt sich uns die Frage, wie heute, Jahrzehnte und viele theoretische und empirische Erkenntnisse und Diskussionen später, eine Verbindung kritisch-feministischer Wissenschaft und aktueller politischer Praxis aussehen könnte und welche Debatten darum sinnvoll geführt werden können. Dies betrifft beispielsweise auch die Frage, wie gesellschaftliche Diskurse und vorhandene Ungleichheiten in das heutige wissenschaftliche Arbeiten einzubeziehen sind. Eine besondere Herausforderung ist hierbei, wie identitätskritische, postkoloniale und queere Ansätze – als auf Differenz und Vielfalt beruhende Stränge emanzipatorischen Denkens – für neue Perspektiven politisch engagierter feministischer Forschung fruchtbar gemacht werden können. Trotz vieler offener und für uns unbeantworteter Fragen ist es in einem ersten Schritt notwendig, sich stärker als bisher auf die Großbaustellen der Ungleichheits- und Gesellschaftstheorie einzulassen und die Erträge feministischer Forschung dort einzubringen. Wir plädieren somit dafür, feministische Forschung als eine bewegungsorientierte, (androzentrismus-)kritische Gesellschaftstheorie zu betreiben, da eine Abtrennung der feministischen Wissenschaft von ihrem Ausgangspunkt, den politisch-epistemischen Konstellationen der Frauenbewegung(en), eine Entwurzelung von einer Quelle der Gesellschaftskritik bedeuten würde. Dies bedeutet für uns: Feministische Wissenschaft ist *auch* politisch. Auch als WissenschaftlerInnen ist es unerlässlich, das gesellschaftliche Projekt der Bekämpfung von Ungleichheit und Ungerechtigkeit nicht aus dem Blick zu verlieren, sondern weiter zu verfolgen und nicht (ausschließlich) scheinbar wertneutrale zweckungebundene Wissenschaft zu betreiben. Denn Wissenschaft ist nie einfach nur objektiv, sondern es gibt eine dezidierte Parteilichkeit in unterschiedliche und manchmal verdeckte Richtungen.

Unserer Auffassung nach ist es wichtig, diese offenzulegen. Demnach muss auch eine feministisch-kritische Gesellschaftstheorie normativ geleitet sein, indem sie als dezidiertes Ziel hat, einen Beitrag zum Abbau von Ungerechtigkeit und Ungleichheit zu leisten. Sie darf sich eben nicht nur objektiv mit Macht- und Herrschaftsmechanismen beschäftigen, sondern sollte ihre eigene Involviertheit in selbige reflektieren.

Hieran anknüpfend möchten wir – wie andere vor uns es bereits getan haben – dafür plädieren, dass es ein breites Bewusstsein in der Wissenschaft

dafür gibt, dass diese je nach Forschungsperspektive und -fokus, sowohl was die theoretischen Bezüge als auch das empirische Setting angeht, zu unterschiedlichen Ergebnissen kommt. Und dies bleibt nicht ohne Folgen für die Frage, welche Instrumente notwendig sind, um bestehende Ungleichheiten – unter anderem zwischen den Geschlechtern – zu bekämpfen. So kann Forschung, die subjektive Praxen von einzelnen handelnden AkteurInnen untersucht, nur schwer Erkenntnisse über strukturelle Ungleichheiten wie den Gender Pay Gap offen legen, vielmehr wird eine solche Forschungsperspektive stärker auf die Diversität und Individualität beim Umgang mit Geschlecht verweisen. Anders gesagt: Jede Forschungsperspektive kann nur einen gewissen Teil, einen bestimmten Ausschnitt der gesellschaftlichen Realität erfassen. In Bezug auf die Frage, wie Geschlechterungleichheiten abgebaut werden, entstehen somit zum Teil konfligierende und partikulare Herangehensweisen mit entsprechenden gesellschaftspolitischen Konsequenzen.

So treten beispielsweise Konflikte in Bezug auf die Diskussion um Bildungsverlierer und Bildungsgewinnerinnen und der damit verbundenen politischen Interpretation des Geschlechterverhältnisses auf: Jungen gelten dabei als Bildungsverlierer, während Mädchen im Modus jener neoliberalen Logik als Bildungsgewinnerinnen verhandelt werden (vgl. Bundesjugendkuratorium 2009). Dabei werden Mädchen zunehmend zum Symbol der Transformation des Sozial- und Bildungssystems: Als Bildungsgewinnerinnen erweisen sie sich als erfolversprechende Objekte von Bildungsinvestitionen v. a. für den Arbeitsmarkt. Damit bleiben jedoch die Widersprüche moderner Mädchenwelten in einer sich wandelnden Gesellschaft sowie die sich verändernden Rollenbilder unbesprochen oder werden individualisiert und entpolitisiert. Der damit einhergehende hochselektive Prozess, der die Lebenswelten von Mädchen nur noch im Kontext arbeitsmarktorientierter Bildungspolitik als relevant erscheinen lässt, bleibt zudem auf einen mittelschichtsorientierten, weißdeutschen Bildungsdiskurs reduziert. Denn Mädchen aus marginalisierten Milieus oder mit Migrationsgeschichte werden in dieser normierenden und selektierenden Diskussion tendenziell ausgeblendet.

Zudem führen unterschiedliche Herangehensweisen und (entpolitisierte) Vorannahmen zur konkurrierenden Wirkmächtigkeit von Subjekt- und Strukturebene – wie auch einzelne Beiträge dieses Bandes anschaulich illustrieren (vgl. Hirschauer und Brand in diesem Band). Andere Beiträge wiederum zeichnen sich auch durch ein Plädoyer für eine Verbindung von subjekt- und strukturtheoretischen Überlegungen und eine Abkehr von einer dualistischen Trennung der Ebenen aus (vgl. Jung und Becker-Schmidt in diesem Band). Das Für und Wider einer Fusion beider Perspektiven wird aus unterschiedlichen Perspektiven diskutiert und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen unterscheiden sich in der Intensität und der Art und Weise der Verwobenheit und ihren gesellschaftspolitischen Konsequenzen.

Somit möchten wir uns abschließend dafür aussprechen, genau(er) hinzuschauen, wenn wir uns als feministische ForscherInnen an einer bestimmten Stelle für ein bestimmtes Vorgehen und eine bestimmte Auffassung von Geschlecht(-erhältnissen) entscheiden und damit die Relevanzsetzung vornehmen, dies oder jenes verstärkt zu untersuchen. Für uns ist ein transparenter und ein von Reflexivität (siehe oben) geprägter Umgang mit den politischen Implikationen von Entscheidungen auch in der Wissenschaft ein zentrales Kennzeichen kritisch-feministischer Forschung und Wissenschaft. Die Konsequenzen, die die Entscheidung über die Bedeutung der Ebenen – Struktur und Subjekt – im Forschungs- und Denkprozess haben, sollte ForscherInnen nicht nur bewusst sein, sondern auch konsequent berücksichtigt werden, wenn das Ziel darin besteht, durch die eigene wissenschaftliche Erkenntnis einen Beitrag zur Schaffung egalitärer Geschlechterverhältnisse zu leisten.

Literatur

- Bundesjugendkuratorium (2009): Schlaue Mädchen – Dumme Jungen? Gegen Verkürzungen im aktuellen Geschlechterdiskurs: www.bundesjugendkuratorium.de [Zugriff: 5.6.2012]
- Mies, Maria (1984): Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 7, 11, S. 7-25.
- Müller, Christa (2010): Parteilichkeit und Betroffenheit: Frauenforschung als politische Praxis. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag, S. 340-343.

AutorInnenverzeichnis

Becker-Schmidt, Regina: Prof. Dr., ist seit 2002 emeritierte Professorin am Psychologischen Institut der Universität Hannover. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind psychoanalytisch orientierte Sozialpsychologie und Sozialisationsforschung, Gesellschafts- und Subjekttheorie, Theorie der Geschlechterverhältnisse, feministische Erkenntnistheorie und Gesellschaftskritik.

Kontakt: r.becker-schmidt@t-online.de

Brand, Ortrun: Dipl.-Pol., ist seit September 2009 Promovendin des interdisziplinären Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Organisation und Demokratie“ an der Universität Marburg. Sie promovierte zum Thema *„Arbeit – Raum – Geschlecht. Zur Integration der räumlichen Beziehungen in Arbeitsforschung und -politik am Beispiel des Rechtskreises SGB II“*. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Arbeits- und Sozialpolitik, Bildungs- und Hochschulpolitik, Frauen- und Geschlechterpolitik und Raumforschung.

Kontakt: ortrun.brand@staff.uni-marburg.de
<http://www.uni-marburg.de/fb03/genderkolleg>

Graf, Julia: Dr. des, ist Politikwissenschaftlerin und war bis Juli 2012 Promovendin des interdisziplinären Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Organisation und Demokratie“ an der Universität Marburg. Sie promovierte zum Thema *„Die Gleichzeitigkeit von Erwerbstätigkeit und Grundsicherung. Analysen und Strategien aus teilhabeorientierter Perspektive“*. Derzeit ist sie als Beraterin im Themenfeld Weiterbildung und Work-Life-Balance beim ver.di Bildungswerk Hessen tätig. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Arbeits(markt)- und Sozialpolitik, Frauen- und Geschlechterpolitik, Gewerkschaftsforschung

Kontakt: julia.graf@gmx.de
<http://www.uni-marburg.de/fb03/genderkolleg>

Hirschauer, Stefan: Prof. Dr., ist seit 2006 Professor für Soziologische Theorie und Gender Studies am Institut für Soziologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Praxistheorien, Qualitative Methoden, Soziologie des Wissens, des Körpers und der Geschlechterdifferenz.

Kontakt: hirschau@uni-mainz.de

<http://www.soziologie.uni-mainz.de/FB02/hirschauer/105.php>

Ideler, Kristin: Mag.-Soz., ist seit Oktober 2009 Promovendin des interdisziplinären Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Organisation und Demokratie“ an der Universität Marburg. Sie promoviert zum Thema „*Mit Genderkompetenz zu mehr Geschlechtergerechtigkeit?!*“ (Arbeitstitel). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Frauen- und Geschlechterforschung, Arbeits- und Organisationssoziologie, Geschlechter- und Gleichstellungspolitik sowie feministische Wohlfahrtsstaatenforschung.

Kontakt: idelerk@staff.uni-marburg.de

<http://www.uni-marburg.de/fb03/genderkolleg>

Jung, Tina: M.A. – Pol., ist seit Oktober 2009 Promovendin des interdisziplinären Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Organisation und Demokratie“ an der Universität Marburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Frauen- und Geschlechterforschung, feministische Wissenschaftstheorie und -praxis, Demokratie- und Gesellschaftstheorie. Sie promoviert derzeit zum Thema „*Kritik als demokratische Praxis. Annäherungen an eine Rekonstruktion des Verhältnisses von Theorie und Praxis aus feministischer Perspektive*“ (Arbeitstitel).

Kontakt: tina.jung@staff.uni-marburg.de

<http://www.uni-marburg.de/fb03/genderkolleg>

Klinger, Sabine: Mag. (phil), M. A. ist seit Oktober 2009 Promovendin des interdisziplinären Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Organisation und Demokratie“ an der Philipps-Universität Marburg. Von 2009-2012 war sie Kollegiatin des Graduiertenkollegs „Repräsentation, Materialität und Geschlecht: gegenwärtige und historische Neuformierungen der Geschlechterverhältnisse“ am Institut für Gender Studies an der Universität Basel. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Bildungsforschung, Sozialpädagogik, feministische Mädchenarbeit, qualitative Sozialforschung, Biographieforschung und Geschlechterforschung. Sie promoviert derzeit zum Thema „*Reflexionsprozesse als Bildungspotential. Eine qualitativ-rekonstruktive Studie über Rezeption und Aneignung von geschlechtersensiblen Perspektiven bei Studierenden der Erziehungswissenschaften*“ (Arbeitstitel).

Kontakt: sabine.klinger@staff.uni-marburg.de

<http://www.uni-marburg.de/fb03/genderkolleg>

Ludwig, Gundula: Dr., ist seit August 2010 wissenschaftliche Geschäftsführerin am Zentrum für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung der Universität Marburg. Sie promovierte am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien im März 2010. Der Titel ihrer Dissertation lautet: „*Geschlecht regieren. Staatstheoretische Überlegungen zum Verhältnis von modernem Staat und vergeschlechtlichter Subjektkonstitution*“. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Politische Theorie, feministische Staatstheorie, sozialwissenschaftliche Gender Studies, Theorien der Subjektkonstitution, Queer Theory, Theorien und Politiken der Intersektionalität.

Kontakt: ludwigg@staff.uni-marburg.de

<http://www.uni-marburg.de/genderzukunft/zentrum/gesch/profil/ludwig>

Maurer, Susanne: Prof. Dr., ist Professorin für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik an der Philipps-Universität Marburg. Ihre Forschungs- und Interessensgebiete sind historische Sozialpädagogik, Frauen- und Geschlechterforschung, Kulturtheorien in der Sozialpädagogik, Gesellschaftstheoretische Perspektiven, Soziale Bewegungen, Gender und Soziale Arbeit, Subjekt und Handlungsfähigkeit, Individualität und Kollektivität, Migration, Rassismuskforschung und Soziale Bewegungen.

Kontakt: maurer@staff.uni-marburg.de

http://www.uni-marburg.de/fb21/erzwiss/personal/prof/maurer_hp/index_html

Schoppengerd, Stefan: Dipl.-Pol., ist seit 2008 Promovend des interdisziplinären Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Organisation und Demokratie“ an der Philipps-Universität Marburg. Er promoviert zum Thema „*Der neue Geist des Kapitalismus in feministischer Perspektive*“. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Kritische Gesellschaftstheorie, Kritik der politischen Ökonomie und der Geschlechterverhältnisse.

Kontakt: schoppes@staff.uni-marburg.de

<http://www.uni-marburg.de/fb03/genderkolleg>

Soiland, Tove: Dr., promovierte 2010 in Zürich zum Thema „*Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine Intervention im Streit zwischen Lacan und den Historisten.*“ Sie hat u. a. Lehraufträge in Zürich und Hannover inne und ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift ‚Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik‘. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind französischer Poststrukturalismus, französische Psychoanalyse, Marxismus, Geschichte und Entwicklung der feministische Theorie, Geschlechterverhältnisse im Postfordismus sowie feministische Kritik der politischen Ökonomie.

Kontakt: tove.soiland@bluewin.ch

Villa, Paula-Irene: Prof. Dr., ist Inhaberin des Lehrstuhls Soziologie/Gender-Studies der Ludwig-Maximilians Universität München. Der inhaltliche

Fokus des Lehrbereichs liegt in der Thematisierung von Geschlecht im Horizont von Subjekt(ivierung), Körper/Verkörperungen, Diskursen und Praxen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gender Studies, soziologische Theorien, Körperpersoziologie, Kultursoziologie/Cultural Studies, Sozialisations- und Subjektkonzepte.

Kontakt: Paula.Villa@soziologie.uni-muenchen.de

<http://www.gender.soziologie.uni-muenchen>